Die deutsche Glocke



Volksbuch der deutschen Heimat



Die Deutsche Glocke

Erster Jahresband

Die Deutsche Glocke

Volksbuch

der deutschen Heimat

Herausgegeben von

Hans Reyhing und Christian Jenssen

Gauverlag Bayreuth

Die deutsche Glocke durch ihren Mund
Vom deutschen Land und Volk tut sie kund!

In schicksalsreicher, vielfältig prüfender Zeit läutet sie nun ins Land, unsere Deutsche Glocke. Möge ihr Klang um so reiner und stärker schallen, möge er tief eingehen in die deutschen Herzen, um sie mit jener unwägbaren Kraft zu stärken, die in der gehobenen Muttersprache, im geheiligten Wort der Dichter unablässig lebendig wird. Die lange vorbereitete Gestaltung dieses Volksjahrbuches stand noch nicht unter diesen wuchtigen neuen Zeichen der Zeit. Da die Herausgeber und der Verlag indes aufrichtig bemüht waren, sich von jener deutschen Verantwortung leiten zu lassen, die in den unbedingten Ernst auch die Herzensheiterkeit und in eine fröhliche Lebenstapferkeit alle Hintergründigkeit des Daseins einschließt, dürfen sie hoffen, daß „Die Deutsche Glocke" sich auch unter diesen gewaltigen Zeitumständen bewährt und, wenn auch ein Geringes, so doch das ihre ganz dazu beiträgt, daß der deutsche Mensch vor ihnen besteht. In dieser Zuversicht und mit heißen Wünschen für Führer, Volk und Reich schicken wir das erste großdeutsche Volksjahrbuch auf den Weg.

Die Herausgeber und der Verlag

Anfang September 1939

 · Schutzumschlag nach einem Gemälde (Kronberg im Taunus) von Wilhelm Trübner · Druck und Einband: J. G. Oncken Nachf., GmbH., Kassel

Ulrich von Hutten



**Ich habs gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu:**

Holzschnitt Ernst Dombrowski

Hinter allen Dingen
Klingt eine Glocke fein.
Die sie hören, müssen noch Kinder
oder Toren sein.

Oder Weise? -- Wissen?
Was wissen wir von der Welt!
Hörst du, wie die Glocke
hinter den Dingen schellt? --

Hermann Claudius

DAS DEUTSCHE JAHR

Neues Jahr

Hinabgesunken ist das alte Jahr
Mit Nächten voller Frost und Sternenglanz.
Was es an Segen brachte und Gefahr,
Noch stillt's das Herz und füllt die Sinne ganz.

Da steigt von fern aus Nacht und Morgenrot
Das junge Jahr ins Zeitliche herein.
Es kennt nicht Lust, nicht Haß noch Erdennot,
Es streut des Weltenbauers klarsten Schein.

Und ruft den Unverdross'nen auf den Plan,
Daß er sich sammle, prüfe und vertrau.
Vollbracht muß werden, was noch ungetan,
Und wartend liegt die sonnerfüllte Au.

Adolf Paul Großmann

Hermann Eris Busse

Volksfasnacht am Oberrhein

Was ist es doch mit dem bunten Fasnachtstreiben in den Orten und kleinen Städten am Oberrhein und am Bodensee um die Zeit herum, da der Winter zu weichen beginnt?

Am Sinn der Fasnacht wird viel herumgerätselt. Der Mummenschanz ging unbedingt aus Menschenfurcht vor den Naturgewalten hervor, er war stets ein wildes Spiel gegen den Tod, ein Zauber gegen böse Vernichtungsgeister, indem man ihre schrecklichen Gestalten nachzuahmen suchte, um sie dadurch zu verscheuchen aus dem nun dem Winter entwachsenden Tag.

Auf der Schwelle der Jahreszeiten bekämpfen sich Tod und Leben. Und die Menschen, deren Sinn noch nicht durch Großstadtbetrieb und Landschaftsferne abgestumpft ist, die bodennah und naturgebunden leben, wie es am Oberrhein, diesem Bauernland und Land der kleinen Städte, noch möglich ist, sie beunruhigt noch der Ursinn der Fasnacht. Das Tier wechselt Pelz und Gehörn. Sollte da der Mensch nicht auch einmal aus der alten Haut fahren dürfen, die er das ganze Jahr zu Markt trägt, und in einem selbstgewählten Gehäus das Unterste zuoberst kehren dürfen? Er kehrt ja dann als Narr im Mummenschanz zunächst, weil er sich doch unerkannt glaubt, das heraus, was wirklich und wahrhaftig in ihm ist und sich aus irgendwelchem Grunde verborgen hält.

Staatliche Behörden hatten im Laufe der

Zeit oft Anlaß, das Fasnachtmachen zu verbieten; denn dieses wilde Fest ist wohl eines der empfindlichsten Instrumente der Volksseele je gewesen. In bösen Zeiten verbarg sich unter den Masken der böse Geist, in kranken Zeiten Pest und Teufelei, in starken Zeiten aber Zucht trotz freudigen Übermutes.

Jetzt hoffen wir, daß die Volksfasnacht einen Schwung zeige wie selten noch, ein Barometer guter Hoffnung sei; denn wenn man es auch belächeln möchte, so tief bei diesem Frühlingsfest auf der Schwelle des Winters zu verweilen, es ist Symbol, es ist Gleichnis des völkischen Selbstbewußtseins in einem erbgesunden Stamme. In diesem Sinne sollten wir, solange uns nicht der eigentliche Mummenschanz den Verstand ins witzige Gegenteil umkehrt, die alemannische Volksfasnacht betrachten, die weder mit Karneval noch mit Fasching, wie dies so oft geschieht, bezeichnet werden darf. Fasnacht auf dem Lande, in ländlichen Städten oder der Landschaft tief verbundenen Städten, wie etwa Überlingen, Konstanz, Villingen, Elzach, hat je und je ihr eigentümliches Gepräge und wurzelt tief in der Überlieferung, auch im Geheimnis der Volkwerdung, im Wurzelgrund der Religion, in der Geburtsstunde der Kultur.

Fast allgemein gilt der „schmutzige Donnerstag“ (Schmutz-Schmalz!) als eigentlicher Auftakt des Fasnachtstreibens. Zum Küchlebacken darf an diesem Tag der Schmalzhafen nicht leer werden, sonst bleibt er das ganze Jahr leer. Mancherorts wird auch gleich der Narrenbaum, eine geschälte Tanne mit verzierter Dolde, auf dem Marktplatz gesetzt unter allerhand Narreteien. „Jetzt stoht der Narreboom!“ heißt es am Bodensee, und damit ist die Fasnacht eröffnet.

Überall spielt die Jugend, der Narresoome (Narrensamen), begeistert mit, und zahlreich sind die Verse und Sprüche voll Derbheit, Frohsinn und Unsinn, die den Narros stundenlang rhythmisch nachgebrüllt werden. Kommen dürre Zwetschgen, Äpfel- und Birnenschnitze, Nüsse, Würste und Wecken geflogen, fällt die Kinderschar schreiend und raufend darüber her, als ob die ewige Seligkeit ausgerufen würde.

Die Katzenmusik „Tschättermusik“, oder wie sie sonst genannt wird, ist eine unvermeidliche Begleiterscheinung der Fasnet, wobei der Haupttrumpf bleibt, möglichst großen Krach zu schlagen, ob dies nun mit Mutters Küchengeschirren oder des Vaters Handwerksgerät geschieht. In W a l d s h u t am Rhein eröffnen z. B. die Geltentrommler (Gelte = Kübel), die mit Kochlöffeln den Zuberboden nach allen Regeln der Kunst bearbeiten, die Fasnacht.

Vor allem werden allerhand drollige und peinliche Vorkommnisse des vergangenen Jahres in oft gelungener Darbietung (gesprochen, gemalt, gespielt) karikiert. Das Schnurren, Schnaigen, Hecheln oder Strählen ist in den Fasnachtstagen besonders in Schwung, ihm huldigt auch die holde Weiblichkeit, obschon das eigentliche Fasnachtmachen, vorab der Narrenlauf, eine urtümlich männliche Angelegenheit ist, soweit es Fruchtbarkeitszauber angeht, wie z. B. das Schlagen von Frauen und Mädchen, das in alter Zeit mit der sogenannten Lebensrute geschah. Beim Hecheln werden Geheimnisse aller Art an den Tag gebracht, spitze Zungen und böse Mäuler bekommen und geben ihr Teil saftig und humorvoll, derb und freimütig.

In K o n s t a n z wälzt sich am Abend des „schmotzige Donschtig“ eine Riesenschlange durch die Straßen, der überlieferte Hemdglonkerzug, von den Schülern aller Schulen gestellt. Transparente mit Karikaturen werden mitgeführt. Besonders gespenstisch wirken die Riesenhemdglonker im flackernden Schein der Papierlaternen.

In M e e r s b u r g regiert der Schnabelgyre, ein Domino oder Kasperle mit einem Vogelkopf und einem riesigen Storchenschnabel, begleitet von einem jungen Gyre und einer großen Zahl Maskerer mit „Saublotere“. Die Tiermaske geht bestimmt auf vorchristliche Schreckmasken gegen böse Dämonen zurück.

Als Ü b e r l i n g e n noch freie Reichsstadt



Der Pflüger — Holzschnitt von Lothar Sperl

war, bestand schon ihr eigenartiges Fasnachtstreiben. Der Überlinger Hänsele trägt vornehme Tracht, die Schnitt hat. In Reihen werden auf Leinwand schwarze, rote, grüne, auch gelbe und blaue Stoffstreifchen genäht, an den Nähten mit zahlreichen Glöckchen versehen und Flitter. Die Nase läuft wie ein kurzer Elefantenrüssel in schwarzem Samt aus, kapuzenartig wird der Kopf umhüllt, von einem Fuchsschwanz gekrönt. Der Hänsele ist kaum erkennbar in seiner totalen Verhüllung. Nur dem Überlinger Hänsele eigen ist das Karbatschenschnellen, ein furchtbares Knallen, das durch geschicktes Schwingen und Schnellen eines oft vier Meter langen Seiles, das in einen Zwick ausläuft, erzeugt wird. Die Überlinger Fasnachtstracht soll ins Mittelalter auf ein Abschrecken der Pest zurückgehen.

Stockach hält heute noch ein hohes, grobgünstiges Narrengericht ab, das seit dem 14. Jahrhundert besteht und dem Hofnarren Kuony von Stocken zu verdanken ist. Als die Österreicher gegen die Schweizer Eidgenossen ins Feld zogen, rief Kuony: „Eyer Rat gefallet mir nit, ihr rathet, wo ihr wollet in das Land Schwiz kommen, und rathet nit, wo ihr wollet wieder herauskommen." Als Erzherzog Leopold bei Morgarten 1315 mit Mühe nur sein eigenes

Leben rettete, erhielt der Hofnarr für seinen weisen Rat das erbetene Narrenprivilegium für seine Vaterstadt Stockach. Bei der dortigen Narrenzunft herrscht peinlichste Ordnung, für die „Gerichtsnarren“ und „Laufnarren“ sorgen. Kuony selbst trägt noch das mittelalterliche Narrenkleid mit der Schellenkappe und dem Stab.

Der seltsamen Narrengestalten ist kein Ende, im Hegau, in Laufenburg und Waldshut am Rhein, im Kinzigtal, in der Baar, in Villingen, auch in Oberndorf und in Rottweil, wo sie ein tief urtümliches Wesen zeigen.

Im wirklichen Sinn urtümlich, ja mit geradezu erfühlbaren Zügen ist die Elzacher Fasnacht, deren einzelne Sitten in ihrem Ursprung bestimmt in heidnische Zeiten zurückgehen. Die Tracht des „Schuddig“ besteht aus hochrotem Tuch, sein Dreispitzhut aus Stroh, groß und schwer, ist über und über mit Schneckenhäuschen besetzt, die bei den lustigen Sprüngen des Narren ein eigenartiges Scheppern und Kleppern verursachen. An jeder Ecke kraust sich ein mächtiger Papierbollen. Das Hauptaugenmerk richtet jedoch der Schuddig auf die Larve. Ein Narr setzt während einer Fasnacht vier bis fünf verschiedene Masken auf, um nicht erkannt zu werden. Darunter befinden sich sehr wertvolle und alte Stücke. Die Elzacher tragen Schreckfratzen im Gegensatz zu Villingen und Laufenburg; je häßlicher der Ausdruck ist, desto beliebter. Zu den alten Larven zählt das „Bäregfriß“, die „Langnase“, aus einem einzigen Stück Holz geschnitten, am häufigsten sieht man Fratzen mit breiter, vorgeschobener Unterlippe, die „Lätsch“ heißen, die „Teufelsfratze“ mit den Flügelohren, dann die mit bleckenden Zähnen. Eine Weiberlarve ist das „Mariannle“, die einer Bötin ähnlich sah, die oft vom Wald herunter ins Städtchen kam. Diese Gesichtsmasken sind gewöhnlich aus Lindenholz geschnitten und bemalt. Ein echter Schuddig schneidet sich in Elzach heute noch seine Maske selbst. Seine Bräuche übt der Elzacher Narr mit Leidenschaft und Lust, so das Brüllen, das eigentlich ein Knurren, Grunzen, Brummen zugleich ist, und das nur ein echter Schuddig fertig bringt.

Eine weitere wichtige und merkwürdige Gestalt der Elzacher Fasnacht ist der „Taganrufer“. Er trägt ein kurzes, mit roten, grünen und blauen Streifen benähtes Leinenhemd, dazu einen hohen, spitzen Hut, wie ihn die Zauberer im Märchen tragen. Eine schmale, schwarze Brille, aus Pappe gefertigt, darf nicht fehlen. Wie alt die Taganrufer sind, weiß niemand zu sagen. Alte Leute behaupten jedenfalls, sie träten seit „unvordenklichen“ Zeiten auf. Zu den Taganrufern gehört der Nachtwächter mit seinem Weib, das durch einen Mann dargestellt wird, im üblichen Gewand mit Laterne, Spieß und Schnapsflasche ausgerüstet. Das Taganrufen selbst, etwa 5 Uhr morgens am Fasnachtsmontag, ist von unsagbarer Dämonie. Allmählich ist das ganze Städtchen surrend, knurrend, singend, schwirrend wie ein aufgestochener Bienenschwarm. Die Narren brüllen wild, die roten Zotteln fliegen, ihre Saublasen peitschen den Boden. Lachen kullert überall, und Schreie eingefangener Mädchen gellen in den Frühmorgen. Es sieht alles unheimlich und toll aus und ist doch nur ein harmloses Schabernackspielen.

Sehr eindrucksvoll als wahre Volksfasnachten zeigen sich die in Oberndorf und Rottweil; vorab hat sich in Rottweil eine Vielfalt von Masken erhalten, die alle schon von selber uralt erscheinen.

„Es goht dergege“, sagen die Narren allum.

Die Meersburger Kinder üben schon ihr rhythmisches Rufen: Schnabelgyri, Schnabelgyri, Schnabelgyri!

In Konstanz und anderwärts summen sie schon heimlich: Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz.

Die Stockener Zimmerleut suchen den Narrenbaum aus.

In Laufenburg wetzen die Wiiber heimlich die Schnäbel.

In Überlingen prüft der alte Narr und sein

Narresoome, sein hoffnungsvoller Sprößling, den Karbatschenzwick.

In Elzach probieren die angehenden Schuddig den Brüel (das Brummen).

In Villingen den Narrensprung.

Und die Musikkapellen suchen die Noten zu den Narrenmärschen hervor.

„Es goht dergege mit Hut und Hoor ...“ Es wird wahr mit der Fasnacht.
Der sonst so lebensernste, schwerblütige Alemanne am Oberrhein ist kaum wieder zu erkennen, wenn's erst soweit ist. Das Blut, dieser besondere Saft, will es so.

Narrenfreiheit ist verwandt mit innerer Wahrheit.

So beginnt das neue Jahr, wenn die Nebel dünner werden und der Föhn den Schnee wegsaugt mit seinem pfeifenden Munde, in dem doch bereits Frühlingslieder mitklingen, allerwärts, wo der Volksboden noch den Herzschlag der Erde spürt, mit dem Narrentanz. Er wirbelt die Säfte umher, säubert Geist und Leib von der Winterlast. Die Volksfasnacht ist der völkischen Seele eingerunt, das spürt man wohl, wenn man in ihre Wildemannsläufe gerät, sie verlangt „e gueti Kuttel“. Einem geschniegelten Asphaltpiraten könnte Hören und Sehen vergehen, wenn er zum Beispiel unter die roten Elzacher Schuddig sich mischen würde.

Sie hören auf, die Narrenläufe, wenn am Aschermittwoch die Frühglocke läutet. Die einen gehen fromm in die Kirche und lassen sich Asche auf den Scheitel streuen. Die anderen gedenken wie die Stockacher in der „Narrenmesse“ ihrer im Vorjahr verstorbenen Narrenbrüder. Wieder andere gehen wie die Elzacher in die Elfimeß ins Wirtshaus und essen kühlenden Schwartenmagen. Manche begraben feierlich grotesk die Fasnacht. Die Überlinger heilen ihre „verheite Mägge“ beim Schneckenessen. Mancherorts halten sie Geldbeutelwäsche am Dorf- oder Stadtbrunnen, was wohl ein jung überlieferter Brauch aus der Zunftgesellenzeit sein könnte. Und so bricht dann langsam die stille, bußfertige Fastenzeit an. Und der Mann bleibt brav bei seiner Arbeit, und die Frau, die auch nicht immer daheim geblieben ist, vergibt ihm alle Schulden.

Tag der Arbeit

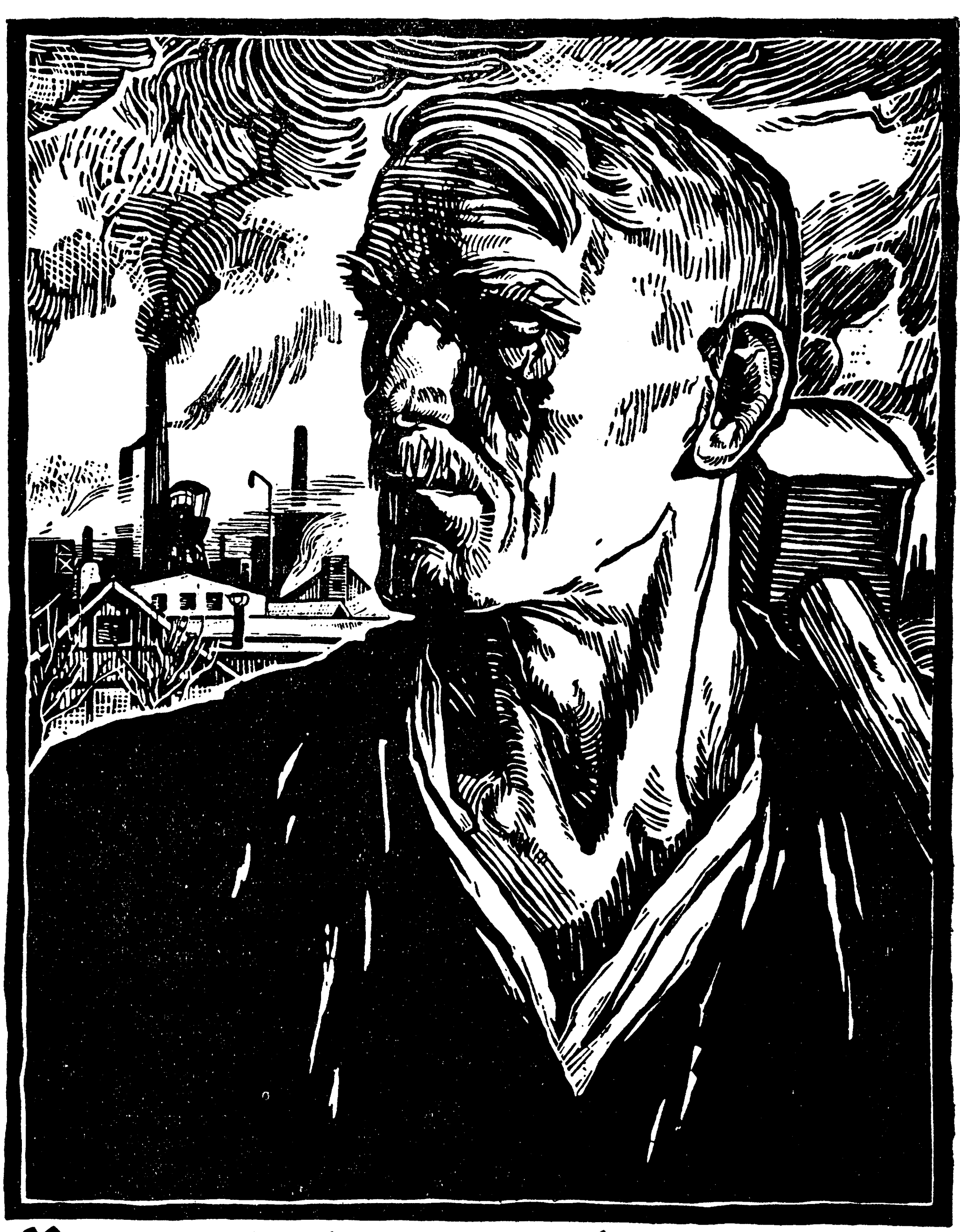
Nicht die Arbeit zu verachten —
Sie zu ehren,
Läßt das Volk die Arbeit heute ruhn.
Dieses ist die neue Lehre:
Arbeit ist nicht Elend,
Sondern hohe Ehre.
Nicht ein Fluch ist Arbeit,
Vielmehr Segen.
Freude leuchtet allerwegen:
Jeder freut sich, daß er Arbeit hat,
Liebt die Arbeit
Als den Garten seiner Früchte,
Nichtstun hieße ihm die leerste Wüste.
Stolz erfüllt ihn auf ermühte Ernte,
Stolz beglückt ihn auf geschaffene Werke.

Einig feiern darum alle Deutschen,
Ob sie graben oder hämmern,
Am Maschinenbande schaffen,
Kohle aus der Erde fördern
Oder braun' und gelbe Körner —
Ob sie auf gewölbten Schiffen
Meereswogen kühn zerfurchen,
Ob mit donnernden Motoren
Sie die Luft im Flug durcheilen —
Heute feiern sie das Dankfest:

Dank der Arbeit, Dank dem Führer,
Der dem heiligen Recht der Arbeit
Wunderbar zum Sieg verholfen,
Der, die Arbeit uns verordnend,
Aller Deutschen Vorarbeiter,
Die Nation gesund gemacht hat
Und der Freude an der Arbeit
Auch die Freude nach der Arbeit
Beigefügt in gutem Wechsel.

Eingeschrieben
Hat er allen deutschen Herzen:
Unser Leben lieben
Heißt zuerst die Arbeit lieben.
Arbeit macht frei!
Das ist die Losung für den ersten Mai.
Dies aber ist der Sinn der Feier:
Der uns aus Nichtstuns Not befreit —
Dank, Dank und ewig Dank
Ihm, dem Befreier!

Rudolf Paulsen



Es wird künftig nur noch einen Adel geben –
den Adel der Arbeit
Adolf Hitler

Holzschnitt Georg Sluytermann von Langeweyde

Friedrich Deml

Walberlafest

Wer bei uns im Frankenland schlaraffisch leben will und hat Geld und Muße dazu, der kann es ausgiebig. Zur Sommerszeit gibt es fast alle Sonntag irgendwo in der Gegend eine Kirchweih, „Kerwa", wie der Volksmund sagt.

Da wird die Gründung der Ortskirche und ihr Schutzheiliger gefeiert; nicht nur, wie es sich ziemt, geistlich, mit Gedächtnis und Gottesdienst, sondern auch leiblich mit Zehrung und Trunk. Die Kette der Kirchweihen beginnt schon am ersten Maisonntag auf der Ehrenbürg bei Forchheim, dem Walberla.

Das ist ein richtiges Volksfest des halben Regnitzfrankens geworden, und die Leute strömen dahin von Bamberg bis Nürnberg. Schließen wir uns der bunten Menge an! Der erste Maisonntag verspricht mäßig warm zu werden. In der Frühe liegt der Nebel über Forchheim, über dem schnurgeraden Kanalbett und der wasserradtreibenden Regnitz.

Forchheim ist ein schmuckes Städtchen geblieben. Am Außenrand hat sich Industrie angesiedelt: Schlote ragen und backsteinerne Gemäuer; aber das Innere des Ortes ist fast unberührt altfränkisch. Der Marktplatz mit dem fachwerkgeschnitzten, hochgegiebelten Rathaus wirkt wie eine getäfelte Stube, unterbrochen von vornehmen gelbgrauen Sandsteinfronten, deren Portale barock ausschwingen. Die Gebäude und Kirchen tragen das Gepräge des ehemaligen bambergischen Hochstifts, seiner bischöflich-üppigen Kultur. In den Nischen und Ecken der Häuser wohnen viele Madonnen; einige gleichen lächelnden Märchenköniginnen, lässig das Zepter haltend, andere bieten mütterlich ihr Kind dem Volke dar.

Vergessene Geschichte des Karolingergeschlechtes wittert um die Mauern der Pfalz, einer massigen, steilaufragenden Wohnburg, in deren winkligem Hofe zerbröckelnde Steinwappen und Trümmer barocker Figuren wie Pflanzenwerk herumwuchern.

Östlich an Forchheim vorbei streicht die silberne Mauer des Jura; sie öffnet gemächlich ihr Tor zur fränkischen Schweiz, um den Wiesentfluß ausmünden zu lassen ins Regnitzbecken. In der Talmulde der forellenreichen Wiesent gedeihen in Fülle die Kirschenbäume. Sie blühen in riesigen Hainen und werfen ihren weißen Schaum über die rostroten Dörfer am Gehänge. Unser Zug fährt langsam durch das Kirschengelände bis nach Kirchehrenbach. Da hebt sich ein kantiger Bergzug und schützt das Tal wie eine fernhinschwingende Festung: die Ehrenbürg, der Volksberg Frankens.

Über seine geruhig atmenden Flanken wächst der junge Buschwald, eine silbrig-grüne, windzerwühlte Wildnis; oben breitet sich felsig-kahle Fläche. Dort steht die Walpurgiskapelle, das Walberla. Dort dehnt sich heute das Fest mit seinen Menschen und Buden. Einst war der Heilige Berg eine Fluchtburg der Kelten; der Wall, der sich um ihn schlang, ist abgetragen und beackert; Hollunderbüsche wachsen und Schafe weiden das kurze Gras.

Kirchehrenbach, das behagliche Nest, trägt eine erhöhte Barockkirche mit Altären Mutschelles, des fantastischen Rokokobildhauers, dessen Gestalten wie Musikfetzen durch den Raum flattern. Steigen wir nun mit den vielen, vielen Leuten, die mit Bahn und Rad gekommen sind und auf allen Wegen prozessionsmäßig zum begehrten Berge emporfluten, auf holprigem Pfad zum Gipfel. Droben wehen Kirchweihfahnen. Man hört schon von weitem Gesumme und Musikgetöse. Für die behäbigen und dicken Wallfahrer ist das Klimmen eine liebe Last und Mühe, der sie mit Keuchen und Seufzern obliegen in Erwartung der Genüsse und Labungen. Vor der letzten Kante wird das Klettern notwendig; man rutscht und hält sich lachend an Bäumen, Wurzeln und Gestrüpp. Das Jungvolk scherzt über die allzu kecken Wa-

den der Mädchen; Spöttereien und manche ungeschickte Anbiederung fliegen hin und her.

Endlich kitzelt der Duft der Bratwürste verheißend in der Nase. Das Ziel scheint nahe. Noch ein steiler Rand, und wir stehen, fast unvermutet, auf der Platte mitten im Festgewimmel.

Welch ein Bild!

Als ob eine sonderliche Bergpredigt gehalten werden sollte! Im Halbkreis biegt sich der Berg, fällt sanft ab in eine mittlere Mulde; die Ränder, von verwitterten Felsen gebildet, heben sich wie ein Wulst. Rings auf der seicht abfallenden Fläche liegen die Leute wie auf einem Riesenbette. Tausende! Als ob Menschenleiber hingesät wären!

Im Anfang sind Auge und Ohr betäubt von dem Andrang der Farben und Geräusche. Man glaubt, mitten in ein Buntbild mit vielen tanzenden Klecksen geraten zu sein. Um nicht schwindlig zu werden, wendet sich der Blick zunächst von dem Trubel ab und der aufgetanen Aussicht zu.

Da öffnet sich das Wiesenttal weit — bis nach Ebermannstadt. Kalkzinnen, Klötze und Festungen des Jura umragen es. Es schimmern die Wolken der Obstbäume und hüllen die Dörfer in Duft. Mühsam, wie zitternd, ragen die Kirchturmspitzen aus der Blütenbrandung über rote Dächer hinweg.

Die Wiesen sind frischgrün, bestreut mit dem Dukatengelb des Löwenzahns, durchflimmert von dem Lila des Schaumkrauts. Sie dehnen sich melodisch am Flußufer entlang; Obstanger neigen sich zu ihnen nieder, und höherwärts starren Äcker, grau und steinig, von Kalkscherben durchsetzt. Farbflächen, nebeneinander hingestrichen, durch den Mittagssonnenrauch gleichmäßig zart und golden verschleiert.

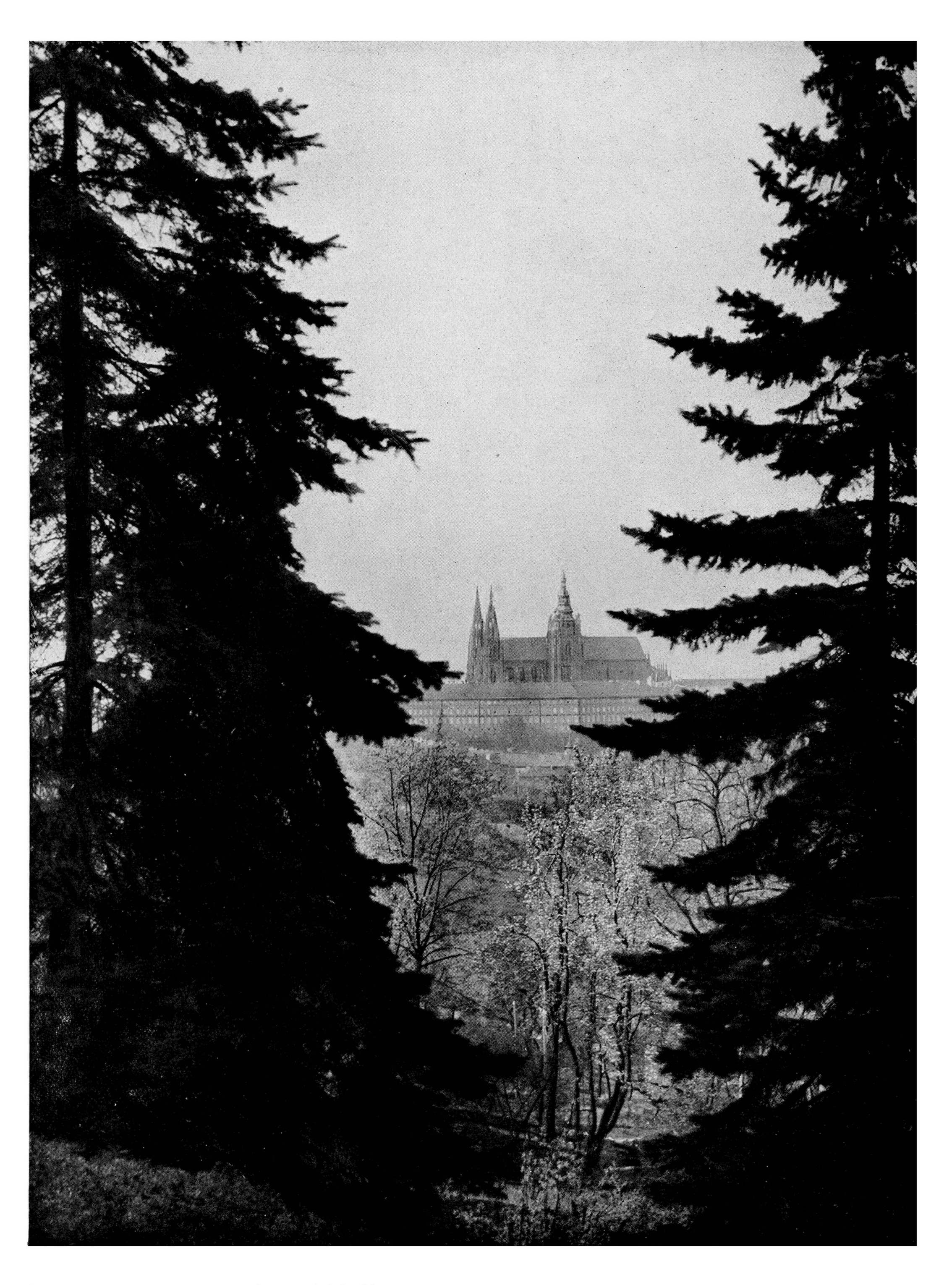
Wie Raupen kriechen die Weißdornhecken an den Pfaden entlang; immer noch strömen die Menschen buntscheckig durch die Fluren. Es ist, als ob die ganze Gegend aufgebrochen wäre.

Da bimmelt die Zwölfuhrglocke vom Walpurgiskirchtürmlein. Der Raum des Heiligtums ist eng und sofort gefüllt von Neugierigen und Andächtigen. Die fromme Stille ist heute übertönt von den weltlichen Weisen. Wo das Kapellchen wurzelt, war in grauer Vorwelt eine heidnische Weihestätte auf der Kuppe. Zur Frühlingszeit kamen die Bewohner des Landes und opferten den Göttern. Dann schmausten sie und waren fröhlich, daß wieder die Sonne gesiegt hatte und der Auswärts war.

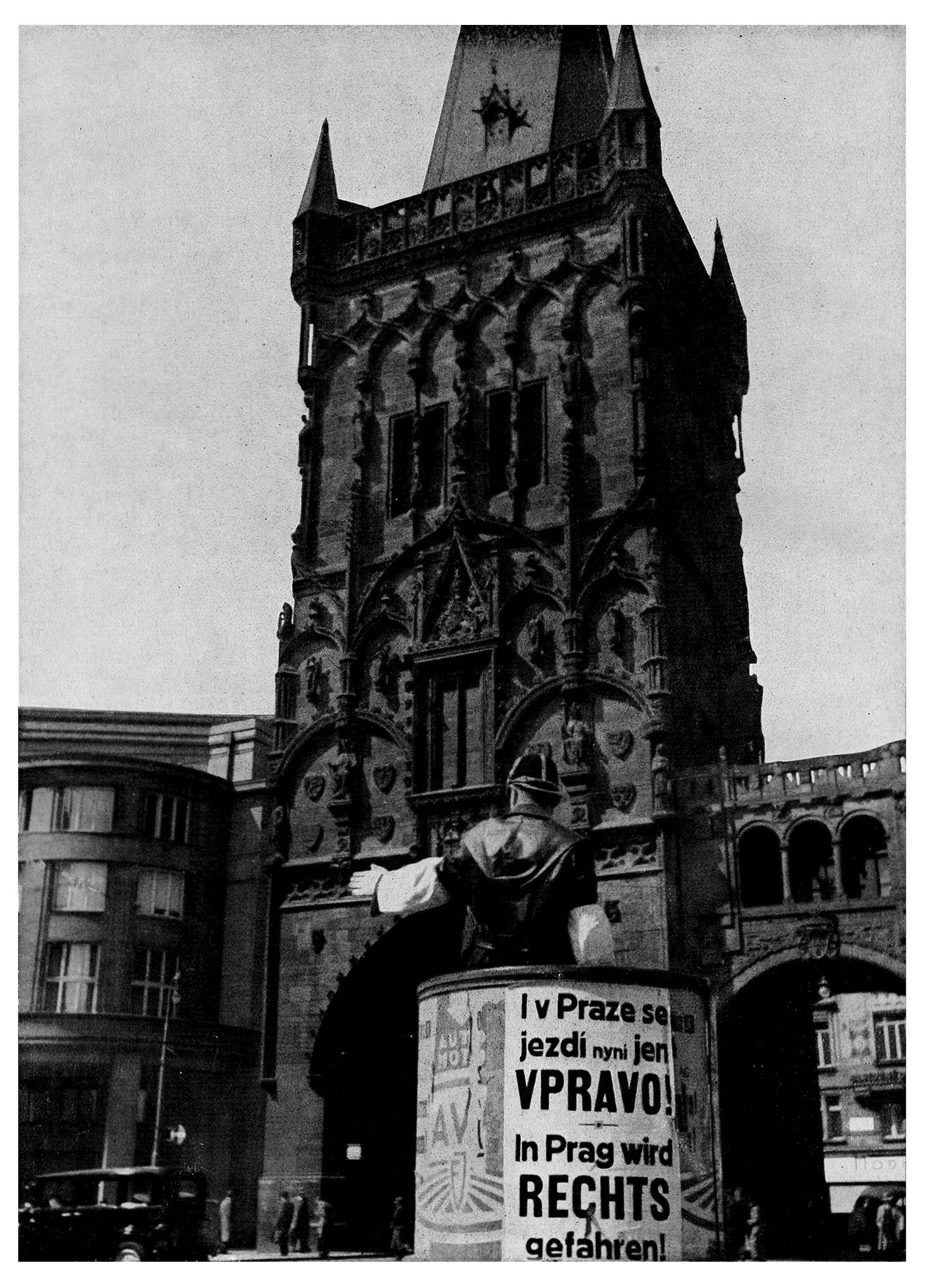
Heute noch ist es im Grunde genommen so: wer die Heiligen und Hüter des Berges geehrt hat, darf froh sein und frei. Er darf seine Maikur in Wind und Sonne machen.

Da zieht sich krumm und schief eine hölzerne Zeltstraße über den Rücken des Berges. Die lärmende, schäkernde Menge schiebt sich labselig hindurch, staut sich vor einzelnen Ständen kauflustig und zerfällt wieder in Haufen, die sich am Abhang lagern, sichs wohl sein lassen und schmausen und trinken. Da hat im Schatten der Kapelle eine Bamberger Gärtnerin ein Tischlein mit Süßholz aufgetan. Die unansehnlichen, wurzelartigen Ranken sind zum Kranz zusammengebunden. Altmodische Leute kaufen sich gern das Wunderholz, dessen Lakritzensaft gegen Husten und allerlei Beschwerden hilft.

Daneben bietet ein Mann aus dem Jura einen Huckelkorb voller Holzkännchen, Stützen genannt, an. Aus hell- und dunkelfarbigen Holzstreifen gefügt, außen mit einem Reifen aus Weidengeflecht gegürtet, innen sorgfältig verpicht, mag das Bier aus ihnen trefflich munden und sozusagen seinen Hausgeschmack bekommen. Das lustigeste aber sind die Buden mit Zuckerzeug und baumelnden Walberlaherzen. Unwahrscheinliche, bläßliche oder grelle Farben tummeln durcheinander. Häuflein Bärendreck, eßbare Gummihampelmänner, Malzzucker, Plätzchen, und vor allem die großen und kleinen, bemalten und beklebten Lebkuchenherzen, auf denen zu lesen in allerlei Verslein und Anmutungen, wie arg Liebe brennt. Sie werden von den jüngeren und



Das goldene Prag. Blick auf die Burg — Aufnahme Franz Höch



Prag. Der Pulverturm

Aufnahme Franz Höch

älteren Burschen als Andenken überreicht und wie eine Platte auf der Brust getragen.

In der Gasse der Bratwurströster läuft einem das Wasser im Munde zusammen. Das Geschäft blüht: in blonde Semmeln eingeklemmt, fahren die knusprigen, aufgeplatzten Würste zum Munde, und Fett und Saft triefen von den Fingern.

Damit der Durst auf abgefeimte Weise gestachelt wird, haben sich neben dem Ausschank gleich die Heringsbrater hingepflanzt. Es zischt und dampft, der Fisch am Stecken wird gewendet, die Menge drängelt und schimpft, bis endlich der Hering, in Papier eingewickelt, erbeutet ist. Bierfuhrwerke stehen herum, Gäule stampfen, Fässer rollen, der Spundhammer dröhnt, und gurgelnd schießt das braune Naß in die Steinkrüge.

Wer seine „Maß" geholt hat und sein Essen dazu, hockt sich ohne langes Hin und Her auf einen sonnenwarmen Felsen oder räkelt sich auf dem Rasen und blinzelt kauend und schwatzend ins Getriebe. Das Volk wogt wie eine zähe, gesprenkelte Lavamasse über die Hochfläche von Kante zu Kante. Am zerfetzten Felsenabsturz drängeln sich die Leute hinterm Gitter, um die Aussicht zu genießen. Immerzu, bald hier, bald dort, spielt eine lästerliche Musik: Blechtrompeten, Ziehharmonika, Zithern und Drehorgeln. Wer nach Ohrenschmaus verlangt, kann sich gleich von einer niederhockenden Musiktruppe etliche Stücke vorblasen lassen. Öfters tut man gut, nicht zu scharf auf die Lagernden zu achten; denn die jungen Paare sind gar zärtlich und ärgern sich über ungebetene Blicke. Da wird im Überschwang des Vergnügens geschäkert und geküßt und manche spröde Jungfrau erobert. Wer den derben Zugriff scheut, bleibe am besten aus dem Wirbel. Denn ein wenig Blocksberggeist und Walpurgisnachttaumel schlägt um die Kuppe, je mehr der Tag sinkt.

Gar mancher Bezechte mag Mühe haben, über Stock und Stein hinab wieder nach Hause zu finden; einige schlafen ihren Frühlingsrausch gleich an Ort und Stelle, unter den milden Büschen, aus. Wie schon angedeutet, wird die Stimmung immer ungebundener, je mehr die Dämmerung einbricht und das Bier in den Eingeweiden rumort.

Zuletzt wird im Freien auf der Rasenfläche getanzt; Männlein und Weiblein drehen sich unermüdlich im Kreise, eine hitzige Bauernkapelle spielt und sammelt groschenweise ihre Ernte. Röcke fliegen und die Trachten der Juramädchen kommen zur Geltung. Das bauscht sich und biegt sich, dreht sich wie ein Rad und die seidigen Kittel und Schürzen glänzen und knistern. Viele Frauen haben weiche, breite Gesichter mit starken Backenknochen, andere wieder strohhelles Haar. Wendisches und germanisches Blut durchdringen sich in Rasse und Art.

Der Abend ist da, es wird kühl und der rote Sonnenuntergang zuckt überm Hügelgewölbe des westlichen Steigerwaldes.

Wir treten aufatmend noch einmal an die Kante des Berges und lassen unsere Blicke schweifen über das zaubrische Land. Unter uns öffnet sich das Tal der Wiesent, hervorbrechend aus enger und fantastischer Schlucht. Felsen rennen an wie im Sprung versteinerte Hengste, Türme und Klötze bewachen den Eingang in das Reich der Höhlen und Quellen. Die Weidenbäume am Bachufer wandern immerzu, Staub wallt auf der Straße von Wiesenthau nach Forchheim, Autogehupe tönt urweltlich-häßlich herauf wie Schreie der Saurier, die einstens am Rand des Jurameeres lebten.

Bäuerliche Volksweisheit

**Steht der Schlehdorn früh im Blütenschein,
Wird schon vor Jakobi die Ernte sein.**

**Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande,
Sie nützen der Luft und auch dem Lande.**



Albert Mähl

Elbsommerleuchten

Der Morgen dampft, es saust in den Bäumen; ich sammle mich voll strömender Ruhe und wandle umher. Ein Wiesel huscht durch die Beete, im Gewächshaus tropft der Wasserhahn. Blütendicht, wie voll Puderschnee, hängt der Jasminbusch über den Wegrand. Eine Wildtaube gurrt und rudert querab auf die mächtige Eiche zu, den treuen Wächter des Hauses. Gut dreihundert Jahre schon steht er hier, — was ist ein Menschenleben gegen solch ein Baumleben? Ich denke, daß hier eine Eichel lag, die vielleicht unter den Hufen eines Reiters in den Boden getreten wurde, als die Wallensteiner gegen die Breitenburg zogen. Daß sie dann keimte und auftrieb zu einem stattlichen Baum, auf dessen Wipfel sich der Rauch legte, den der Wind aus dem brennenden Altona hierhertrieb, das unter den Fackeln und Pechkränzen der schwedischen Mordbrenner Stenbocks in Schutt und Asche sank. Wieder hundert Jahre, höher und höher hatte der Baum sein Haupt erhoben, da sah er den Strom flaggenbunt aus aller Herren Länder und rauschte Nelson zu, dem Seehelden von Abukir, als er nach festlichen Tagen in Hamburg hafenaus segelte. Wahrscheinlich hat auch der lebensfrohe Liliencron ihn gesehen, der Poggfred-Dichter, wenn er, während auf der Flottbekerchaussee die Nachtigallen schlugen, mitternächtlich in einer Droschke, und das nicht allein, zum Süllberg fuhr, um dort um sechs Uhr früh ein Beefsteak mit einer Flasche Beychevelle zu genießen. Darüber erglomm auch schon wie nun so schön der Morgenstern, das sanfte Auge des Himmels.

Aber jetzt nimmt alles mit einem Schlage Farbe an, die Sonne quillt durch das Gewölk, ganze Strahlenbündel schießen aus blauen Lükken. Lautlos, wie alles Große geschieht, flutet das Licht hernieder. Nun fängt auch die Drossel zu schlagen an. Das ganze Vogelvolk ist wach. Ununterbrochen lärmt der wilde Chor.

Am Elbufer klickern die Wellen, ein Fischerewer tuckert vorüber, der Strom erglänzt wie klare junge Augen. Es ist kaum Gang in der Luft, die Segel stehen wie Kerzen hinter dem vollen Grün der Strandbäume. Über die hochstämmigen Baumreihen donnert ein Flugzeug. Schwer, voll Tiefgang trägt die Fähre die Männer der Frühschicht zur Deutschen Werft, die Arbeit beginnt.

Die Edelrosen, Steinnelken und Schwertlilien der Terrassenbeete lassen ihre Tauperlen tropfen. Mag auch niemand ungestraft unter Palmen wandeln, — das Glück, das ihm vielleicht in diesem strandweggeschwungenen Elbparadies begegnen könnte, wo so hoheitsvoll die blauen Königskerzen, die blütensauberen Narzissen und Tulpen, edel wie eine zart gehöhlte Frauenhand, das Herz umwerben, wäre ihm mehr als ein Trost. Hier und weiterhin auf dem neuen Uferweg, der in das Schmuckstück von Teufelsbrück verläuft, säuberlich wie klar Deck mit geweißter Reling. Ja, wenige Schritte nur, und man hat das Gefühl seerüchigen Unterweg-

seins nach fernen Himmelsstrichen. Die breiten weißen Bänke dort stehen ausgerichtet wie hängende Boote an Davits, die gertenjungen Bäume daneben wirken wie Stützpfeiler eines Verdecks, besonders dann, wenn es so westlich fegt, daß die granitfeste Kinnlade des losen Ufermundes hoch von den Wellen umflutet wird.

Der rasenschnittglatte Hindenburg-Park ist voll Flötruf und Gezirp. Stromüber burren die Niethämmer, die knarrende Baggerstimme des unermüdlichen Wotan stimmt mit ein. Eine karminrote Tankschute begegnet einem Radkasten, während hinter den beiden der Sirenenbaß eines Vergnügungsfrachtriesen aufbrummt.

In der Senkung bei Teufelsbrück stehen die Edeltannen, Lärchen und Kastanien windstill am Hang. Das Laubdach wird tiefer hinein dicht und dichter, bis das Waldstück sich zeigt, ein kleines Bruch um einen Ententeich voller Seerosen und Geschnatter. In der Mulde davor aber schimmert neben Treibhäusern ein blütenbunter Blumenteppich; Libellen surren aus dem Ried, zartheller Flötruf träufelt ins Ohr, hier ist das Elfenreich der guten Träume. Köstlich, dann hier herauszutreten und das Schulschiff drüben bei Finkenwärder blitzen zu sehen, den silbrigweißen Aufbau eines Tankdampfers hinter der jenseitigen Böschung. Köstlicher noch, tief verwundert dann das berauschende Farbenspiel zu genießen, das sich einstellt, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Luftfeuchtigkeit durchdringen. Kupferfarbige Ringe sind plötzlich grell mennigrot, die sottgrauen Rauchfahnen zerfließen wie blaue Milch, geisterhaft schnittig und scharf flimmern die Schiffsrümpfe auf. Einen Augenblick ist der Strom kaffeebraun, dann eisengrau und nun bernsteingelb. Das linde Grün der vertäuten Jollen dunkelt olivenblattfarbig nach; schwere Wände, alles Gemäuer wird mit glitzerndem Goldstaub übertüncht. Alles Gegenständliche ist unwahrscheinlich geworden, die Bäume schäumen und funkeln unter sprühend grünem Lichtregen. Der Küstenrand scheint zu sinken, aus dem Wasser scheinen strichweise Sände aufzutauchen. Ein toller Wirbel packt eine Weile die Sinne, der nordische Pan rast stromüberhin und spielt sein Lied. Spiele fort, großer Pan!

Die heilige Nacht im Weinberg

Eine von den Rebenblüten
Muß im Land den Zauber hüten:
Spüret ihren Duft im Wind
Irgendwo ein Sonntagskind,
Darfs in einer Maiennacht
Lauschen, wie's im Wein erwacht.
In den Tiefen pulst und klopft
Blut der Erde und es tropft
Gold der Sterne und gestillt
Träumt zu Gott, was sich erfüllt —
Aller guten Geister Sang
Füllt das Tal mit seinem Klang.

Alle guten Geister weben
Leise singend in den Reben,
Hügelauf und hügelnieder
Klingen ihre Zauberlieder,
Bis der Duft im Mondenlicht
Aufatmend seine Hülle bricht
Und ein süßer Schrei im Rund
Tut das stille Wunder kund —
Horch, ein starker Flügelstoß:
Gegen den Himmel riesengroß
Steht ein Engel am Hügelrand
Und segnet das Land!

Georg Schmückle

Rosemarie

Im Juni, als die Schwalbe flog,
Die Biene ihren Honig sog,
Ein Bursche seinen Schatz betrog,
Den Schatz mit einer andern,
Im Juni, als die Schwalbe flog,
Der junge Bursche südwärts zog,
Es war die Zeit zum Wandern.
Rosemarie, Rosemarie,
Rosemarie, ich vergesse dich nie.

Der Weg war lang, das Ziel war weit,
Und plötzlich tat ihm alles leid,
Er dachte an die Rosenzeit,
An seine wilde Rose,
Gedachte der, die er vergaß,
Und die daheim in Schmerzen saß,
In Schmerzen unter Rosen.
Rosemarie, Rosemarie,
Rosemarie, ich vergesse dich nie.

Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Als er die Welt durch Tränen sah,
Er liebte die Betrogne ja,
Das Mädchen in den Rosen,
Im Juni, als die Schwalbe flog,
Er wieder in die Heimat zog,
Es blühten rot die Rosen.
Rosemarie, Rosemarie,
Rosemarie, ich vergesse dich nie.

Der Juni ist die Rosenzeit,
Der Juni macht die Herzen weit,
Der Juni bringt Glückseligkeit,
Da blühen alle Rosen.
Und wer die Rosen blühen sieht,
Voll Sehnsucht heim zur Liebsten zieht,
Zu seiner wilden Rose.
Rosemarie, Rosemarie,
Rosemarie, ich vergesse dich nie.

Max Barthel

Sommerblumen

Nur ihre Namen wieder hinzusagen
Ist dir ein freundlich sommerlich Behagen:
Labkraut, so duftend süß, im ganzen Land
Als „unsrer lieben Frauen Bettstroh" ists bekannt.
Und Federnelken, klein und rot und rund
Sie tun sich anders nicht als lieblich lächelnd kund.
Und Thymian, wie schön der Name klingt
Und duftend sommerlich, als wenn die Grille singt.
Jasionen auch, die Stengel sind ganz grau,
Doch tragen sie ihr Köpfchen licht und blau.
Kreuzkraut, Johanniskraut — und wahrhaft golden
Erhebt der Rainfarn seine großen Dolden.
Wenn du am Weg noch stehst, da winkt dir schon
Vom Felde her der schöne rote Mohn.
Kamillen sind ein Bild vom Himmelslicht,
Sind „Balders Wimper", wie die Sage spricht.
Kornblumen blau, Kornraden violett,
Sie singen dir ein blühendes Duett —
Und überhaupt: das Blühen wird Gesang,
Der klingt dir bunt und hell den ganzen Weg entlang.
Setz dich am Feldrain nieder, still und leise
Singt dir des Sommers schöne Blumenweise.
Und wenn du horchst, ganz still, hörst du im Singen
Des eignen Herzens Schlag wie Glockenklingen,
Ganz leise nur, mag es nur leise sein,
Je leiser, um so schöner schließt es ein
Den Himmelslaut, wenn der dich angerührt,
Bist allzeit du vom wahren Licht geführt.
Und in der kleinen Blumen schlichtem Sommerlied
Die ew'ge Liebe doch am allerschönsten blüht . . .
Verstehst du's nun: O sommerlich Behagen,
Mit kleiner Blumen Namen-nur-zu-sagen
Die ew'ge Liebe schön im Sinn zu tragen.

Erich Bockemühl

Hans Reyhing

Beim „Ohmaden" im Allgäu

Ich gehe mitten durch das große, grüne Allgäu, den Grat des 1230 Meter hohen Hauchen entlang, wie auf einer der Erde enthobenen Straße hoch im blauen Raum, und um mich reigen die ungezählten Gipfel und von einem zum andern schwingen talauf, talab wie weit ausgebreitete grüne Tücher mit den langgezogenen Nähten scharfer Tannenzeilen und den dunklen Tupfen und Flecken kleiner und großer Waldbestände all die mannigfaltigen steilen und sanften Hänge. In ihren Talrinnen ungezählte gluckernde Quellbäche, aus dunklen Bergkammern oder geheimnisvollen Moosen entsprungen. In ihren bergenden Schößen aber wohlbehütet lockergesiedelte Weiler, unzählige Einzelhöfe mit blinkenden Scheiben und grünen Fensterläden.

Und jetzt? — Singt nicht aus dem Hof, dessen rotes Dach gerade noch aus der Bergfalte da unten ragt, lustiger Dangeltakt, dingel-dangel, dingel-dangel? Höre ich nicht von einer Wiese an dem sanftgleitenden Südhang des Hauchens eine Sense fauchen? Fährt nicht dort unten eine Mähmaschine über den grünen Wiesenplan? Und noch eine und wieder eine? Freilich, es ist die Zeit des zweiten Schnittes. Das Öhmd, das „Ohmad", muß unter Dach. Der Allgäuer geht ins Feld zum „Ohmaden", den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Das ist ein Leben! Der alte Dannheimar und sein Schwiegersohn, der Klaus, stehen schon vor Tau und Tag barfuß auf ihrer morgenfeuchten Wiese, die sich wohl zwanzig bis dreißig Tagwerk groß dem Haus anschließt. Sie hauen Mahd um Mahd herunter und spucken immer wieder in die Hände, wetzen und mähen, wetzen und mähen und spucken wieder in die Hände. Und jetzt kommt Dannheimars Anna noch dazu. Breit und erdschwer stellt auch sie sich ins Geschirr, spuckt in die Hände und wetzt und mäht, wetzt und mäht. Barfuß rücken die Buben mit den Gabeln an, das gemähte Gras zu verstreuen. Übermütig jucken sie über die Mahden und liefern sich schon im Anmarsch lustige Gefechte. Aber nun geht's an die Arbeit. Ohne daß ein Zeichen gesteckt ist, weiß man doch, wie weit man kommen muß, ehe es vom schiefen Türmlein der Kirche sechs Uhr schlägt.

Sechs Uhr! Das ist der Glaubenssatz im Katechismus des Allgäubauern, den schon der kleine Bub im Schlaf weiß: um sechs Uhr geht's in den Stall, den Kühen die Morgenmilch abzunehmen. Hat die Jahreszeit heiße Tage, so ist das Vieh bei Nacht auf der Weide und muß erst in den Stall getrieben werden. Von überall her hört man dann das vielstimmige Morgenglockenlied des Allgäus, und es knarren bald auch von allen Seiten Wagen und Wäglein daher, welche die Milch der Sennerei zuführen.

Nachher aber geht das Ohmaden weiter. An allen Hängen, in allen Waldecken, hinter allen Hügelzügen fauchen die Sensen. Da mäht der Zängerle und sein Knecht, hier mäht und wetzt und schwitzt der Wirt allein, dort rückt der Millionenjörg an der Spitze seiner ganzen Mannschaft arbeitsgewohnter Söhne ins Feld. Selbstverständlich hat er, der sogar die Allgäuluft in seinem Windmotor fängt und damit seine Maschinen treibt und sein eigenes Licht erzeugt, auch eine Mähmaschine, auch der Klaus hat eine. Aber sie sind nun einmal der Meinung, daß man mit der Sense mehr erwische, und darauf komme es beim Ohmaden an. Andere glauben das nicht und sind überdies der Meinung, das Vieh, das man ohnehin nach dem Ohmaden auf die Wiesen treibe, werde mit dem etwaigen Überbleibsel schon aufräumen. So thront der blondgeschopfte Georg, mit hinaufgestülpten Hemdärmeln, kurzen Lederhosen und barfuß, wie der leibhaftige Fortschritt

auf seinem Mähmaschinensitz und raucht als Sohn der allerneuesten Zeit neben dem Mähen behaglich seine kurze Pfeife, gleichsam ein Gedächtnisrauch- und Dankopfer für alle die, welche die Jahrhunderte hindurch mit dem hinter der Sense vergossenen Schweiß den Boden hier gedüngt haben. Und der Theo „verregt" sich erst recht nicht auf seiner Mähmaschine und raucht sogar eine lange Pfeife und macht Kalender dazu oder studiert er ruhesam an der Weisheit der Altvordern, obwohl seine „Fanny", welche die Mähmaschine rasseln läßt, ein „schiefriges Luder" ist. Mit Haut und Haar hat sich der Max zunächst der Neuzeit verschrieben, hat den Motorteil eines lebensmüden Autos seiner Mähmaschine vorgespannt und mäht nun, wie von einer fauchenden Windsbraut über die Allgäuwiesen getrieben, Tagwerk um Tagwerk nieder. Auch die Öhmadwagen führt er mit seinem glorreichen „Pfuzger" heim. Er weiß wohl, daß so ein Fuchs, wie ihn der Nachbar Georg hat, und auch so eine schiefrige Fanny besser auf einen Hof passen, aber er hat ihn erst übernommen und will es einmal so probieren.

Wo nun eine Wiese steil am Hang liegt, muß man nach alter Väterweise mit der Sense Hand anlegen. So mäht die Resi mit tapferen Streichen bergab und der alte Helchenberg haut ebenso schneidig hinterdrein. Sein stattlicher Schnurrbart wackelt beim Wetzen taktgemäß mit, und die Blicke gehen dabei verliebt unter den buschigen Brauen hervor auf den einzigen Grünten, wohin er jedes Jahr nach dem Öhmad zu Ehren der schönen Allgäuheimat eine herbstliche Wallfahrt macht.

Aber mit dem Mähen allein ist's nicht getan. Die Fraunamen hantieren nun mit den Gabeln. Da die Helchenbergin, dort die alte Finkel. Ha, die läßt die Fetzen fliegen! Da glaubt man es gern, daß sie beim Rosenkranzbeten, das die Weiber der kleinen Siedlung von nur sieben Häusern am Sonntagabend in das so schön auf dem sanften Hügel gelegene Käppele ruft, mit weit vernehmlicher Stimme die Führung hat und daß sie mit ihren 64 Jahren beim Kaffeekränzles- und Fastnachtstanz, zu dem sie wohl eingewickelt die leichtesten und schönsten Tanzschuhe mitbringt, heute noch den flottesten Walzer tanzt — wenn es ihr auch (ganz bestimmt zum erstenmal in ihren 64 Jahren!) dieses Jahr hierbei schwindelig geworden ist, weil der Schifahrer aus der Stadt, den sie sich zum Tanz holte, den Walzer rechts herum getanzt hat. So ein hinterführer Mensch! Im Allgäu tanzt man doch links herum.

Aber wir sind doch nicht am Fastnachtstanz, sondern im Öhmad, und gerade beim Verstreuen der Mahden, beim „Warben". Und dort drüben ist noch die Bürgermeisterin an der Arbeit und die Burga dabei. Und immer hat die Mutter, auch bei der eifrigsten Arbeit, die Bereitschaft zu einem herzlichen Gegengruß im freundlichen Gesicht, und die Burga schüttert vor lauter Freude an dem schönen Öhmad und an dem Spaß eines vorübergehenden Ferienbummlers einen gehörigen Lacher über die Wiesen. Wie flott aber bei beiden die Gabeln gehen! Und sie lassen die grünen Graswische über und vor ihnen in der Luft wirbeln wie lauter köstliche Siegeszeichen des Allgäus. Und erst recht dann am andern Tag oder am übernächsten, wenn man das dürr werdende Öhmad aufs neue durchschüttelt, oder wenn man die am Abend vorher zusammengezogenen Häuflein der „Birlinge" wieder auseinanderstreut und dabei nun die dürren Öhmadfetzen wie Flaum von den Gabeln flocken und fast im blauen Sommerlicht zerstäuben.

Das Öhmaden ist ein herrliches Geschäft, wenn es gut Wetter ist. Regen verdirbt aber den ganzen Spaß. Im Heuet weiß sich der Allgäuer besser zu helfen. Da läßt er das ungezählte Heer seiner Heinzen ausrücken und in vielen lockeren Schützenlinien auf den Wiesen aufmarschieren. An ihnen geschickt aufgehängt, trocknet das beregnete Heugras rasch, und jeder warme Sonnenstrahl, der zwischen dunklen Wolken durchfindet, kann seine Wirkung tun. Für die Heinzen ist das Öhmad meist zu kurz.

Vom mächtigen Wiesbaum zusammengehalten wird nun bei gutem Wetter das Ohmad bald in die Scheunen geführt. Es ist die zweite Ernte des Allgäubauern, und er fühlt sich in diesen Tagen in seiner Wichtigkeit und Leistung neben den Bauern des Unterlandes, worunter er eben die der Donau zu gelegenen Ackerbaulandschaften versteht, da dem Bauern viel schwerer aufgeladen ist.

Viel, recht viel ist auch im Allgäu zu tun, bis endlich Ohmad ist. Aber nicht so vielgliedrig ist die Kette, darin droben der Allgäubauer steht, und im Unterland schätzt man ihn darnach — oder beneidet ihn, und mancher Knecht und manche Magd blickt mit einem heimlichen Verlangen hinauf nach einem Platz im grünen Reich des Allgäus.

Ja, das Allgäu! Nie kann ich den Städele vergessen, wie er in verhaltenem, geruhigem Gang an einem Sonntag im Ohmad um sein Haus schreitet, das auf dem höchsten Punkt der kleinen Siedlung, von überall her sichtbar, gelegen ist. Den tiefen Sinnierer, der viel nachdenkt über Gott und Menschen, Weltall und Sternenwelt, und der selbst mit seinem hochgelegenen Haus und seinen Wiesen wie ein fester, ausgewogener Mittelpunkt im unendlichen All zu stehen scheint. Nie kann ich es vergessen, wie er, die Pfeife im zahnlückenstarrenden Mund und die Blicke der blauen Augen liebevoll in seiner heimatlichen Landschaft versenkt, langsam, wie im Drang der inneren Strömung um die Worte ringend, zu mir sprach: „Wenn ma all Tag ebbes z'esset hot und sein Seelefrieda, ist ma dr glücklichst Mensch. Und wie schö sind eusre Berg, all Tag anderst und all Tag schöner!" Ja, das ist ein Wort. Am andern Morgen faucht wieder die Sense.

Das Ohmaden schließt den Reigen der Allgäuer Jahresarbeit. Nun greift man in des Bürgermeisters Haus, wo Geigen zu Hause sind und ein Klavier, und wo droben auf der „Bühne", dem Boden, eine wahrhaftige Orgel steht und oft mit dröhnenden Klängen Haus und Stall und Scheune füllt, wieder öfter in die Saiten, und der brausende Orgelklang des Erntedankes hebt fast das Dach. Der junge Walser schickt noch öfter das Lied seines Waldhorns der Liebsten über den Berg. Der Helchenberg und die alte Finkelin aber machen nun ihre herbstliche Wallfahrt auf den Grünten, trinken einen Krug Bier und blinzeln beglückt in das schöne Allgäu hinaus.

Das Vieh wird von der Weide auf die abgemähten Wiesen geleitet und holt sich hier noch einen guten Jahresnachtisch, bis es dann vom ersten Schneefall in den Stall getrieben wird. Hier ist gut sein, wenn ums Haus die wilden Winde fauchen. Muh! Auf der Scheunentenne über oder neben ihm wuchten die mächtigen Heu- und Ohmadberge. Muh! Muh! Es mag nun ruhig schneien, solang es will. Muh! Muh! Muh! Und voriges Jahr hat's auch gereicht.

Erntedank

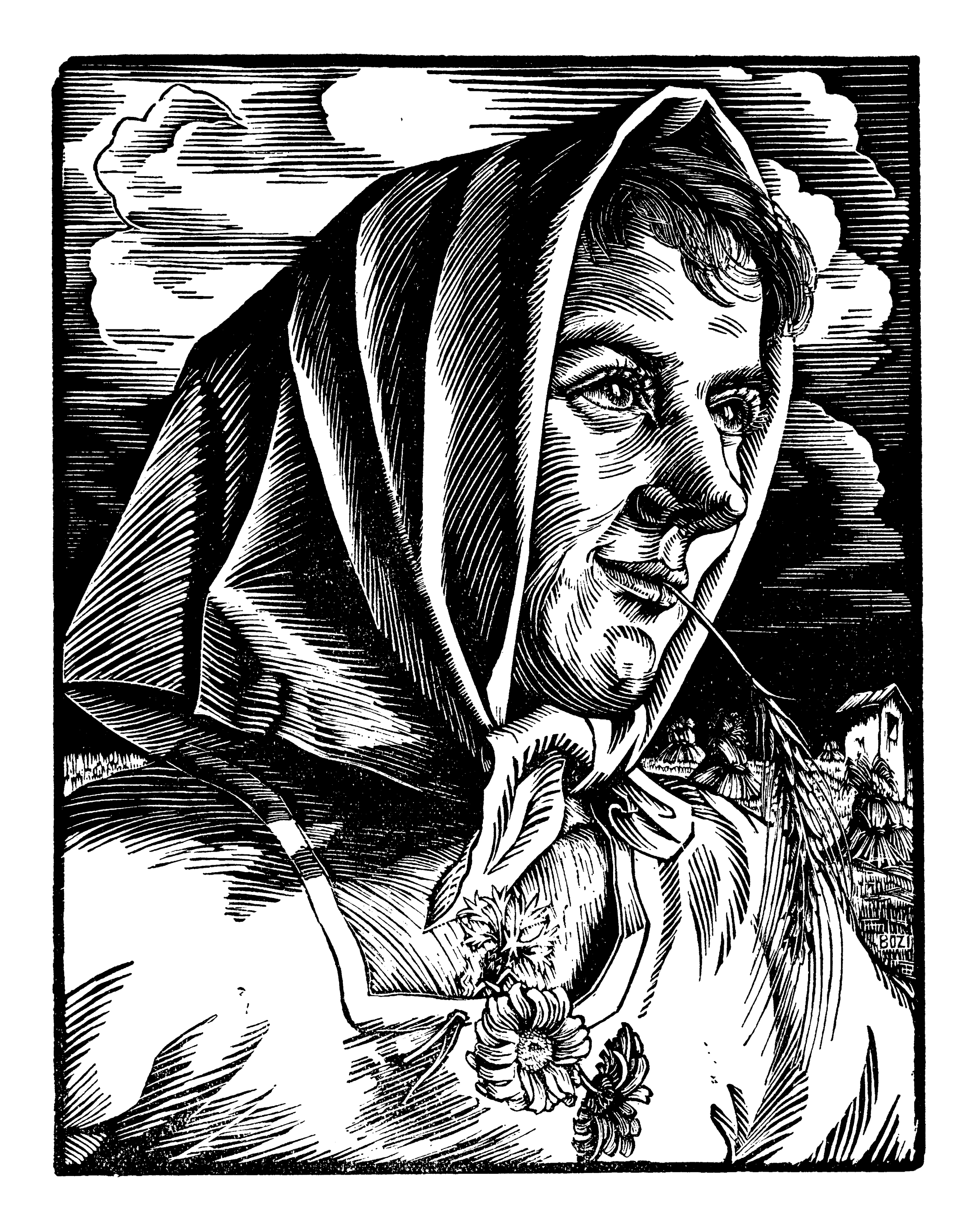
Wieder nach Sorgen und Mühen
Schenkt sich die Erde uns.
Nicht durch Klagen und Knieen —
Aufrecht, fröhlichen Munds

Wolln wir den Herrgott loben,
Der das Gedeihen gab,
Der in den Tag gehoben,
Was wir senkten ins Grab

Dunkler wärmender Erde,
Bis es auffuhr ins Licht.
Sein ist die Gnade: es werde.
Unser die treue Pflicht.

Unser das Beet im Garten.
Unser der Pflug durchs Land.
Unser das Wirken und Warten.
Sein die segnende Hand.

Gerhard Schumann



Holzschnitt Bodo Zimmermann

Herbst

Das Laub flammt gelb, das Laub flammt rot,
als wär ein Freudenfest der Tod.

Noch brennt bei Tag die Sonne heiß
doch morgens sind die Wiesen weiß.
Zeitlosen blühen ohne Zahl,
durchsichtig-blaß, schwindsüchtig-schmal.
Faul-süß riecht das Kartoffelkraut,
im Flußtal weißer Nebel braut.
Die Jagd geht auf mit Hundsgebell,
Hütbubenfeuer flackern hell.
Obsthaufen duften aus dem Gras,
im Baum der Pflücker pfeift sich was.

Bald kommt Kirchweih mit Ringelspiel
und Schmauserei und Buden viel
und Tanzmusik und Heijuchhei
mit großer Kirchtagsrauferei.

Emil Merker

Bernhard Faust

Die Weihnachtsschicht

Von der Löschrampe der Kokerei hob sich Rauch und hing lose Wölkchen um das feingliedrige Stahlgewirr des Förderturms. Ein Windstoß fegte aus Nordost und fegte eine Handvoll Schnee über die Halde. Da duckten sich die Wolkenschleier in den Schutz der Schachtanlage.

Auch auf der Hängebank, wo Mann hinter Mann, Knappe an Knappe, auf die Seilfahrt harrte, teilte sich die heimliche Lustbarkeit mit, die draußen in Schnee und Sturm tobte. Wartete nicht nach der Schicht festliche Freude, die Kinder daheim mit glühenden Backen und flüsternden Heimlichkeiten? Das war das Glück, das ihr Gruß verhieß, das Glück über Tag, Weihnachtsglück.

Aber von diesen fröhlichen Stunden trennte die Bergarbeiter noch die Arbeit, eine Schicht, die Weihnachtsschicht. Darum stimmte sie ihre Erwartung so froh, weil sie nahe war, und ihre Rufe schallten lauter, ihre Herzen schlugen zuversichtlich, und über ihrem Beginnen lag ein freudiger Schimmer. Eine brüderliche Teilnahme erfaßte alle, kameradschaftliche Sorge und frohes Helfenwollen.

Am Abbauhammer, vor der Schrämmmaschine — überall von Ort zu Ort wurde es eine fröhliche Schicht. Auch in der Gedingegruppe, zu der Schneider gehörte. Aber eine neue Schüttelrutsche, eine fünf Meter lange eiserne Laufbahn für den Abfluß der Kohlen, mußte in die Strebe gebaut werden, damit die erste Schicht

nach dem Fest nicht schwer falle. Es war ein hartes Stück Arbeit, doch das Lachen schwand trotzdem nicht an diesem Tag. Erst recht nicht, als der Steiger durch den Schießmeister sagen ließ, eine Nachbarin Schneiders habe ihn angerufen und die Nachricht gebracht, daß die Frau des Schleppers einen Knaben geboren hatte, das schönste Geschenk unterm Weihnachtsbaum.

Daran fand ihr Gelächter, ihr Frohsinn einen Inhalt, der laute Übermut ein Ziel. Der Hauer, dessen hilfsbereite Art man schätzte, konnte sich vor Glückwünschen nicht retten, die man durch die Rohre klopfte. Und die Kameraden, die ihn trafen, schüttelten ihm die Rechte: „Glück auf, dem Stammhalter, Schneider!"

Hatte sich die Hast, die alle festtäglich umschloß, der Überschwang der Gefühle ihrer zu stark bemächtigt, daß sie die Vorsicht vergaßen? Jedenfalls versagte ein Mann, als die Rutsche in die Strebe eingelassen wurde, ein Arm war zu schwach gewesen, und die Kette wurde einer Hand entrissen und sauste talab, gezogen durch ihre Wucht und Schwere. Das Unheil, das auf sie lauerte, traf den Glücklichsten ihrer glückhaften Schicht: vierzig Meter tiefer grub Schneider ein Bett für das Teilstück der Rutsche, die sie herabseilten, und noch im Traum seines väterlichen Stolzes, im Traum seines Glücks, drohte ihm der Verlust dessen, was er als Weihnachtsgabe erhalten hatte.





Was half es, daß die Kameraden schrien und zum Zeichen der Gefahr die Lampen schwenkten? Schmal im Raum, bot die Strebe kaum einen Durchschlupf für einen lang ausgestreckten, kriechenden Menschen, und die Frist war kurz bemessen, die zur Flucht blieb. Aber in den wenigen Sekunden, die ihm das Leben zur Entscheidung bewilligte, erbarmte sich sein weihnachtliches Hoffen, die Liebe und ihr Trotz, und in dem Schutz dieser Zuversicht, daß er, um des Kindes willen, nicht sterben könne, nicht sterben dürfe, daß er leben müsse, wühlte er im Hinstürzen einen Wall aus Staub und Kohlentrümmern in halber Höhe auf und streckte dem nahenden Unheil zur Abwehr die Schaufel entgegen.

Was keiner glaubte, gelang, ehe noch ihr Entsetzensschrei verklungen war. Das Eisen der Schüttelrutsche fraß sich in den letzten Stempel fest, hob ihn aus dem Bühnloch und stauchte in die aufgehäuften Kohlen, fuhr dem Hauer wohl mit einem letzten Stoß in die Glieder, aber zermalmte nicht sein Leben. Er fluchte, jammerte, schrie, aber er lebte. Als man ihn nach der Unfallstelle brachte, stellte sich heraus, daß der Schaden nicht so groß, der Fuß nicht gebrochen, wenn auch von einem äußerst schmerzhaften Bluterguß durchzogen war. Das beste, man fuhr den Verunglückten gleich hinüber zum Grubenarzt.

Doch seltsam, davon wollte Schneider nichts wissen; er wehrte sich mit allem Ungestüm dagegen. Wenn die Verletzung nur eine Sache des Schmerzes sei, erklärte er, und nicht lebensgefährlich, daß sie die Arbeitsfähigkeit nicht für immer behindere, wolle er sich dem Schicksal dankbar erweisen und denen, die daheim warteten, die Freude nicht verderben. Dieser Gedanke beherrschte ihn, und man brachte ihn nicht davon ab. Tapfer hing er sich an den Arm eines Kameraden und humpelte mühsam nach Hause.

Still saß er dann am Bett seiner Frau und sagte dankbare Worte, wenn sie klagte, dankbar sorgte er für ihre leidende Ungeduld. Zuweilen biß er ratlos die Zähne zusammen, wenn das gestaute Blut durch den geschwollenen Klumpen stach, ja, zuletzt blieb ihm nichts übrig, als die Nachbarin, die zur Pflege der Wöchnerin gekommen war, ins Vertrauen zu ziehen. Mit ihrer Hilfe wurde er Herr der frommen Lüge, die keinen Schatten duldete im Schimmer der Kerzen.

Dicht am Baum stand das Geschenk dieses Jahres, das Körbchen, in dem das Kind lag, die große Freude ihrer Wünsche. Ein Gesichtlein, kaum eine Manneshand an Umfang, schaute daraus empor mit verwundert staunenden, licht hungrigen Augen. Ein unsagbar süßes Dankgefühl durchdrang den Hauer unter diesem unschuldsklaren Blick, als spräche zu ihm das höchste Wunder aller Dinge. In der Andacht dieser Stunde und im Nachklang ihrer Seligkeit überwand er alle Schmerzen, die er litt, — drei Tage überwand er die Qual seiner Verletzung, überwand sich selbst, ehe er, mit unbeholfen stammelnden Worten, seine Tat gestand und bereit war, sich zum Arzt führen zu lassen.

Doch das geschah später, nach Stunden, Tagen, Ewigkeiten seines Glücks. Heute wich er nicht von der Wiege, hielt heimlich die Hände gefaltet und hütete sein rauhes, unbezähmbares Gemüt vor jedem lauten Wort.

Draußen hüllte der Schnee den kostbarsten Schatz in Wärme und Schutz, das Förderrad hielt stumm in seinem Schwung, und die Sterne staunten am Himmel.

Mit lächelnder Liebe beugte sich die Mutter über das Kind in der Krippe.

Sudetenweihnacht

Nun blühe, Stern! Nun rausche, Baum!
Dehn dich in Duft und Dämmerschein,
Spinn Silberschatten durch den Raum
Und hüll uns in dein Wunder ein,
Denn es will wieder Weihnacht sein.

Zum erstenmal, zum erstenmal,
Du grüne Tanne traumumkränzt,
Stiegst du aus freiem Wald und Tal,
Von lichten Höhen überglänzt,
Wo Deutschland nur an Deutschland grenzt.

Wie wars doch, Kinder, Jahr für Jahr?
Wir sahen stumm zum Sternenkreis,
Enterbt und aller Heimat bar,
Und Herz und Augen wurden heiß —
Und unsre Haare grau und weiß.

Ans Fenster schlug Dezemberwind,
Wir aber heben das Gesicht
Nach einer Mutter groß und licht:
„Vergiß uns nicht! Vergiß uns nicht!
Wann zündst du uns das Weihnachtslicht?"

Nun blühe, Stern! Nun rausche, Baum!
Seht, Kinder, hell das Licht entfacht!
Wir stehn wie ihr in Glanz und Traum
Und fühlen nur und fassens kaum:
Die Mutter hat uns heimgebracht ...
O gnadenvolle Weihenacht!

Emil Hadina

AUS DEUTSCHER SEELE

Das Gesetz

Über unsrem starken Volke
Stehn auf ehern schweren Tafeln
Neue Werte eingemeißelt
Und verkünden ihr Gesetz.

Keiner aus des Volkes Mitte
Kann sich dem Gesetz entwinden,
Das aus Sturm und Wesensgründen
Aufgebrochen ist ins Licht.

Selbst der widerstrebend Starre
Muß sich vor den Tafeln beugen,
Tief in seinem Blute regt sich
Heiliger Werte Urgeding.

Doch der freudig Aufgewühlte
Eilt zur Fahne, steht im Gliede,
Glaubt an Gottes ewige Lenkung,
Eingereiht in Volk und Kraft.

Max Reuschle



Alter deutscher Wandspruch / Holzschnitt Ernst Dombrowski

Was ist das Beste, das in uns spricht?

Gott, Jenseits, Ewigkeit — man mag diese Worte wegwerfen, weil sie uns immer wieder mit dem Geruch peinigen, den sie durch ein allzu langes Hängen in der Kirchenluft in sich aufgenommen haben und den sie nun über uns ausströmen. Aber das läßt sich nicht wegwerfen, daß tief im Grunde alles Faßbaren ein Unfaßbares schwingt, und daß eben dieses Unfaßbare es ist, was uns an ihm lockt und dessentwegen wir es lieben; um dessentwillen wir uns um die sichtbare Gestalt mühen, weil es ihr erst den Wert für uns gibt. Und ebensowenig läßt es sich wegwerfen, daß auch in uns selber ein Unfaßbares das Wertgebende ist, das was den heimlichen Funken oder die Achse, oder den Befehlspunkt unseres Wesens bildet; das um was wir schwingen, oder auf was zu wir unser Leben führen. Wie wir es nennen, in welche Bilder wir es kleiden, ist zunächst gleichgültig. Aber nicht gleichgültig ist es, ob wir den Menschen mit oder ohne diese Hinbeziehung sehen, ob er für uns ein sinngerichtetes Wesen ist oder nicht. Wer sich genügt, so wie er eben ist, und wem sein Volk genügt, so wie es ist, dem können wir seine Zufriedenheit nicht streitig machen; aber er soll in ihr wenigstens die Bescheidung üben, die ihm zukommt — soll nicht über Dinge mitreden, die ihm fremd sind, weil er nicht zu ihnen hinanreicht.

*

Was ist das Beste, das in uns spricht? Volk! Aber nicht das Volk als die Millionen Stimmen, sondern als die Stimme aus Gott; Volk als Urwort. Dieses Urwort gilt es für uns zu erlauschen und in unserem Sein und Werk auszusprechen, jeder in seiner besonderen Tonart. Nicht das Übertönen anderer ist dabei das Ziel, sondern die Strenge in der eigenen Reinheit; Kraft und Haltung der Kraft. Alles was den Klang verunreinigt, bringt keinen Nutzen, denn es mindert die Kraft.

*

Damit daß wir Deutsche sind, sind wir erbärmlich wenig — wenn nicht das Deutschsein für uns eine Flamme bildet, die nach oben reißt, ein Gesetz, das unsere Haltung meistert, eine stille Grundkraft, die uns über jede Gegenwart hinaus mit dem gestaltenden Schöpferwillen in Verbindung bringt. Das und nur das ist für mich der Sinn des Wortes vom „ewigen Deutschland“. Wer dabei nur an die zeitliche Fortdauer denkt, der verflacht es zu einer billigen Redensart, die in einem Menschenkreise, der sich selber ernst nimmt, keine Anwendung finden sollte.

Volksdienst ist Gottesdienst! — Und nun tauchen auch schon die unreifen Wirrköpfe auf, die dem Satz die Ergänzung nach ihrem Herzen geben: „Für das Volk darf man alles.“ Sie sind glücklich, daß sie sich nun in ihrem Handeln von der sittlichen Hemmung lossprechen dürfen, die man sich sonst auferlegen muß — weil es doch „für Deutschland“ geschieht! Als ob man einem Volk dadurch nützen könnte, daß man es in seiner besten Haltung verleugnet und verrät!

*

Wenn sich im Deutschen etwas festigen, wenn sich in ihm ein Halt bilden soll gegen die Zweifel, die das Leben immer wieder vor uns aufwirft, und auch gegen einen plötzlichen Umschlag des Schicksals, so muß es durch eigenen Innenkampf gewonnen sein. Das kann man keinem abnehmen, kann es durch keinen Aufschwung voraus und für alle erledigen. Darum liegt heute so viel an unserem Selbständigwerden in der neuen Seelenhaltung, am Nachgründen, Nachwurzeln aus der eigenen Freiheit. Im Sturm des gemeinsamen Willens entscheidet sich das Volk für den Augenblick; im einzelnen, in der Sicherheit, mit der er die aufgestürmte Gedankenwelt für sich anwendet, und in seiner Festigkeit auch einer neuen Wetterlage und ihren Druckkräften gegenüber, entscheidet es sich auf die Dauer.

Georg Stammler

Was ist deutsch?

Am meisten, ihr Jünglinge, haltet das fest, was der Stolz des deutschen Lebens ist, die unvergängliche Idee, welche ihre erhabensten Träume immer wahr macht denen, die mit voller reiner Liebe an sie glauben und nicht ablassen, zu glauben. Es kommt nicht auf das Stürmen und Sausen an, auf das Klingen mit Tönen und Prunken mit Worten; in dem Stillesten ist das Festeste und in dem Demütigsten das Klarste. So in Stille und Demut, in Hoffnung und Glauben, im frommen deutschen Ernst bekennet die Zeit und pfleget sie, nähret den Funken, den sie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glückes. Denn ihr seid das Salz der Erde; wenn ihr dumm werdet, womit soll man salzen? Wenn man auf das Ganze sieht, wenn man das Weltstreben empfindet, wenn man den Atem des Geistes und des Gottes fühlt, der durch das Zeitalter hinweht, so erhebt sich eine herrliche und strahlende Gestalt der Zukunft, das alte Germanien erhebt sich wieder in Glanz und Wonne. Und daß dieser Glanz und diese Wonne dem Enkel und Urenkel werde, dazu glaubet, seid auch ihr berufen, und strebet in aller Liebe und Treue vorwärts und vorwärts.

Ernst Moritz Arndt

Seit ich Dich will

Seit ich Dich will,
Wandelst Du, Herr, Herr in allen Dingen,
Die Dir nur Spiel und Spiegel sind,
In den schlanken Schwalbenschwingen
Und im tanzenden Frühlingswind.

Seit ich Dich will,
Hör' ich, Allmächtiger, Deinen Mantel rauschen,
Wo die geschichteten Wetter stehn,
Und muß in den Tiefen lauschen,
Wie Deine Quellen gehn.

Spür Deinen Odem auf wogenden Halmen
Und im tiefen Klang der Glocken,
Und die brausenden Wälder psalmen,
Herr, Deinen Namen, und sie frohlocken.
Seit ich Dich will!

Seit ich Dich will,
Bin ich wie eine Schale,
Die voller Demut wartet und erglüht,
Bis aus gebrochenem Kristalle,
Herr, Herr, dein letztes, schönstes Wunder sprüht.

Georg Schmückle

Gottgesang

Manch geistig Lied singe noch oft ich dir:
Deinem quellenden Born im Land,
deinem wachsenden Willen
im ewigen Himmel, im Äther weit!

Hin ströme ich Flut und wogendes Korn,
hin töne ich Waldstrom, blauender Hügel Tal,
hin weide ich Tier, dir erhaucht,
hin blühe ich Blume, erkoren dir,
o wehende Tanne, Vogel, der singend schwingt,
herzweiter Glockenmund, kristallene Mittagsau,
darüber der Sonne Glut und die windtiefe Wolk
sausend im Äther weit, dem Quellborn des Lebens verwandt!

Und noch oft auch schweige ich dir,
im Innern vertraut.
Neige, neige ich mich: Blüh ich dir auf.
Schweige, erschweige ich dich:
Blühst du.

Otto Lautenschlager

Hermann Claudius

Zu Dürers Bildnis seiner Mutter 1514

1514 an oculy. Daz ist albrecht Dürers mutter Dy was alt 63 Jor.

So das Signum rechts oben, von Dürers Hand mit demselben Stück Kohle hingeschrieben, mit der die Zeichnung gefertigt ward.

500 Jahre schaut die Mutter Dürers stummen Blickes aus der Gebrechlichkeit ihres zermürbten Leibes in die nahe Tröstung der Ewigkeit. Dieser Blick aber ist die Gewalt und Ewigkeit des Bildes selbst. Was ist sonst groß daran? Eine alte zerarbeitete Frau, die Stirn voller Sorgenfalten, Mund und Wangen eingefallen, die Lippen eingesunken und verdorrt, fast bloßgelegt scheinen die Sehnen an dem hageren Halse. Das ärmliche Kopftuch hängt wie es will und läßt das karge, streng zurückgestrichene Haar nur in der Stirne frei.

Barbara Holper hat sie geheißen, die Dürers Mutter war. Der 40jährige Vater hatte sie, die 16 Jahre alt war und eine „hübsche grade Jungfrau", als die Tochter seines Nürnberger Meisters 1467 geheiratet. Zwischen Arbeit und Sorgen gebar sie ihm 18 Kinder. Albrecht war das dritte.

Wo sind Schönheit und Jungfräulichkeit geblieben? Unerbittlich hat der Sohn den Kohlestift geführt, unbestechlich wiedergegeben, was vor Augen war.

Aber er war der Sohn. Aber es war die Mutter. Aber er war der Meister in seiner Kunst. Aber alle Kunst ist allerletzt Herzschlag des Blutes und weiß mehr als nur um das, was vor Augen ist.

Und so ward dieses Bildnis der Mutter ein Suchen nach dem, was bleibt, nach dem, was von Ewigkeit in uns weiß und selber ewig ist und ein Stück Gottes und nach Ihm verlangt. Wir Deutsche heißen es die Seele.

Ich weiß kein Bild, das mehr diesen Namen verdiente als das Mutterbild Dürers.

Zwar hat sich die Seele ganz in das Auge gerettet, hängt ganz in dem ferngerichteten Blick, als wolle sie allbereit fortfliegen, als sei sie im Körper gar nicht eigentlich mehr zu Haus.

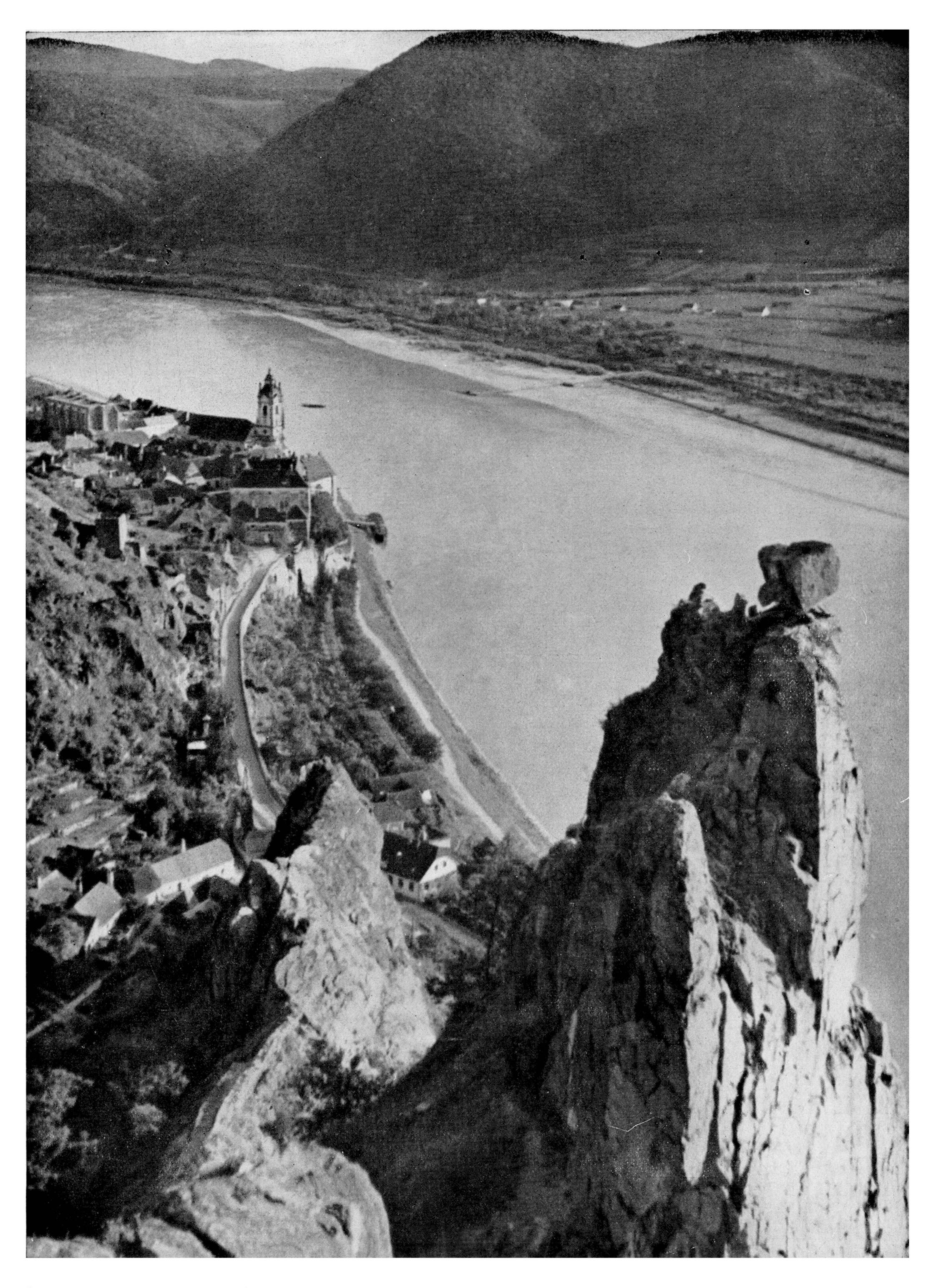
Darum mußt du dieser Frau und Mutter ins Auge schauen, lieber Betrachter. Du mußt ihr lange und andächtig ins Auge schauen, um das zu finden, was an Seele darin ist: Siehe, ich mühte mich, ich sorgte mich, empfing und gebar, weiß um Lachen und Weinen, um Sünde und Reue — siehe, es ist alles dahin!

Da ich aber niemalen aufhörte, die Hände wieder und wieder zusammenzufügen im Gebet, wird Gottes Gnade mit mir sein und mich hiernach hinüberheben in die ewige Seligkeit. Amen.

1502 nahm Dürer seine „arme elende mutter dy do ganz arm was" in sein Haus und in seine Hut, „denn si hätt keine gesunde Zeit nie nach meines vaters Tod. Diese meine frumme mutter hat 18 kind tragen und zogen, hat offt die Pestilenz habt, vil ander schwer krankhheit, hat groß armut gelitten, Verspottung, höhnisch Wort, Schrecken und groß Widerwärtigkeit, noch ist sie nie rochselig gewest." Und erinnernd fügt der Sohn hinzu: „Sie strafet mich allzeit fleißig, wo ich nit wol handlet. Und sie hätt allweg meiner und meiner Brüder groß Sorg vor Sünden, und ich ging aus oder ein, so was allweg ihr Sprichwort: Geh in den Namen Christo."

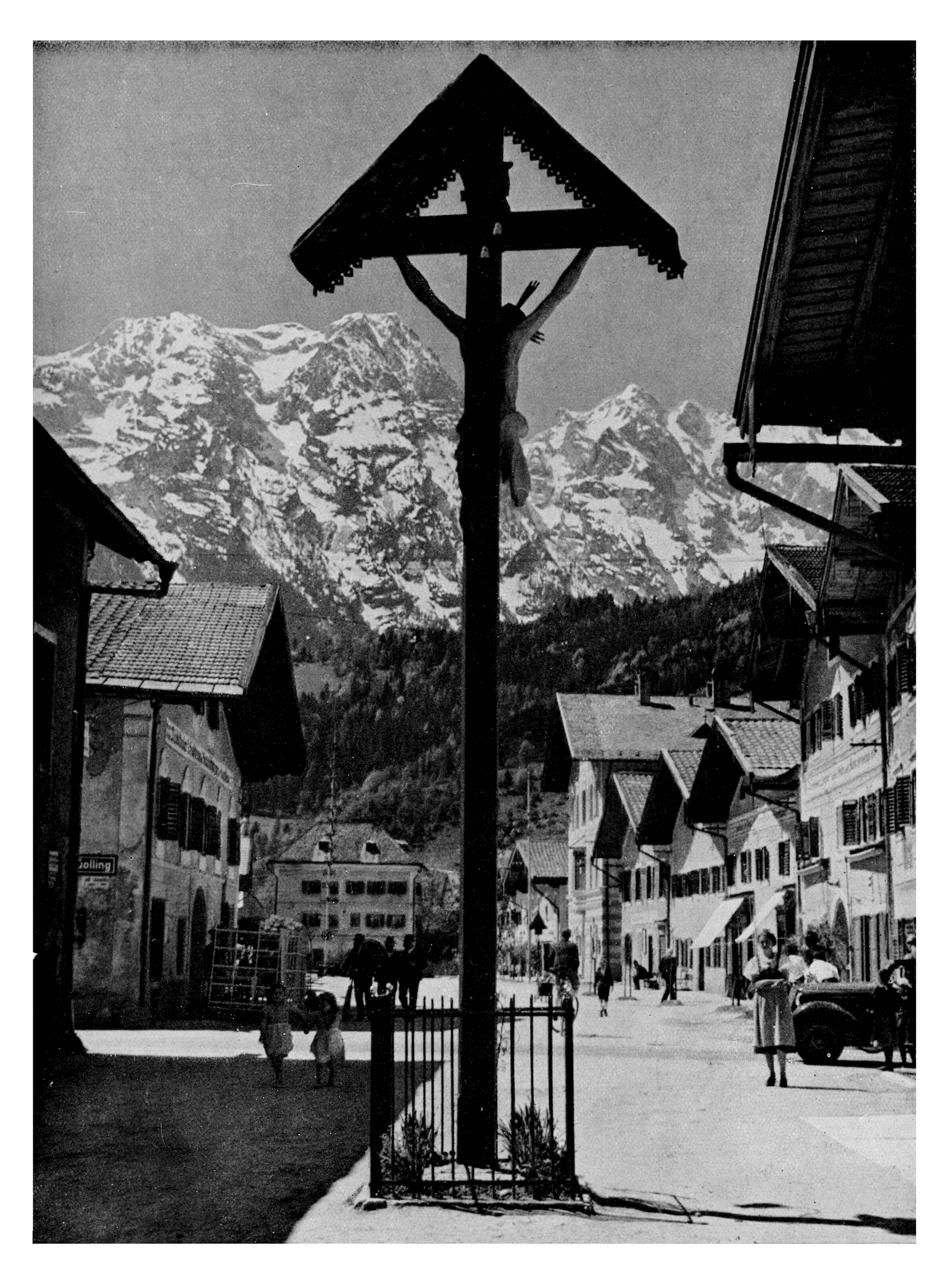
Als die Mutter dann verschieden war — zwei Monde, nach dem die Skizze entstanden — schreibt der Sohn oben an den Rand sorgsam mit Feder und Tinte: „und ist verschieden Im 1514 Jor am erchtag vor der crewtzwochn um zwey genacht."

Nun werden die Klugen kommen — ich kenne sie — und sagen, daß es ja gar nicht auf das Was der Darstellung ankomme, sondern lediglich auf das Wie der künstlerischen Bewältigung — und daß z. B. die Sehnen am hageren



Dürnstein in der Wachau

Aufnahme Landesbildstelle Niederdonau



Kuchl im Salzachtal mit dem hohen Göll — Aufnahme Ernst Baumann

Halse der Mutter gar nicht deshalb da seien, weil es Sehnen sein sollen, sondern usw. und was sie mehr wissen. Für solche Gescheiten habe ich nicht geschrieben. Für die anderen Leser aber füge ich jene Stelle aus den Werken meines lieben Ahnen, des Matthias Claudius, an, weil sie mir jedesmal bei Betrachtung des Dürer-schen Mutterbildes in den Sinn kommt.

„Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen, wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir alle noch zu ihr und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andere. Ich wollte mir mein Herz gern trösten und wollte ihr noch so gerne was zuliebe tun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelenlehre, an Newtons Attraktionssystem, an die Allgemeine Deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Aszension der Sterne und ihre Parallaxen usw. Aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag da — lag am Abhang und sollte hinunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott und ging hinaus . . . und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nicht anders! —"

Es ist eine Wohltat des Schicksals, daß wenigstens dieses Mutterbild Dürers im Kupferstichkabinett zu Berlin, also im Vaterlande, verblieben ist. Ich glaube, nur ein Mensch deutschen Blutes und deutscher Seele vermag die Innerlichkeit dieses Werkes zu erfühlen. Er schreckt nicht vor der Wahrhaftigkeit dieses Bildes zurück, sondern folgt willig dem Kohlestift des Künstlers aus der Gebrechlichkeit alles Körperlichen hinweg in die Sphäre der ewigen Schönheit. Und zu seinem Verwundern und zu seinem Lohne strahlt diese ewige Schönheit dann merkbar auf das Antlitz der Greisin restlos zurück.

Meines Kindes Atem

Nachts geschieht es, wenn ich schlaflos sinne,
Daß dein kleiner Atem mich bewegt,
Und ich werde deines Lebens inne,
Wie es sanft durch Finsternis sich regt.
Selig überkommt mich deine Nähe,
Die in meiner sich geborgen spürt.
Wenn ich durch das Dunkel zu dir spähe,
Wo der Schlaf dein kleines Herz entführt.

Leise wiegen deine Atemzüge,
Wie der Lufthauch, der das Blatt umkost,
Und ich bin im kühlen Nachtgefüge
Nicht verlassen mehr und sehr getrost.
Du bist da, mein Kind, dein sorglos holdes
Lilienleben unter meinem Dach,
Das im Fließen erst des Morgengoldes
Sein Erwachen staunt ins Schlafgemach.

Doch solang der Blumen reine Kelche
Scheu verschlossen sind der schwarzen Nacht
Und die Tauben, Lerchen, Störche, Elche
Sich dem abgrundtiefen Schlaf vermacht,
Ruhst du friedestille mir zur Linken,
Wie ein Lichtlein, das im Dunkel schwelt,
Und ich spüre im Hinübersinken,
Wie von nun an sich mein Tag beseelt.

Gustav Leuteritz

Philipp Faust

Der Dieb

Ein Mann hatte sieben Söhne. Draußen im Wald, Stunden Weges von der nächsten größeren Ansiedelung entfernt, bewohnte er mit ihnen eine Hütte und ernährte sich von den Abfällen des Waldes, indem er Reiser sammelte, Besen davon anfertigte oder Beeren und Pilze suchte. Die Beschäftigung ernährte ihn und die Seinen recht kümmerlich, dennoch konnte es geschehen, daß nach einem guten Sommer ein kleiner Zehrpfennig in der Hütte war. Dieses Geld verwahrte der Mann in einer alten zerbrochenen Tasse, in einem ebensolchen Schrank, und weil niemand den Weg dort hinaus fand, hatte ihm bisher nie auch nur ein Pfennig gefehlt.

Eines Tages aber, nach einem besonders guten Sommer, entdeckte der Mann, daß ihm ein Groschen abhanden gekommen sei. Er zählte das Geld kaum, doch dieser Groschen war ein blanker gewesen, der sich durch seinen Glanz scharf von den andern abhob. Als er wieder einmal in die Tasse hineinschaute, suchte er diesen blanken Groschen vergeblich. Niemand als er und seine Söhne hatten in der ganzen Zeit die Hütte betreten, demnach mußte sich der Dieb unter ihnen selbst befinden. Als der Mann diesen Gedanken ausdachte, wurde er traurig und saß lange ohne einen besseren vor seiner Hütte. Des Abends aber, als seine Söhne heimkamen, rief er sie zu sich und sprach folgendes:

„Es ist uns ein Groschen abhanden gekommen. Kein Fremder war während des ganzen Jahres in unserer Hütte. Da nun einer unter uns sein muß, dem es an Geld fehlt, lege ich ihm noch einen Groschen dort ans Fenster. Er soll ihn nehmen, wenn er ihn gebraucht. Auch den vorigen darf er behalten, denn ich will nicht, daß wir einen Dieb unter uns haben. So, jetzt geht und überlegt euch meine Worte.

Die Söhne des Mannes waren alle erschrokken. Sechs von ihnen senkten schamvoll die Köpfe. Der Siebente aber sah blank und frei seinem Vater ins Gesicht, so daß dieser den Blick senkte und selbst dem Dieb glich, der das Geld fortgenommen hatte. Die sechs Brüder aber blickten einer zum andern, und es schien, sie hätten eine Flamme in sich, mit der sie einander nicht brennen wollten; denn sie konnten sich nicht ansehen, so sehr sie sich auch darum bemühten. Nur der Siebente blieb frei von dieser Scheu. Stolz ging er hinaus, als seien die Brüder seiner Gemeinschaft nicht würdig. Der Vater aber zerbrach schier an diesem Unglück, und es hing jetzt wie ein Schwert zwischen ihnen, das keiner anzutasten wagte.

Sonderbar war es nur, daß der Groschen an dem Fenster noch einen Gefährten fand, und es war just der Blanke, den der Vater vermißte. Sie erblickten ihn schon am nächsten Tag. Und da dieses Geld keinen Besitzer finden konnte, hoben sich die Köpfe der sechs Gebrannten und auch des Vaters immer höher. Der Siebente aber, der nur Freundlichkeiten von ihnen empfing, verlor seinen Stolz. Bald schaute er nur noch zur Erde. Eines Tages, als ihm sein Vater die Hand auf die Schulter gelegt hatte, wie man es nur seinem Liebsten gegenüber tat, verschwand er und ward nicht mehr gesehen. Draußen schlug er sich durch die Welt und achtete fortan alles Gut, das er sich nicht selbst erworben hatte, so wie ihm der Schweiß seines Vaters und der Brüder heilig geworden war.

*

Der Mensch ist solange weise, als er die Wahrheit sucht; wenn er sie aber gefunden haben will, wird er ein Narr. / Es ist besser Gewissen ohne Wissen, als Wissen ohne Gewissen. / Ein gelehrter Kopf redet auch nach dem Tode. / Bei gutem Wetter kann jeder ein Steuermann sein.

Paul Winkler (1685)

Richard Sexau

Die Symphonie

Der berühmte Arzt hat die Untersuchung beendet und nestelt umständlich den Augenspiegel von seiner Stirne. Gram zeichnet Runen in das vergeistigte Gelehrtenangesicht.

Große dunkle, aber seltsam tote Augen heben sich fragend zu ihm empor. „Nun?", die Stimme der Frau mit den weißen Scheiteln, die doch ein Urteil gleichsam über Leben und Tod erwartet, bebt kaum merklich.

Noch immer schweigt der Arzt. Staunend über soviel Selbstbeherrschung schaut er mit beinahe zärtlicher Scheu auf das bleiche Frauenantlitz.

„Wir haben getan, was menschenmöglich war", sagt er endlich mühsam. „Gnädige Frau — Sie waren immer so tapfer ..."

„Und muß es wohl auch bleiben", fällt ihm die Greisin ins Ohr. „Keine Sorge, lieber Professor! Sie haben ja kein Hehl daraus gemacht, daß Sie diesen letzten Eingriff nur vornahmen, um ja nichts zu versäumen. Wenn mein Augenlicht zu retten gewesen wäre, Ihnen wäre es gelungen. Das weiß ich. Und ich danke Ihnen."

„Sie ahnen nicht, verehrte gnädige Frau, wie unsereinem zumute ist, muß er sich als ohnmächtig bekennen, und gar, wenn es sich um jemanden handelt, dem man freundschaftlich verbunden ist."

„Schicksal, Professor! Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen."

„Eines meiner eigenen Augen gäbe ich darum ..."

„Wie kann man so viel Wesens machen um eine alte Frau! Das lohnt doch wirklich nicht." Der scheltende Ton verbirgt nicht gänzlich Ergriffenheit. „Wichtiger ist ein andres. Viel wichtiger. Mein Sohn! Wenn er erführe ... Unausdenkbar, welche Folgen es haben könnte. Raimund, nein, er darf nichts davon wissen. Jetzt noch nicht. Nicht ehe er fertig ist mit seiner Symphonie. Ob sie ihm gelingt und Anerkennung findet oder nicht, entscheidet für ihn Sein oder Nichtsein. Es geht ja nicht nur um ein beliebiges Werk. Raimund kämpft um den Glauben an sich selbst, an seine Berufung als Musiker. Und er kämpft schwer. Zweifel machen ihm arg zu schaffen. Neulich war er vollkommen verzagt. Eines scheue er wie die Pest, den Fluch der Lächerlichkeit, sagte er. Das wäre für ihn die Hölle auf Erden: als Dilettant durchs Leben zu gehen — nur in der eigenen Einbildung Künstler, von der Umwelt aber bestenfalls mitleidig bespöttelt. Glauben Sie mir, Professor — wenn er sich jetzt nicht durchsetzt ... wer weiß, was dann geschieht. Raimund wäre imstande, alles wegzuwerfen; seine Kunst, wenn nicht gar sein Leben, das ihm alles schuldig bleibt und darum wertlos erscheint — Davor — ich bitte, Professor! — davor helfen sie ihn und mich selbst bewahren."

„Ich glaube, Sie machen sich unnütze Sorge. Ihr Sohn geht doch offenbar völlig in seinem Schaffen auf. Sonst wäre er gewiß während Ihres Aufenthalts in der Klinik häufiger hereingekommen."

„Er ahnt ja glücklicherweise nicht, um was es sich handelt."

„Wie —", fährt der Arzt entsetzt auf, „er ahnt nicht ...?"

„Nein. — Ich habe ihm nur gesagt, ich ginge für ein paar Tage zur Beobachtung hierher."

„Und daß es sich diesmal entschied ..."

„Davon habe ich wohlweislich geschwiegen. — Das hätte ihn nur vollkommen zwecklos aufgestört und vom Schaffen abgelenkt. Einzig und allein um ihn fernzuhalten, habe ich keine Ruhe gegeben, bis er hinauszog aus der Stadt, und mich erst nach seiner Übersiedlung Ihrem Messer ausgeliefert. Glauben Sie, es ist mir leicht ge-

fallen, auf das Zusammenleben mit ihm zu verzichten? Wahrhaftig nicht. Und ich will dies Opfer nicht umsonst gebracht haben. Kein Mensch ahnt ja noch, was in dem Jungen steckt. Sie machen ein ungläubiges Gesicht, weil er nun schon 34 Jahre alt ist, ohne daß sein Namen bekannt wurde. Aber Sie werden Wunder an ihm erleben. Denn er ist genial; eine Musikerpersönlichkeit, wie sie nicht alle paar Jahre geboren wird; dazu ausersehen, der ganzen Welt Sonne und Wärme in den Alltag zu tragen. — Das sagt nicht Muttereitelkeit. Hören Sie einmal Stücke aus seiner neuen Symphonie! Das Herz geht einem auf. Was die Erde an Herrlichkeiten birgt, es wird lebendig — eine Offenbarung ungeahnter Schönheiten ... Und deshalb darf er um keinen Preis aus seinem Schaffen herausgerissen werden; vor allem nicht durch häßliche Eindrücke. Er braucht Gleichgewicht und innere Ruhe, um alles zu gestalten, was in ihm lebt. Wenn er sein großes Werk erst einmal abgeschlossen hat, dann kann man ihm ja nach und nach beibringen, wie es um meine Augen steht. Allmählich wird er sich schon daran gewöhnen ..."

„Und Sie selbst, gnädige Frau?"

„Ich?" Sie lächelt still vor sich hin. „Ich habe auch andres zu denken als an Unabänderliches; jetzt z. B. vor allem daran, daß ich Sie ungebührlich lang aufgehalten habe. Verzeihen Sie. Die Schwester ist gewiß in der Nähe, mich auf mein Zimmer zu führen."

„Ich werde Sie selbst hinüberbringen. Und heute abend, wenn ich irgend kann, fahre ich Sie persönlich nach Hause."

*

Mit einer Beharrlichkeit ohnegleichen führt die alte Frau ihre Absicht durch, dem Sohn ihre Erblindung zu verbergen. Eine dunkle Brille verdeckt die Augen. Daß sie sich mehr tastend fortbewegt als frei einherschreitet, daran ist Raimund schon seit Jahren gewöhnt. Tagsüber am Werk, kommt er — und dies nicht allzu häufig — nur am späten Abend in die Stadt; anfänglich ein wenig erstaunt, daß die Mutter ihre Mahlzeit immer schon eingenommen hat, aber leicht durch die Erklärung beschwichtigt, der Arzt habe ihr frühzeitiges Abendessen verordnet. Bis wirklich einmal ein gemeinsames Zu-Tisch-Gehen unerläßlich wird, dürfte sie ihr unermüdlich geübtes Geschick, zu speisen, ohne sich die Blindheit anmerken zu lassen, vervollkommnet haben. — Die Notwendigkeit, heiter, unbelastet zu erscheinen, sich unablässig in der Hand zu haben, hilft ihr auch für sich selbst, ihr Unglück leichter zu tragen. Sie vergißt es gewissermaßen über der Sorge, es dem Sohn zu verheimlichen.

Dieser macht ihr die Komödie auch keineswegs schwer. Er lebt so vollkommen nur seinem Werk, daß er für nichts andres Auge und Ohr hat, als was da aus ihm herausdrängt. Und die Mutter verstrickt ihn immer tiefer in seine Abgeschlossenheit; frägt und frägt; läßt sich erzählen vom Fortschritt der Arbeit, von Änderungen, neuen Gedanken und ihrer Durchführung; und dann muß er sich an den Flügel setzen und spielen, was er Neues geschaffen, was er verändert hat, unablässig spielen, damit sie das Werden der Symphonie miterlebt. Kommt er einmal kleinmütig, gespenstersehend — er geht nie von ihr weg ohne Zuversicht, ohne den Willen, durchzuhalten bis er am Ziel ist.

Wie ein Sturmwind braust er eines Abends ins dämmerig erleuchtete Zimmer, wo die alte Frau, wie immer, sinnend in ihrem großen Lehnstuhl sitzt. „Nun, was sagst du jetzt?", keucht er in unterdrücktem Jubel.

„Du bist fertig?"

„Ja — auch das Adagio ist geglückt. Und mehr noch ... Erinnerst du dich nicht? ... Neulich abends? ... Da habe ich mich ja beinahe verraten ..."

„Du tatest sehr geheimnisvoll. Ich verstand aber nicht, um was es sich handelte."

„Darum handelte es sich, meine Symphonie Furtwängler vorzuspielen. Und heute war ich bei ihm. Ja, denk dir, Mutter. Noch diesen

Winter wird sie aufgeführt." Die alte Frau erstarrt. „In einem der ersten Konzerte der Philharmonie. Freut es dich denn gar nicht?"

„O, mein Junge, mein Junge", kommt es über zuckende Lippen.

„Das muß gefeiert werden. Gleich morgen bei mir draußen. Jetzt sollst du endlich mein neues Heim kennen lernen. Das wird ein Fest werden, für uns beide, Mütterchen!" Und er erzählt weiter, daß, während ihm Furtwängler noch ein paar Winke für die Instrumentierung gegeben habe, ein Kapellmeister der Staatsoper und ein paar andere bekannte Musiker gekommen seien, daß er ihnen den Adagiosatz und ein paar Stücke aus dem Finale habe vorspielen müssen, daß man ihn im Kreis der Zuhörer am Flügel photographiert habe. „Weißt du, Mutter, eine Aufnahme, so recht für illustrierte Blätter; Titel: „Der neuentdeckte Symphoniker, umgeben von Koryphäen der edlen Musica."

Die alte Frau kann nicht in sein übermütiges Lachen einstimmen. Ihr bangt vor dem kommenden Tag, und sie grübelt vergebens darüber nach, unter welchen Ausflüchten sie ablehnen könnte. Aber es geht wohl nicht an. Nun, vielleicht läßt sich die Entdeckung noch hinausschieben. Damit sie wenigstens nicht diesen Freudentag vergällt.

*

Lange vor der festgesetzten Stunde erscheint die alte Frau anderntags im Heim ihres Sohnes, der, wie sie weiß, während des Vormittags abwesend ist. Von Zimmer zu Zimmer läßt sie sich führen, von Möbel tastet sie sich zu Möbel, bis sie genau vertraut ist mit den Raumverhältnissen, Einrichtungsgegenständen und Türen und sich bewegen kann, als sei sie nicht mehr denn früher durch ihr Augenleiden behindert.

Es spielt sich auch alles ab, wie sie es wünscht. Selbst die Mahlzeit bringt keine Katastrophe. Jeglicher Argwohn liegt ja Raimund auch fern. Erst als die Mutter mehrmals eine Platte übersieht, die er ihr reichen will, stutzt er: „Warum nimmst du nicht?"

„Entschuldige — ich bin ein wenig zerstreut." Aber sie greift neben das Besteck, und, als sie es endlich ertastet, rückt sie mit der Rechten erst noch ihren Teller zurecht, ehe sie sich herausnimmt.

Raimund erblaßt. Eine fürchterliche Ahnung steigt in ihm auf. Er forscht in ihren Zügen. Die dunklen Brillengläser sind undurchdringlich.

„Sag, Mutter, — du hast mir noch so wenig erzählt, wie es dir neulich in der Klinik erging?"

„Was soll ich da viel erzählen? Und außerdem — sind das etwa Festgespräche?"

Daß sie ihm ausweicht, bestärkt ihn in seinem Verdacht. Aber, wenn er auch nicht davon loskommt, er darf nichts verlauten lassen.

„Warum bist du auf einmal so schweigsam, mein Junge?", frägt sie voll ängstlicher Zärtlichkeit.

Raimund rafft sich zusammen. „Übrigens — vorhin sind mir auch die Bilder ausgehändigt worden — weißt du, die man gestern bei Furtwängler aufgenommen hat."

„Laß sie mich sehen."

Raimund greift in seine Brusttasche und legt ihr eine Copie in die ausgestreckte Hand.

„Ausgezeichnet — das Bild von dir. Der mit dem scharfen Profil — das ist Furtwängler, nicht wahr? Aber die andern ...?"

Raimund erhebt sich und tritt hinter den Stuhl der Mutter, um ihr alles zu erläutern. Als er sich über ihre Schultern beugt, prallt er zurück. Die ein wenig zitterigen Greisinnenhände halten ihm die Wiedergabe eines Stillebens entgegen, die er ebenfalls zu sich gesteckt und irrtümlicherweise anstelle des Gruppenbildes herausgezogen hatte.

Ihm schwindelt. „Mutter ..." Dieser Aufschrei verrät ihr alles. Jetzt kann sie nicht mehr länger leugnen. Sie weiß es. „Verzeih mir", fleht sie kaum hörbar und tastet nach seiner Hand.

Er aber fällt vor ihr nieder und birgt den Kopf in ihrem Schoß. „Und ich habe nur an mich gedacht, an meine Musik ... während du

... Nein, das hätte ..." Er kann nicht weiterreden.

„Schau, mein Junge ... Wie durfte ich dich damit beschweren! Gerade in diesen Wochen! Wo du alle Kraft brauchtest! Wo es um das große Werk ging! Das mußt du doch verstehen und mir vergeben ..."

„Mir vergebe ich aber nicht, daß ich nichts merkte, daß ich dich im Stich ließ; in einer Zeit, wo ich zum erstenmal ein Teilchen hätte davon abtragen können, von dem, was ich dir schulde."

„Du nimmst das alles viel zu tragisch. Es war und ist ja gar nicht so schlimm. Ein viel leichterer Eingriff als die früheren. Und ich hatte mich doch längst zuvor schon damit abgefunden, daß ich nichts mehr sah. Ob nun ein blasser Schimmer von Licht oder völliges Dunkel — das ist wahrhaftig kein großer Unterschied mehr." Wie einem kleinen Jungen streichelt sie ihm die Haare und redet ihm weiter zu, als sei ihm das finstere Los zugefallen und sie müsse ihn trösten.

„Nur dann wäre die Erblindung für mich unerträglich, wenn du dich dadurch gehemmt fühltest in deiner Schaffenskraft und Lebensfreude. Das kann und darf nicht sein. — Aber laß uns jetzt nicht mehr daran denken. Ich bin längst darüber hinweg. Wozu also? Es gibt doch so viel Wichtigeres. Deine Symphonie zum Beispiel. Nein, diese Freude Junge, Junge ... Ahnst du denn, was das für eine Mutter bedeutet. Beim ersten Anhören die Annahme zur Uraufführung. Daß ich das erleben darf! Der Weg ist frei für dich in eine herrliche Zukunft. Die Welt steht dir offen. Nun ist kein Raum mehr für Zweifel. Jetzt kannst du voll Zuversicht an neue Werke herangehen, immer höher steigen ... Aber zunächst will ich einmal das vollendete Adagio hören und zwar sogleich."

Raimund erhebt sich. „Mutter ... nein." bitte, jetzt nicht. Ich kann jetzt wirklich nicht."

„Ach — du wirst nicht können. Mach doch keine Geschichten! Geh, setz dich an den Flügel und fang an. Wirst doch deine Mutter nicht vergebens bitten lassen."

„Nur wenn du mir versprichst, zu mir herauszuziehen, damit ich dich wieder um mich habe ..."

„Das kann ich leicht versprechen und gerne obendrein. Jetzt gibt es ja nichts mehr zu verheimlichen."

Raimund hält beide Hände der Mutter in den seinen und läßt sie nicht los. Sie sucht sie ihm zu entwinden. „Wie lange willst du mich noch auf die Folter spannen? Fang an!"

Mit sichtlichem Widerstreben öffnet Raimund den Deckel des Instruments und beginnt zögernd. Sein Spiel verrät, daß er nicht bei der Sache ist. Es dauert geraume Weile, bis er sich zurechtfindet. Aber schließlich schlägt der schwermütig-leidvolle Satz des Adagiosatzes eine Brücke von der Stimmung des Augenblicks zum Werk. Mehr und mehr gerät er in den Bann dessen, was er aus tiefster Seele geschaffen hat, mehr und mehr verliert er sich und vergißt alles ringsum.

Hingegeben lauscht die Mutter. Wie verzückt sind ihre gelockerten Züge; alles Lebensleid, das sonst darein gebettet lag, hat einem seligen Ausdruck Platz gemacht. Die weit aufgeschlagenen erloschenen Augen, die keine entstellende Brille mehr verbirgt, füllen sich mit Wasser. Welch ein Glück! Ihr Sohn ist es, der diese Wunderwelt aus Tönen schuf; ihr Sohn, von dem all der Wohllaut ausgeht, so viel Glanz und Licht. Was bedeutet dagegen das bißchen körperliche Nacht ...



Wilhelm Matthießen

Die Unvollendete

Vor vielen Jahren lebten einmal ein Mann und eine Frau, denen wurde eines Tages ein Sohn geboren. Und weil die Leute arm waren, machte sich der Mann auf den Weg und ging in den Wald zu der Patin seines Weibes. Die war eine uralte Frau. Und er sprach zu ihr: „Liebe Gevatterin, jetzt haben wir wieder einen Jungen bekommen! Was sollen wir nur anfangen?" „Ja", sagte die alte Frau, „Geld und Gut kann ich euch nicht geben für euren Jungen. Aber ich will mit meiner Urgroßmutter sprechen, die wohnt noch viel tiefer im Wald als ich. Und die will ich zu euch schicken! Sie wird euch das Allerbeste geben!" Als das der Mann hörte, da seufzte er und ging nach Hause. Schon war er auf seiner Straße, nahm eben den Hausschlüssel aus der Tasche, — da ging, er wußte nicht woher sie gekommen war, — eine schöne Dame neben ihm und fragte ihn freundlich: „Ich sehe, daß Ihr hier in der Nachbarschaft wohnt . . . Dann könnt ihr mir gewiß auch das Haus des Herrn Schubert zeigen?" „Der bin ich selbst, gnädige Frau", sagte der Mann. Voll Freude reichte die Fremde ihm die Hand und sprach: „Ich bin die Urgroßmutter von der Frau Gevatterin droben im Wald. Und ich komme, um Franz, Eurem Söhnchen, etwas Hübsches zur Taufe zu schenken!" „Aber", staunte der Mann, „wenn Ihr die Urgroßmutter von der Frau Gevatterin seid, — wie könnt Ihr dann aussehen so jung wie eine Braut?" „Das laßt Euch nicht ärgern!" lächelte die Dame, „unsereinem sieht man das Alter nicht an. Denn ich bin die Tochter eines großen Zauberers, und mit vieler Mühe hat mich mein Vater in seinem Handwerk unterwiesen." „Dann ist es etwas anderes", meinte der Mann, „kommt also und nehmt mit dem Wenigen vorlieb, was wir Euch auftischen können!" Damit schloß er die Türe auf und führte die Fremde in sein Wohnung. Die Zauberin aber hatte kaum die Mutter des Kindes begrüßt, da beugte sie sich auch schon über die Wiege, in welcher das Neugeborene schrie. Sogleich war es still, und seine hellen Augen schauten wie zwei Sternchen die Fremde an. Die neigte sich noch tiefer zu dem Knaben herab, und nur die Mutter hörte, wie sie ganz leise zu ihm sprach: „Ich schenke dir die Krone von meines Vaters Reich!" „Gott!" lächelte die Mutter, „jetzt soll mein armes Kind gar ein König werden!" Da nickte die Zauberin ernsthaft zurück, sie gab der Frau ein kleines Blättchen Papier und sprach: „Hier, nimm dieses Zauberblatt und gib es deinem Jungen, wenn er zu Verstande kommt. Es wird ihm den Weg zeigen in sein Reich!" Sprach's, verschwand wie ein Nebelwölkchen. „Das ist mir aber eine sonderbare Gevatterin!" meinte der Vater „und merkst du

nicht: die Stube duftet nach Wald und Blumen!" Ja, das roch die Frau auch, und voll Neugier faltete sie das Blättchen der Zauberin auseinander. Aber siehe da, es war leer, und nicht das kleinste Wörtchen stand darauf geschrieben. Da schloß es der Mann in eine kleine Truhe. Dort lag es Jahr um Jahr, und die Leute hatten es beinahe vergessen. Eines Tages aber, als der Junge schon groß war, — da kramte er, als er allein zu Hause spielte, in der Truhe, und er fand das Blättchen, von welchem ihm seine Eltern vor langen Jahren einmal erzählt hatten. Und wie er es so besah, und wie er es immer länger anschaute, da bedeckte es sich langsam, Zeile um Zeile, mit gar sonderbaren Zeichen, die sahen aus wie Kobolde, die auf der Waldwiese mit den Elfen tanzten. Der junge Franz sang und sprang vor Freude, und er kam gar nicht aus dem Singen heraus. „Ei", dachte er, „noch nie hab ich das gehört, was ich hier singe!" Und eilend lief er ans Klavier und spielte die neue Melodie, und spielte und spielte, bis er sie Note um Note heraus hatte. Als er dann auf seinem Zettelchen nachschauen wollte, siehe, da war es wieder blank und weiß, als hätte nie ein Strichlein daraufgestanden. Aber das war ihm jetzt einerlei, denn es dauerte kaum ein Vaterunser lang, da hatte er alle Noten seiner Melodie aufgeschrieben und kein Tüpfelchen hatte er vergessen. An das Zauberpapier — zwischen den Notenblättern war es liegen geblieben — dacht' er nicht mehr, bis es ihm eines Tages wieder unversehens in die Hände geriet. Und wieder war es von oben bis unten mit Zeichen bedeckt, die sahen diesmal aus wie silberne und bunte Forellen, die in klarem Bache dahinglitzen und blitzen. „Jetzt hab ich dich, schöne Patin!" freute er sich, und Köpflein für Köpflein schrieb er die neue Melodie in sein Heft. Als er aber die letzte Note wieder hingemalt hatte, da war das Zauberpapier wieder weiß wie frischer Schnee. So ging es nun Jahr für Jahr und je älter er wurde, desto schönere Harmonien fand er auf seinem Papier. Und sie klangen alle, als kämen sie aus einem geheimnisvollen Reich, aus jenseitiger Tiefe. Und die Geister von Wald und Wolken, von Fluß und Baum und Blume und Feuer, Erde, Luft und Wasser waren ihm untertan. „Jetzt bin ich", dacht' er, „König geworden in dem Reiche deines Vaters, liebe Patin, und ich weiß selber kaum wie!" Und von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr sehnte er sich mehr danach, sein herrliches Reich zu sehen, seine Patin zu grüßen und ihren gewaltigen Vater. Denn die Welt wollte nichts wissen von ihm, sie lachte des heimlichen Königs. Der lebte in großer Armut dahin und wußte oft nicht, wie er seinen Hunger stillen sollte. So wurd' er müder von Mond zu Mond. Aber immer herrlicher strahlten seine Melodien, und alle Tiefen des jenseitigen Reiches hatten sich ihm erschlossen. Sein Zauberblättchen brauchte er gar nicht mehr anzuschauen. Wohlverborgen lag es in dem Büchlein, in welches er seine Melodien sich aufschrieb. Als er aber seine Sehnsucht gar nicht mehr bezwingen konnte, da machte er sich eines Tages auf die Wanderschaft, um sein Königreich zu suchen. Von Morgen bis zum Abend wanderte er, und traurig setzte er sich des Abends unter eine Linde im Feld. Und er dachte: „O, wenn du mir nun noch das letzte zeigen wolltest, liebe Patin!" Da — er wußte nicht wie — knisterte das kleine Papier aus seinem Büchlein und flatterte vor ihm nieder ins Gras. Schnell hob er es auf, schaute es an, — da wußte er das Letzte, da wußte er, daß er auf dem Wege war in sein Reich. Und wie er noch da saß und sann, fühlte er, daß eine Hand sich ihm auf die Schulter legte. Er schaute um, aber niemand stand hinter ihm. Und weit und breit war niemand zu sehen. Nur über die goldenen Ähren wëht' es plötzlich wie schauriger Atem dahin, daß die Felder wogten gleich einem See, über den der kräuselnde Wind eilt. Und Schubert wußte nun: es war der Vater seiner Patin gewesen, der ihn gerufen hatte. Und feierlich und immer feierlicher wurde der Schlag seines Herzens, als er nun die h-moll-Sinfonie zu schreiben begann.

Und ein Wind wehte wie durch eines jenseitigen Ufers Saiten und kräuselte in süßem Gesange der Melodien Gewoge, Schubert aber schrieb und schrieb. Doch plötzlich spürte er wieder die schwere Hand auf seiner Schulter. Und es war ihm, als würd ihm die Feder aus der Hand genommen. Aber wieder stand niemand hinter ihm. Und wieder wehte ein Wind geheimnisvoll über das sommerliche Ährenfeld. Und wie Schubert so über die Wellen schaute, da wirbelte der Wind heran und wehte ihm das Papier der Patin aus dem Heft. Er sprang auf, eilte ihm nach. Aber lief er schnell, so tanzte das Papier noch schneller, ging er langsamer, so wirbelte auch es langsamer über den Weg. Immer weiter flattert es so vor ihm her, bis er gar nicht mehr wußte, wie lange er gelaufen war und wie weit. Und eine schwere Müdigkeit überkam ihn. Da setzte er sich an den Waldrand, bis zu dem ihn der fliegende Zettel geführt hatte. Und als er um sich schaute, da sah er, daß er in einer ganz fremden Landschaft war. Und dazu stand der Wald hinter ihm so schauervoll und dunkel, daß ihm ein Grauen kühl über die Seele rann. In all der Todesstille aber dachte er mit einemmal wieder an sein Zettelchen. Aber er mochte zwischen dem hohen Gras und den Heidekrautbüscheln suchen, wie er wollte, — er fand es nicht. Doch da — plötzlich — fern rauscht es im Wald, große Flügel klatschen, und schon fiel ein großer dunkler Vogel ein in den nächsten Baum. Und er begann ein Lied zu singen, süß und weithin tönend in den dämmernden Abend. Je länger Schubert aber hinhorchte, desto deutlicher wird ihm das Lied. Schon unterschied er Verse und Reim, und nun verstand er auch die Worte:

„Weißt du den Strand,
an dem die ewigen Meere rauschen?
Wo du kannst Tag um Zwielicht tauschen, —
weißt du das Land?
Von Baum zu Baum
dort Seelenvöglein fliegen —
Im Arm sollst du mir liegen
im ewigen Traum —
Weißt du den Hain?
Es gibt ihn nicht hienieden!
Komm mit, bei mir ist Frieden...
Die Welt ist klein!"

So sang der dunkle Vogel. Und Schubert schaute noch zu ihm empor, da fühlte er, wie zum dritten Male eine Hand auf seiner Schulter lag. Und ein hoher, ernster Mann im schwarzen Gewande stand hinter ihm. „Wer bist du?" fragte Schubert. „Bist du der große Zauberer, und der Vater meiner Patin?" „Ja", erwiderte der Fremde, „und ich heiße dich willkommen in meinem Reich." „Nein!", rief der Musiker, „noch bin ich nicht zu folgen dir bereit! Noch web ich an Gottes Sternenkleid! Und in meiner letzten Sinfonie soll Himmel sich zur Erde neigen und in neuer Harmonie klingen Herz und Welt und Sternenreigen!" Doch der Dunkle schüttelte den Kopf und sprach: „Hier auf die Grenze zwischen Tag und Traum, hier unter Helas dunklen Baum leg deine Noten nieder. Es ist genug. Zu viel schon hast du verraten der Jenseitigen Lieder! Laß die Welt! Denn deine Sinfonie ist für die Welt vollendet schon: und das Letzte — jenseits liegt's von Wort und Ton. Sängst du es noch — doch keiner kann es singen —, geblendet starrten ins Antlitz die Sterblichen drunten dem entschleierten Ewigen. Und nun schweig und komm und schau: was kein Auge gesehn und gehört kein Ohr —, das ist mein Reich! Tritt ein: hier sollst du Herrscher sein!" „Wer bist du, Gewaltiger?" fragte Schubert. „Ich bin der Tod und ich bin Gott. Ich bin, was hinter Welt und Wahn. Ich bin das Leben und bin Pan. Du sprachst mich aus, zwangst mich drunten zum Erscheinen: nun sollst du mit dem Namenlosen dich vereinen. Sollst gestaltenlos und ohne Kleid schauen die brausende Ewigkeit!" So sprach er. Und Schubert folgte ihm selig in den zwielichtdunklen Hain.

Die Menschen aber fanden auf der Grenze die Sinfonie und nannten sie, weil sie nicht um die letzten Geheimnisse wußten: Die Unvollendete.



Durch ein Jahrtausend kämpften und starben die edelsten Deutschen für die Einheit des Reiches. Uns ist sie geworden.

Holzschnitt Ernst Dombrowski

Das Neue Reich

Sechs Jahre nur — und dem Wunder gleich
stieg aus dem Schutte das neue Reich,
ein Reich des Friedens, ein Reich in Waffen,
von Einem gewollt und von Einem geschaffen,
eine Burg der Kraft, in die Mitte der Welt
auf einen guten Grund gestellt,
auf eines Volkes Vertrauen und Mut,
auf reinen Willen und reines Blut,
auf einen Glauben, der Wunder tut!
Wer offene Augen hat im Kopf
und ist kein Verräter und kein Tropf,
der sieht, was geschah, und wie alles gewendet
zum Guten durch Ihn, den uns Gott gesendet:
Alle Räder in Gang, alle Kolben in Schwung,
bei fröhlicher Arbeit alt und jung.
Das eigene wohlverdiente Brot
macht die Augen hell, die Backen rot,
und niemand mehr leidet in Deutschland Not!
Die deutsche Zwietracht, der alte Graus,
ist aus
und für immer zu Ende!
Alldeutschland reicht zu ehernem Bunde
sich freudig die Hände.

Und auch die schlimmste, die schmerzendste Wunde
ist nun geschlossen:
Kein Blut, für Deutschland vergossen,
ist im Sand geflossen:
Für das größere Reich sind alle, die fielen, gestorben.
Ihr Tod hat ewigen Sinn und Frucht erworben:
Auf ihre Gräber als Kranz
legte der Führer den Glanz
der Berge seines Heimatlands,
die strahlende Kette
der heiligen Städte
des alten Reiches, von Bregenz bis Wien.
Und als gewaltigsten Ehrenstein
mauerte wieder ins Reich er ein
die alte Schildburg,
Deutschlands Schwelle und Pfosten
am Tore nach Osten:
Prags goldnen Hradschin!

Deutschland ist entsühnt. Seine Ehre rein.
Deutsche Kunst blüht. Deutsche Wissenschaft
wirkt mit neuer Kraft.
Deutscher Glaube wirft in die Welt einen hellen Schein.
Es ist wieder höchste Lust Deutscher zu sein!

Will Vesper (Dem Führer zum 50. Geburtstag)

Hermann Göring

Dem Führer

Es gibt wohl zur Zeit keinen Menschen, um den sich das allgemeine Interesse so stark konzentriert wie um den Führer. Und doch gibt es auch keinen Menschen, dessen Eigenschaft man so schwer beschreiben kann wie die Adolf Hitlers. Zunächst einmal ist es ja für uns Gefolgsleute selbstverständlich — und das wird jeder verstehen, der die innige Verbundenheit, die zwischen Hitler und seinen Mannen besteht, kennt —, am Führer irgend etwas zu erkennen oder irgendeine Eigenschaft festzustellen, die er in unseren Augen nicht in höchster Vollendung besitzt. Wenn der katholische Christ überzeugt ist, daß der Papst in allen religiösen und sittlichen Dingen unfehlbar sei, so erklären wir Nationalsozialisten mit der gleichen innersten Überzeugung, daß auch für uns der Führer in allen politischen und sonstigen Dingen, die das nationale und soziale Interesse des Volkes angehen, glattweg unfehlbar ist. Worin liegt nun das Geheimnis seines gewaltigen Einflusses auf seine Anhänger? Liegt es in seiner menschlichen Güte, in seiner Charakterstärke oder in seiner einzigartigen Bescheidenheit? Liegt es vielleicht an seiner politischen Begabung, die Dinge immer richtig vorauszuahnen und vorauszuschauen, oder liegt es an seinem hervorragenden Mut oder an seiner seltenen Treue seinen Gefolgsleuten gegenüber? Ich glaube, was man auch herausgreift, man wird doch schließlich zu dem Schluß kommen, daß es nicht nur die Summe aller dieser Tugenden ist, sondern es ist etwas Mystisches, Unsagbares, fast Unbegreifliches um diesen einzigen Mann, und wer es nicht fühlt, der wird es nicht erjagen, denn wir lieben Adolf Hitler, weil wir glauben, tief und unerschütterlich glauben, daß er uns von Gott gesandt ist, Deutschland zu retten.

Und es ist für Deutschland zum Segen geworden, daß in Hitler die seltene Vereinigung stattgefunden hat zwischen dem schärfsten logischen Denker und wahrhaft tiefgründigen Philosophen und dem eisernen Tatmenschen, zäh bis zum äußersten. Wie selten vereinigt sich geniale Begabung mit dem Willen zur Tat. In Hitler ist diese Übereinstimmung vollkommen.

Seit über einem Jahrzehnt stehe ich nun an seiner Seite, und doch ist jeder Tag mit ihm ein neues Erlebnis. Vom ersten Augenblick, da ich ihn sah und hörte, war ich ihm verfallen mit Haut und Haar, und wie vielen anderen Kameraden ist es ebenso ergangen. Mit leidenschaftlicher Hingabe habe ich mich ihm verpflichtet und bin ich ihm unerschütterlich gefolgt. Zahlreiche Titel und Ehrungen sind mir zuteil geworden, und doch hat kein Titel und keine Auszeichnung mich so stolz machen können wie jene Bezeichnung, die das deutsche Volk mir gab: „Der treueste Paladin unseres Führers."

Hierin findet mein Verhältnis zum Führer seinen Ausdruck. In rückhaltloser Treue bin ich ihm über ein Jahrzehnt gefolgt und in der gleichen bedingungslosen Treue werde ich ihm bis an mein Ende folgen. Aber ich weiß, daß auch der Führer von dem gleichen Gefühl der Zusammengehörigkeit mir gegenüber erfüllt ist, und ich weiß, daß ich mit Stolz sagen darf, daß ich das uneingeschränkte Vertrauen meines Führers besitze, und dieses Vertrauen bildet für mich die Grundlage meiner ganzen Arbeit. Solange ich fest in diesem Vertrauen stehe, kann kommen was will, Arbeitsüberlastung, Angriffe von außen und innen, Intriguen, alles wird spurlos an mir abgleiten. Das aber wissen auch unsere Gegner, und darum wird immer wieder aufs neue gerade in dieser Richtung maßlos und schamlos gehetzt. Täglich kann man in irgendeiner Zeitung des Auslandes lesen, daß sich der Kampf zwischen Hitler und Göring weiter zugespitzt hat, oder groteske Meldungen, wie: Hitler wollte Göring verhaften lassen, die Polizei

hat sich geweigert, den Befehl auszuführen, oder Göring versuchte, Hitler zu stürzen, der Putsch mißglückte. Man versucht darzustellen, als ob ich, von Neid und Mißgunst erfüllt, selbst die erste Rolle zu spielen wünschte, andererseits, als ob der Führer voll Argwohn das Steigen meiner Macht sehen würde. Wer nur irgend die Verhältnisse bei uns kennt, weiß, daß jeder von uns genau so viel Macht besitzt, als der Führer ihm zu geben wünscht. Und nur mit dem Führer und hinter ihm stehend ist man mächtig und hält die starken Machtmittel des Staates in der Hand, aber gegen seinen Willen, ja auch nur ohne seinen Wunsch, wäre man im gleichen Augenblick vollständig machtlos. Ein Wort des Führers, und jeder stürzt, den er beseitigt zu sehen wünscht. Sein Ansehen, seine Autorität sind grenzenlos, aber vielleicht gerade deshalb, weil er eine solche Macht besitzt, weil seine Autorität so groß ist, darum macht er davon wohl keinen Gebrauch.

Wenn Adolf Hitler irgend jemand in ein Amt berufen hat, so wird den Betreffenden nichts wieder aus dem Amte entfernen, es sei denn, daß er selbst Verrat begeht oder sich als vollständig unfähig erweist. In großzügigster Weise hat der Führer immer wieder Vergehen von Unterführern zu verzeihen gewußt; wie oft hat er lächelnd über Fehler hinweggesehen, und wenn er bestürmt wurde, den Betreffenden doch zu beseitigen, wie oft hat er da geantwortet: Jeder Mensch hat seine Fehler und jeder Mensch macht seine Fehler, ich aber schätze in erster Linie die Mitarbeiter, die überhaupt die Tatkraft zum Handeln besitzen. Mögen sie sich auch manchmal irren, mögen sie da oder dort fehlerhaft handeln, die Hauptsache bleibt jedoch, daß sie überhaupt zu handeln verstehen." — Jeder einzelne darf das wunderbare sichere Gefühl besitzen, daß keine Intriguen, kein Gerede, keine Verleumdung ihm beim Führer schaden können. Alles prallt an dem lauteren Charakter Adolf Hitlers ab, das hört er überhaupt nicht. Adolf Hitler besitzt auch die menschliche Größe, auf das Können und auf die Fähigkeiten seiner Mitarbeiter und auf deren Ansehen beim Volke niemals eifersüchtig zu werden. Im Gegenteil, es beglückt ihn immer wieder aufs neue, wenn er Mitarbeiter gefunden hat, von denen er besondere Leistungen erwarten kann. Es gehört mit zu seinen Führereigenschaften, die richtigen Männer auf die richtigen Plätze zu stellen. Hitler wünscht keine persönliche Diktatur. Er will nicht einsam hoch über seinen Mitarbeitern thronen, er will nicht von ihnen gefürchtet sein, er verachtet Schmeichler und Streber. Adolf Hitlers Ideal, er hat es oft ausgesprochen, ist immer gewesen ein Bund von entschlossenen, fähigen Männern, an deren Spitze nun einmal ein Führer stehen muß. In diese Gedankengänge fiel oft das Wort von des „König Artus Tafelrunde". Adolf Hitler braucht niemals zum Vorsitzenden, Führer oder Präsidenten eines Kabinetts, einer Kommission oder einer Volksgewalt gewählt zu werden. Wo immer er auch ist, dort wird er der Führer sein, ganz selbstverständlich wird seine Autorität, in wunderbarer Weise versteht er es immer wieder aufs neue seine Männer an sich zu ketten, gleichgültig, ob sie Minister oder einfache SA.-Leute sind. Sein seltener persönlicher Charm bestrickt jeden einzelnen. Die größte Freiheit läßt er seinen Mitarbeitern in ihrem Pflicht- und Aufgabenkreis. Sie sind dort völlig selbständig, und wenn er wirklich einmal eingreifen muß, wenn er etwas anderes wünscht, dann geschieht dies in einer Art und Weise, die niemals für den Betreffenden etwas Kränkendes hat, sondern im Gegenteil ihn noch fester und noch enger an den Führer schließt. Die Männer um Hitler herum sind Kämpfernaturen, groß geworden im Ringen der letzten 1½ Jahrzehnte, hart geschmiedet durch alles das Schwere, das sie ertragen mußten; eckige kantige Naturen, aber ganze Persönlichkeiten, jeder auf seinem Gebiet das Äußerste leistend, jeder einzelne nur von dem Gedanken erfüllt, dem Vaterlande und dem Führer zu dienen. Mag sein, daß in einzelnen Fragen die Meinungen untereinander verschieden sein können, im großen

Ziel sind sie alle einig und auch hier wieder ist es in erster Linie die überragende Persönlichkeit des Führers und die Liebe zu ihm, die aus all diesen Männern einen Willen und einen Geist zu formen vermochten. Es ist immer Hitlers Ehrgeiz gewesen, mit Sorgfalt für jeden Posten den besten Mann herauszusuchen, und nichts vermag ihn mehr zu beglücken als die Tatsache, daß er sich in seiner Auswahl nicht getäuscht hat.

Wieviele Kabinettsitzungen liegen nun hinter uns, wie viele Arbeit ist in ihnen geleistet worden, wie viele grundlegende Gesetze sind daraus hervorgegangen, und immer war es eine wirkliche Freude, Mitglied dieses Kabinetts zu sein und in ihm mit den anderen Ministern zusammen arbeiten zu dürfen. Hier wird nicht lange geschwätzt, hier werden nicht Parteien- oder Interessenstandpunkte vertreten, hier zerfleischen sich nicht unversöhnliche Gegensätze, sondern über allem steht das Wohl des Volkes. Unvergessen wird es jedem einzelnen bleiben, wie der Führer immer die politische Lage klar erkannte, wie sicher seine Voraussagen stets eintrafen, wie überzeugend er es verstanden hat, das Grundlegende und Wichtige der Beratungen zusammenzufassen. Oft dauerte der Ministerrat bis tief in die Nacht hinein, und doch verflossen die Stunden wie im Fluge mit angespanntester Arbeit, das Interesse jedes einzelnen bis zum Schluß wahrend.

Wollte man auch nur den Versuch machen, Adolf Hitler darzustellen, so wie er ist und wie er arbeitet, so wie er lebt, so müßte man ein eigenes Buch darüber schreiben, immer wieder wechselnd, immer wieder neu, immer wieder packend rollt das tägliche Erleben des Führers ab. Voll Staunen, voll Bewunderung und Liebe und erfüllt vom tiefsten Vertrauen sieht das Volk auf diese gewaltige Arbeitslast seines Führers. Zu jeder Stunde des Tages und bis tief in die Nacht hinein stehen die Volksgenossen vor der Reichskanzlei. Es hält sie dort fest das Bewußtsein, daß hinter jenen Mauern und Fenstern der Führer für das Volk, für sie selbst, die da draußen stehen und warten, arbeitet. Irgendein geheimnisvoller Bann hält sie wie fest gebunden an ihrem Platz, und wenn sie glauben, nur für einen Bruchteil von Sekunden am Fenster das Bild ihres geliebten Führers erhascht zu haben, so bricht die Begeisterung los. Und so ist es heute in Deutschland überall, wohin der Führer kommt: Jubel, riesige Menschenmengen, alle wollen ihn, den Führer, sehen. Wie glänzen da die Augen, besonders der Jugend, wie geraten da die Menschen in ihrer grenzenlosen Dankbarkeit in höchste Ekstase, wie ein zündender Funke durchläuft die Kunde die dichtgedrängten Massen: Der Führer kommt." Ganz gleichgültig, ob im Norden, Süden, Westen oder Osten Deutschlands, ganz gleichgültig, ob in der Stadt oder auf dem Lande, gleichgültig, ob er an marschierenden Kolonnen der Wehrmacht im Manövergelände vorbeifährt oder ob er vor den Studenten spricht oder vor den Führern der Wirtschaft, oder aber ob er hinausgeht in die deutsche Arbeiterschaft, mitten hinein in ihre Arbeitshallen, überall dasselbe Bild, überall das gleiche Gefühl, überall diese einzigartige Begeisterung, die nur aus dem tiefsten Vertrauen, dem tiefsten Glauben und der tiefsten Dankbarkeit entspringen kann. Das deutsche Volk weiß, daß es jetzt wieder einen Führer besitzt. Das deutsche Volk ist dankbar, daß endlich wieder ein Mann die Zügel in seine eiserne Faust genommen hat, das deutsche Volk atmet befreit auf, daß jetzt ein Mann denkt und arbeitet, um die Not und die Sorge wegzunehmen, und daß es nicht mehr länger gezwungen ist, sich selbst zu führen. Das ist der große Irrtum des vergangenen Systems im Zeichen des Liberalismus: zu glauben, das Volk wünsche sich selbst zu regieren, sich selbst zu führen. Nein, das Volk will geführt und regiert werden und das Volk will dabei allerdings auch eines: daß nämlich die Führer dabei heilig durchdrungen sind von dem Gefühl, ihre ganze Arbeit und Kraft nur zum Nutzen und zum Besten des Volkes zu widmen. Und das deutsche Volk weiß: ein solch ersehnter und begnadeter Führer ist Adolf Hitler.

Karl Springenschmid

Das Reich in seinen neuen Grenzen

Böhmen, das alte Reichsland

Allmählich gewinnen wir Abstand zu dem großen Geschehen dieser Märztage. Die Welt um uns wird diesen Vorgang niemals begreifen. Engländer und Franzosen denken nur in staatlichen Begriffen. Sie können das Wort „Reich" nicht übersetzen und die Idee des Reiches niemals verstehen. Deshalb erscheint ihnen der Einmarsch des deutschen Heeres als eine gewaltsame Eroberung, deshalb rufen sie die ganze Welt gegen Deutschland auf und sagen, der Nationalsozialismus habe sich selbst verraten, denn in diesen Tagen habe er mit brutaler Gewalt ein fremdes Volk unterworfen. Und doch, die Welt würde nur etwas Zeit und Ruhe brauchen, um über diese Dinge nachdenken zu können. Dann müßte doch auch dem verbohrtesten Deutschenhasser auffallen, daß dieses tschechische Volk, das zwanzig Jahre systematisch gegen Deutschland aufgehetzt worden ist und eines der bestgerüstetsten Völker der Erde war, sich ohne den geringsten Widerstand mit dieser neuen Lösung abgefunden hat. Das kann nicht Zufall sein, das muß tiefe Ursachen haben; denn ein Volk handelt niemals sinnlos aus einer augenblicklichen Lage heraus. Ein Volk handelt nach den Gesetzen seines geschichtlichen Daseins. Niemals wäre der Führer des deutschen Volkes in die königliche Burg in Prag eingezogen, ohne daß sich eine Hand gegen ihn erhob, wenn nicht die inneren Gesetze dieses Landes und dieses Raumes so eindeutig gesprochen hätten, daß auch der letzte Tscheche den Sinn dieser Tat, wenn auch nicht immer bewußt, so doch unbewußt, innerlich anerkannte und für richtig fand.

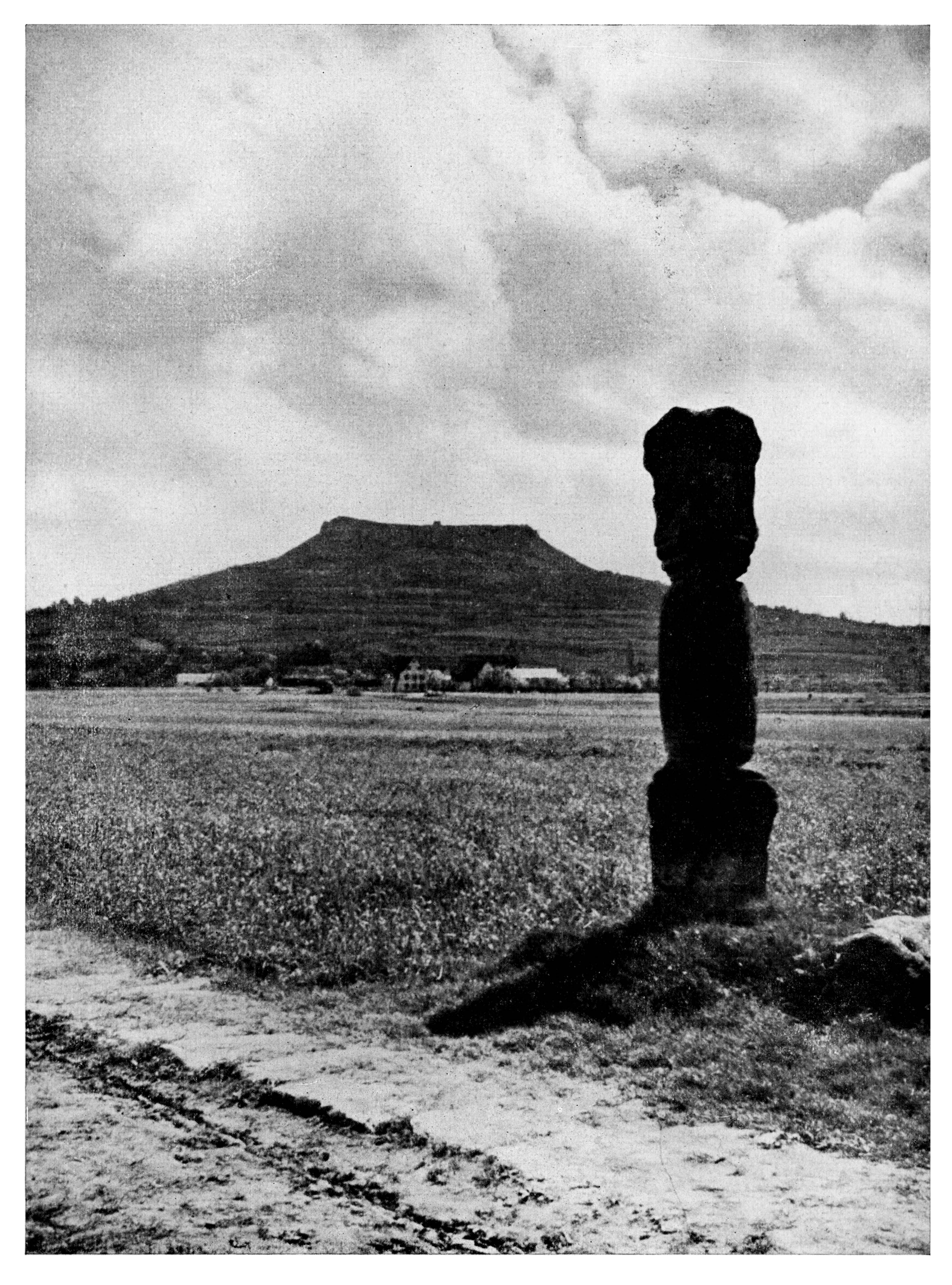
Böhmen ist ein altes Reichsland. Über ein Jahrtausend lang stand es fest im Gefüge des Reiches. Lange Zeit wurde von Böhmen aus das Reich geleitet. Es war eine glückliche Zeit für das Volk und das Reich, als Böhmen unter Karl IV. das Kernstück des deutschen Herrschaftsraumes wurde. Als das erste Reich zerbrach, bildete Böhmen die Stütze und den Rückhalt des österreichisch-ungarischen Staates. Solange Böhmen bei Österreich war, hielt dieser Staat zusammen; denn Alpenland und Sudetenland sind eine Einheit. Die kurzen zwanzig Jahre des tschecho-slowakischen Staates sind, geschichtlich gesehen, nicht mehr eine Episode. Einmal, in den Geschichtsbüchern des Jahres 2000 wird dieser Versuch, einen eigenen tschechischen Staat zu gründen, in seiner ganzen Kläglichkeit erkannt und verurteilt werden. Niemals wäre dieses Experiment möglich geworden, wenn nicht das deutsche Volk im Zusammenbruch seiner Kraft und seines Glaubens die Idee des Reiches völlig vergessen hätte.

Böhmen ist wieder wie vor tausend Jahren ein Land des Reiches. Das Reich braucht Böhmen. Niemals kann das Reich sicher sein, wenn Böhmen in der Hand der Feinde ist; denn dieses Böhmen liegt wie eine feste Bastei mitten im Herzen Europas. Bismarck hat den Satz geprägt: „Wer Böhmen hat, hat Europa." Der Satz ist unbedingt richtig. Kein anderes Land ist so sehr berufen, die Herrschaft über Mitteleuropa zu führen wie gerade Böhmen. Erzgebirge, Sudeten, Böhmer Wald und Böhmisch-Mährische Senke umschließen das Land. Die weiten Grenzwälder sichern es gegen außen. Im Innern liegen die weiten, fruchtbaren Ebenen. Fast genau in den Diagonalen dieses regelmäßigen Blockes laufen die Flüsse: Moldau, Eger und Elbe. Im Schnittpunkt aller Linien ist das Zentrum Prag. Es gibt keinen Raum in Europa, der so hervorragend von der Natur begünstigt wäre. Dieses böhmische Geviert nun ist eingebettet als Kernstück Mitteleuropas. Von Böhmen aus kann man Bayern und die obere Donau

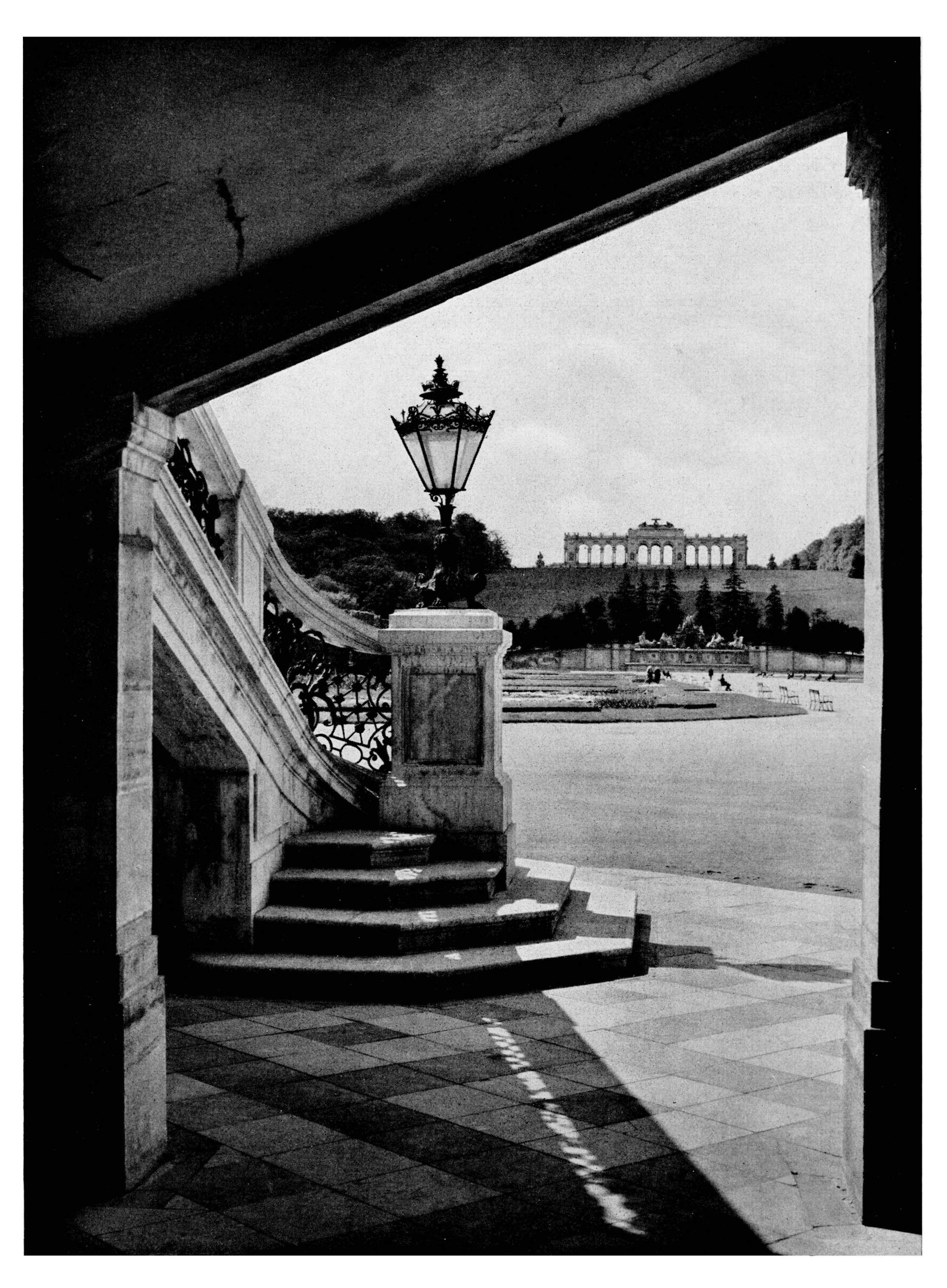
erreichen. Von der Westecke bei Eger führt der Weg zum oberen Main. Gerade diese Stoßlinie war für die französische Politik so entscheidend. Französische Generäle haben die Further Senke als Ausfallsstellung befestigt und diese strategische Stellung in Verbindung gebracht mit ihren Befestigungen im Nordostwinkel des Elsaß. Hier sollte das Reich an seiner schmalsten Stelle abgeschnürt und der Norden und Süden getrennt werden. Die Mainlinie, die in der innerdeutschen Politik eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat und jahrhundertelang als konfessionelle Grenze wirkte, sollte damit dem Durchstoß der französischen und tschechischen Truppen die Richtung geben. Nicht minder frohlockend war es für die französische Politik, von Böhmen aus Thüringen und Sachsen, die Hauptindustriegebiete des mittleren Deutschland zu treffen. Gegen Osten zu aber, über die Sudeten hinweg, sollte der schlesische Raum getroffen werden. Böhmen hat auch die besten Wege nach Österreich. Zwischen beiden Ländern besteht ein fester räumlich und geschichtlich bedingter Zusammenhang. Solange Österreich ein eigener, gegen das Reich gerichteter Staat war, fühlten sich die Franzosen in Prag sicher. „Lieber Habsburg, als den Anschluß!" erklärte Benesch; denn er wußte, mit dem Augenblick, in dem Österreich zum Reich zurückkehrte, war das Schicksal Böhmens besiegelt. Österreich, Bayern, Sachsen, Schlesien, wie um eine Scheibe liegen diese Länder rings um Böhmen. Die Geschichte hat das deutsche Volk gelehrt, wie entscheidend diese Stellung Böhmens ist. Alle großen Bewegungen, die unser Volk erfaßt haben, fanden in Böhmen ihr Zentrum oder ihre entscheidende Wendung. Der Hussitensturm machte Böhmen zur Ausfallsstellung fanatisierter tschechischer Volkshaufen. Alle anderen Nachbarländer wurden verwüstet und verheert. Der furchtbare Dreißigjährige Krieg begann mit dem Kampf um Böhmen. Als die Reformation in Böhmen niedergeworfen war, brach das Unheil der katholischen Habsburg-Politik über das Reich herein. Doch auch im Guten hat Böhmen eine entscheidende Rolle gespielt. Es war das reichste und glücklichste Land in der Hand der luxemburgischen Kaiser. Wenn es Böhmen gut ging, dann ging es dem Reiche gut. Wenn Böhmen Not hatte, hatte das ganze Reich Not. So war es denn für die Politik des Reiches notwendig, dieses alte Land seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zuzuführen: Glied zu sein im großen Bau des Reiches. Solange sich in Böhmen alle gegen das Reich gerichteten Gewalten zusammenballten, war der deutsche Raum dauernd bedroht. Das Geld der Juden, die Faust der Bolschewisten und der Segen einer politischen Kirche, alles fand sich einträchtig in Prag zusammen, um dem Reich Schaden zu bringen. Solange Frankreich Böhmen gegen das Reich einsetzen konnte, war das Reich nicht sicher. Auch die Franzosen wußten, wer Böhmen hat, hat Europa. Es war nicht Zufall, daß Benesch weit über den Rahmen des Staates hinaus, den er vertrat, im Völkerbund eine so entscheidende Rolle spielte. Nicht von Paris aus, von Prag aus führte die französische Politik Europa. Für das nationalsozialistische Deutschland bedeutete dieser Zustand eine ständige Herausforderung. Die geniale Politik des Führers vermochte diese Frage zu lösen, ohne Krieg. Der Führer wußte um die inneren Gesetze dieses Raumes. Er hat die Tschechen besser verstanden, als die Leute in Paris. An der Spitze des deutschen Heeres ist er in der königlichen Burg in Prag eingezogen und hat damit diesem Raum seine alte Bestimmung wiedergegeben.

Mähren, das Land der vier Tore

Ganz anders ist die räumliche Lage und die geschichtliche Aufgabe Mährens. Während Böhmen durch seine Waldgebirge nach außen hin abgeschlossen ist und dadurch ein hervorragender politischer Sammelraum wurde, ist Mähren ausgesprochenes Schwellenland und Durchzugsgebiet. Böhmen hat seine eigene Geschichte. Mähren aber war geschichtlich meistens mit seinen Nachbarländern verbunden. Es gehörte



Das Walberla　　　　Aufnahme Ludwig Kelz



Wien, Schloß Schönbrunn: Blick auf die Gloriette

Aufnahme Lichtbildstelle

jenem Nachbar, der augenblicklich die stärkste Gewalt aufgebaut hatte. So ist im mährischen Raum nicht das Eigengewicht, sondern die nachbarliche Wirkung entscheidend. Vier Tore öffnen den mährischen Raum nach allen Himmelsrichtungen: Die March öffnet das Tor nach Süden zur Donau. In entgegengesetzter Richtung leitet die Mährische Pforte zum Oberlauf der Oder hinüber und erschließt die Wege nach Norden. Ostwärts führen die Bergstraßen in den slowakischen Raum, gegen Westen zu leiten die Wege nach Böhmen über; die böhmisch-mährische Höhe ist in dem Gebirgsrahmen Böhmens die flachste und durchgängigste Stelle. Deshalb war auch Böhmen, abgesehen von der Klammer des gemeinsamen tschechischen Volksraumes, fast immer mit Mähren verbunden. Der wichtigste Weg in diesem Durchgangsland ist der Weg an die Donau. Die politische Kraft, die in dieser Richtung wirksam wurde, war so stark, daß sie Böhmen und Mähren gemeinsam an das Schicksal der Donauländer anschloß. Wer Mähren hat, hat damit den entscheidendsten Verkehrsraum im Südosten. Mähren sichert den Weg zur oberen Donau und hält damit Österreich fest. Mähren schützt aber auch die Südflanke des schlesischen Raumes und bindet damit Schlesien und Österreich zusammen. Lange Zeit sind diese beiden Länder, Schlesien und Österreich, im gemeinsamen Verband gestanden. Schlesien war gewissermaßen die Ausfallsstellung Habsburgs jenseits des böhmisch-mährischen Raumes.

Nun sind diese Länder wieder zu einer Einheit zusammengefügt und sichern hier Stein an Stein die Grundfesten des Reiches an dieser Ostfront. Mit Mähren hält das Reich aber auch Böhmen in der Klammer und sichert es von der freiesten Seite aus. Erst durch die Eingliederung Mährens ist die böhmische Feste wirklich wieder in das Deutsche Reich eingebaut. Während Mähren damit gegen Westen Böhmen hält und sichert, schließt es gegen Osten die Wege auf. Es war die natürliche Folge dieser Entwicklung, daß die Slowakei damit in den Einflußbereich des Reiches kam. Weder von Ungarn aus, noch von Polen her, ist dieses Bergland politisch zu führen und zu bewältigen. Von Mähren aus aber und von der mittleren Donau her kann die Slowakei geordnet und geführt werden. So hat Mähren dem Reich auch die Wirkungsmöglichkeit in der Slowakei gebracht. Während Böhmen nunmehr eine feste, ruhende Kraft im Bau des Reiches darstellt, ist Mähren der Raum politischer Bewegung. Mähren lenkt die Kraft des Reiches nach dem Osten.

Die Tschechen im Reiche Adolf Hitlers

Mit diesen neuen Ländern hat das Reich aber auch eine ganz entscheidende neue Aufgabe übernommen, ein fremdes Volk zu ordnen und zu führen. Bisher war die Politik des Führers darauf gerichtet, das deutsche Volk zu einigen und den völkischen Raum unmittelbar zu sichern. Mit der Heimkehr Österreichs und des Sudetenlandes hatte der deutsche Staat im Südosten jene Grenze erreicht, die der völkischen Politik des Führers entsprach. Aber diese völkische Grenze war erst dann sicher, wenn das Reich darüber hinaus jene Länder gewann, die seit altersher mit Österreich und dem Sudetenland verbunden waren. Damit aber nahm das Reich fremden Volksboden auf. Was sollte mit den Tschechen geschehen? Engländer und Franzosen, die nur rein imperialistisch denken, konnten sich die Lösung dieser Frage nicht anders denken, als daß der Führer nun ein Gewalt- und Schreckensregiment in Prag und Brünn aufrichten würde. Sie nahmen das Maß an ihren eigenen Schuhen. Weil sie selbst keine andere Lösung wissen als die Gewalt, so glaubten sie, auch Adolf Hitler könne diese Frage nur mit Gewalt lösen. England und Frankreich boten ja genügend Beispiele hierfür. Sie dachten, Adolf Hitler werde die Tschechen so behandeln, wie England die Iren behandelt, wie es die Buren behandelt hat oder wie es heute die Araber in Palästina behandelt. es ist eben eine alte Erfahrung: wie der Schelm ist, so denkt er. Der Führer aber hat nicht nur

als Kanzler des Reiches, sondern auch als Schöpfer der nationalsozialistischen Revolution gehandelt. Er hat dem tschechischen Volk seine volle innere Freiheit gelassen. Nichts von Vergeltung, nichts von Rache, sondern ein Weg aus den Irrtümern der Vergangenheit. Nicht ein Kampf der Deutschen gegen die Tschechen, sondern eine klare Abgrenzung der Volksgebiete, eine eindeutige Trennung der kulturellen Bereiche und damit eine neue völkische Ordnung. Es ist das einzigartige Schicksal Böhmens, daß gerade jener Raum in Mitteleuropa, der die wunderbarste Einheit darstellt, von zwei Völkern gemeinsam bewohnt wird. Unlösbar schien diese Aufgabe, als hätte sie ein tückisches Schicksal geschaffen, um aus diesem Kernraum Europas heraus dauernd Unfrieden zu stiften. Es ist die größte völkische Leistung des Führers, daß er diese ungelöste Frage gelöst hat. Der Führer hat die Form des Protektorates gewählt. Ebenso eindeutig, wie er das Hoheitsrecht des Reiches für den gesamten Raum aussprach, ebenso eindeutig hat der Führer durch die Schaffung des Protektorates den völkischen Bestand des Tschechentums gesichert. Die Tschechen hatten in der Geschichte niemals das, was sie brauchen. Entweder hatten sie zuviel und konnten damit nicht fertig werden, oder sie hatten nichts, das heißt, ihre eigenen nationalen Rechte kamen nicht zur Geltung. Nun hat Adolf Hitler deutsch und tschechisch so klar geschieden, daß das tschechische Volk zum ersten Male in der Geschichte auf Grund seines eigenen völkischen Bestandes leben und schaffen kann. Es nimmt uns nicht wunder, daß die Welt diese Lösung nicht begreift. Es ist auch gar nicht möglich, ihr diese Lösung klar zu machen. Dafür fehlen alle Voraussetzungen. Der Lärm in Paris und London, in New York und Moskau stört den Führer nicht. Die Völker im Osten aber begreifen viel eher als Franzosen und Engländer, was der Führer will. Mit der Lösung der tschechischen Frage hat er den Weg gewiesen, wie das neue Reich auf Grund der durch den Nationalsozialismus gewonnenen Erkenntnisse fremde Völker ordnen und führen kann, ohne ihre Lebensrechte zu beeinträchtigen.

Das Reich hat seine große Aufgabe im Osten wieder angetreten. Nach den alten Gesetzen des Raumes und Blutes tritt es an diese Aufgabe heran. Neu aber sind die Formen und Lösungen, die Adolf Hitler gefunden hat. Und wenn seine Jugend begeistert singt: „In den Ostwind hebt die Fahnen!", dann ist dieses Lied nicht Ausdruck eines imperialistischen Machtstrebens, sondern Ausdruck einer Jugend, die weiß, daß durch ein Jahrtausend hindurch deutsche Bauern, Handwerker und Soldaten diesem Ostraum ihr Gepräge gegeben haben.

Sprachgrenze

Schwermutvolles Lied der Tschechenmägde
wandelt herbstlich über Rain und Strauch,
mahnt an Weiten östlich öder Steppe,
zieht wie Ackerfeuers träger Rauch.

Aber vogelfrisch bergwiesennieder,
waldverhallend, läutet ein Juchhei,
hebt sich wie mit freierem Gefieder
trotzigherb der deutsche Hirtenschrei.

Fremd begegnen hier sich die Gesänge.
Volk von Volk steht finster abgewandt,
fühlt in seinem Fleisch des andern Fänge,
fühlt ergrimmt der Erde bittre Enge,
ackert tiefer ins umstritt'ne Land.

Hans Watzlik

Karl Hans Strobl

Die deutsche Schicksalsstadt Prag

Wenn man von den Enden des deutschen Lebensraumes, von seiner Nordostecke zum Golf von Genua und von der Nordsee zum Goldenen Horn zwei Linien gezogen denkt, so liegen diese wie ein ungeheueres schiefes Kreuz, wie eine riesenhafte Schicksalsrune über dem europäischen Festland. Und genau auf dem Schnittpunkt der beiden Linien liegt das hunderttürmige Prag, das mehr als einmal und zuletzt in den Oktobertagen des Jahres 1938 die Stadt deutscher Schicksalsentscheidungen war.

Die Urkunde, die der Herzog Sobeslaw II. im Jahre 1178 zu Gunsten der Deutschen ausstellte, ist zugleich die erste, in der von Prag als von einer Stadtgründung die Rede ist.

Sie besagt: „Ich nehme die Deutschen, die unter der Burg Prag leben, in meine Gnade und meinen Schutz auf und will, daß sie, wie sie als Volk verschieden sind von den Tschechen, so auch geschieden seien von den Tschechen in Recht und Brauch. Ich gewähre daher, ihnen zu leben nach dem Gesetz und dem Recht der Deutschen, das sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratislaw, innehaben — und wisset, daß die Deutschen freie Leute sind."

Daß die Deutschen freie Leute sind, daß sie nach eigenem Gesetz und Brauch leben, ist also keine Neuerung aus den Zeiten des Herzogs Sobeslaw II., seine Urkunde bestätigt bloß vorhandene Gerechtsame aus Zeiten, die ungefähr hundert Jahre zurückliegen. Schon unter Wratislaw also siedelten Deutsche an den Ufern der Moldau in dem Marktflecken unter der Burg und ihre Bedeutung war groß genug, um den klugen Herrscher zu veranlassen, ihnen eine Ausnahmestellung einzuräumen. Wratislaw war ein weitschauender Politiker; er stand im Kampf gegen seinen Bruder Jaromir, den Wratislaw in Lüttich hatte studieren lassen und der nun nach Prag als Bischof mit dem deutschen Namen Gebhard zurückkehrte. Die große Weltpolitik des Investiturstreites spiegelt sich auch in den Machtkämpfen zwischen den beiden Prager Burgen ab.

Zwei Burgen bestimmten damals die politischen Verhältnisse, auf steilem, gegen den Strom abfallenden Felsen der Wyschehrad — in dessen verträumten Bezirk in späterer Dornröschenzeit eine der schönsten Novellen Ferdinands von Saar spielt, der „Innozenz" — und ein Stück weiter stromab auf breit hingelagertem Hügel der Hradschin. Auf dem Hradschin hatte sich Jaromir Gebhard festgesetzt, hielt die Partei des Papstes und versagte dem Bruder den Gehorsam. Da baute Wratislaw, durch diese Gegnerschaft des Bruders immer mehr zur Partei des Kaisers gedrängt, auf dem Wyschehrad eine Basilika, stiftete ein Domkapitel und errichtete eine Burg. Wahrscheinlich hat erst Wratislaw seiner Trutzburg den Namen Wyschehrad, das ist obere Burg, gegeben, dadurch nicht bloß ihre obere Lage am Strom, sondern auch seine höheren Machtansprüche bezeichnend.

Wratislaws Parteinahme für den Kaiser trug ihm zu Regensburg 1086 die Königskrone ein. Und die deutschen Kaufleute unten in dem Marktflecken mögen ihm wichtig genug erschienen sein, sich durch Sonderrechte auch ihrer Unterstützung zu versichern.

Geschichtlicher Weitblick setzt ein Gesetz des tschechischen Schicksals außer Zweifel: immer dann, wenn die Führung des tschechischen Volkes friedliche Einigung und nachbarliches Vertragen mit den Deutschen dem Hader und Haß vorzog, war es zum Vorteil des Landes und blühender Wohlstand die Folge. Feindliche Einstellung aber, Sturm gegen deutsches Wesen, endete regelmäßig mit Unheil und Vernichtung für das tschechische Volk selbst.

Wie lange schon vor Wratislaw die Deut-

schen in den Märkten unter der Burg oder unter den Burgen siedelten, ist nicht mehr festzustellen. Sie mögen aber nicht lange nach den Anfängen der Siedlung selbst dort bereits ihre Waren zum Kauf ausgeboten haben. Die deutsche Sprache war schon die Sprache der Vornehmen im Lande.

Als im Jahre 973 das Bistum Prag selbstständig gemacht und von dem Bistum Regensburg abgetrennt wurde, und als ein deutscher Benediktinermönch aus Sachsen als Bischof unter dem Namen Dietmar auf der Prager Burg einzog, da wurde er von den Großen des Landes mit einem deutschen Lied begrüßt: „Christ uns genade, und die Heiligen alle helpent uns!"

Dieses Deutschen Dietmar Bischofskirche war der von Wenzel dem Heiligen auf dem Hradschin erbaute Rundbau, der nach Art der deutschen Palastkapellen in den Grundmauern, die man vor einigen Jahren unter dem heutigen Veitsdom ausgegraben hat, vor uns steht. Die treffliche Arbeit des Mauerwerkes und Schmukkes läßt nicht daran zweifeln, daß es ausländische, wohl deutsche Handwerker gewesen sind, die zu diesem Bau ins Land gerufen wurden.

Im selben Jahr 973, da ein Deutscher als erster Bischof in Prag einzog, besuchte ein spanisch-jüdischer Kaufmann namens Ibrahim ibn Jakub das nun offenbar schon als Handelsplatz weithin bekannte Prag. Er kann sich nicht genug über das lebhafte Getriebe in diesem Marktflecken wundern, er betont, daß Prag ein lustiger Ort sei, er hebt hervor, daß Prag aus „Stein und Kalk" gebaut sei und wird wohl mit Bewunderung vor dem Rundbau auf dem Hradschin gestanden haben. Für einen Pfennig kann man in Prag so viel Weizen kaufen, als man nötig hat, um ein Pferd einen Monat lang zu füttern, zehn Hühner kosten auch nicht mehr als einen Pfennig. In Prag verfertigt man Sättel, Zäume und Schilder, und diese offenbar sehr geschätzten Dinge sowie Weizen, Sklaven, Pferde, Gold und Silber, kann man in Prag um eine sonderbare Art von Geld kaufen. Es sind dünne, netzartig gewebte Tüchlein, die den Wert von einem Zehntelpfennig haben und die zu sonst nichts nutze sind, als eben Handel und Wandel zu regeln.

Es mögen wohl die deutschen Kaufleute gewesen sein, die an Stelle dieses sehr urtümlichen Zahlungsmittels dem Prager Markt den Geldverkehr des fortgeschritteneren Westens brachten. Die Baumeister, die sogenannten Lokatoren, deren sich die Przemysliden zur Erweiterung des Stadtplanes bedienten, und die Münzmeister sind zumeist Deutsche. Die Deutschen verfügten über Kenntnisse in Handwerken und Künsten, die den Einheimischen noch vollkommen abgingen. Sie brachten dem Landesherrn ganz andere Steuererträgnisse ein, als er seinen Hörigen abnehmen konnte. So war denn ihre rechtliche Sonderstellung auch vollkommen gerechtfertigt. Wenn ein Deutscher gegen einen Tschechen Klage erhob, so mußte er zwei Tschechen und einen Deutschen als Zeugen bringen, und umgekehrt brauchte der Tscheche zwei Deutsche und einen Tschechen als Zeugen gegen einen Deutschen.

Die Deutschen sollten aber nur vor ihren deutschen Richter gezogen werden können, bloß Mord und Diebstahl kamen vor den Stuhl des herzoglichen Richters. Wieder erneuert jüngste Entwickelung nur einen Rechtszustand, der vor tausend Jahren schon in Prag herrschend war, daß deutsche Volksangehörige nur vor deutsche Gerichte gezogen werden können. Wie sehr aber das gesamte Rechtswesen deutscher Herkunft ist, erhellt aus dem Wort, mit dem die tschechische Sprache jahrhundertelang den Richter bezeichnet hat. Wie rytir für Ritter den deutschen Ursprung des Ritterwesens, wie mistr für Meister den deutschen Ursprung aller handwerklichen Gediegenheit bezeugt, so bestätigt das Wort rychtar die deutsche Abstammung des Rechts- und Gerichtswesens.

Die Tüchtigsten unter den Przemysliden hielten denn auch weiterhin den deutschen Kurs ein. Die Prinzen aus dem herzoglichen Haus

studierten auf deutschen Schulen, und viele von ihnen brachten sich als Frauen deutsche Fürstentöchter heim. Bretislaw hat die seine, die Babenbergerin Gutta von Schweinfurth, gar aus einem Kloster entführt. Wladislaws, des Verbündeten Barbarossas, Gattin Judith war eine thüringische Prinzessin, ihren Namen trägt die erste steinerne Brücke über die Moldau, die Vorläuferin der heutigen Karlsbrücke, die unter Karl IV. von dem deutschen Peter Parler von Gmünd erbaut wurde.

Der Hof der Przemysliden war ganz von deutscher Kultur bestimmt und erfüllt. Wenzel I., der gegen Ende des 13. Jahrhunderts regiert, ist unter den deutschen Minnesängern der Manessischen Liederhandschrift zu finden. Er singt in deutscher Sprache. An seinem Hof weilt Reimar von Zwetter sechs Jahre als Gast, am Hof Przemysl Ottokars II., dem sogar die deutsche Königskrone angetragen wird, dichtet der erste einheimische Dichter des Landes, Ulrich von Eschenbach, der den Wein von Leitmeritz besingt. Jenen Tschernoseker, der noch heute unter den deutschen Weinen keiner der allerletzten ist.

Die deutsche Königskrone, die Przemysl Ottokar noch ausgeschlagen hat, erstrahlt rund hundert Jahre später auf dem Haupt seines Nachfolgers aus dem Geschlecht der Luxemburger, Karls IV., in hellstem Glanz. Unter diesem gewaltigen, politisch weitschauenden, tatkräftigen Herrscher, zugleich einer lebensfreudigen Künstlernatur, wächst Prag zur Weltstadt heran. Er hieß von Haus aus Wenzel, aber als er in Paris studierte, legte er sich den Namen Karl bei. Mit den Gedanken des Westens und der Liebe zu seiner Kultur erfüllt, macht er aus dem verödeten und verfallenen Prag in wenigen Jahrzehnten eine glanzvolle Weltstadt, aber die Kräfte, deren er sich zu ihrem Aufbau bedient, waren fast durchaus deutscher Herkunft. Nach dem französischen Meister Mathias von Arras baute Peter Parler von Gmünd den Veitsdom weiter, er stellte in die engen Gassen Prags seine anderen herrlichen Kirchen, er überspannte den Strom mit der steinernen Brücke, einem Wunderwerk der damaligen Welt, seine Steinmetzen und Handlanger, die Goldschmiede und Waffenschmiede, die Maler und Bildhauer seiner Zeit sind, wie die Zunftbücher beweisen, zum größten Teil Deutsche. Wenn Prag das Ansehen einer deutschen Stadt gewonnen hat und unverlierbar festhält, so ist es dem wahrhaft königlichen Bauwillen Karls IV. zu danken.

Aber wie schon unter den Przemysliden dem deutschen Leben an ihrem Hof, dem Einfluß deutscher Kirchenfürsten und deutscher Kaufleute der Groll des tschechischen Volkes gegenüberstand, das sich benachteiligt wähnte, so duckte er sich auch unter Karl IV. nur so lange, als ihn die mächtige Faust eines großen Königs zum Gehorsam zwang, um unter seinem schwachen Nachfolger Wenzel II. dann in helle Empörung auszubrechen. Der Wortführer dieses grimmigen Hasses wurde Johannes Hus, ein persönlich untadeliger Mann, aber ein so erbitterter Gegner der Deutschen als nur je einer gelebt hat. Die Brandfackel der Hussitenkriege entzündet nicht nur Böhmen, sondern auch das benachbarte Deutschland und wurde bis weit in das Reich hineingetragen. Aber für Böhmen selbst wurden diese Jahrzehnte eines tschechischen National-Bolschewismus zu unheilvollstem Verhängnis. Blinde Wut vernichtete nicht bloß unersetzliche deutsche, sondern auch eigene Kulturgüter, die Prager Universität, Karls IV. großartige Stiftung von europäischer Bedeutung, verödete und wurde eine armselige Provinzschule.

Erst als der Habsburger Rudolf II. auf dem Hradschin zu Prag saß, nahm die Stadt wieder neuen Aufschwung zu europäischer Geltung. Aus dem gotischen Prag Karls IV. wurde unter ihm ein Prag der Renaissance, doch nicht so, daß sich die neue Schichte deckend über die alte gelagert hätte. Zu mächtig war der Geist der deutschen Gotik, der sich durch Karl IV. dieser Stadt bemächtigt hatte, als daß ihm hätte die Führung entrissen werden können. Der heitere Formwille des Südens vermochte nichts über das balladisch-

nordische Grundwesen Prags, dem die Gotik als Ausdruck weitaus vollkommener entsprochen hatte. Rudolf II. war auch kein Bauherr großen Stils, wie es Karl IV. gewesen war. Er war eine grüblerische, sonderbar verschnörkelte Natur, liebte mehr das Absonderliche, Groteske, Magische und war weniger Baumeister als Sammler. So trug er auf dem Hradschin eine sogenannte Kunstkammer zusammen, in der neben erlesensten Kostbarkeiten der Kunst und des Kunsthandwerks auch viel Kram enthalten war, wie er dem Geschmack der Zeit an Verwunderlichem entsprach. Das Gold, das er für seine Neigungen brauchte, sollten ihm die Alchimisten liefern, deren kleine Häuschen noch heute das Goldmachergäßchen auf dem Hradschin säumen. Von deutschem Wesen war diesem Herrscher weniger weltoffener Weitblick als der Hang zum Geheimnisvollen eigen.

Wieder zerschlug ein großer Krieg, der Dreißigjährige, alle vorhandenen Ansätze zu neuer Blüte, und wieder war Prag Ausgangspunkt des Unheils und sein Ursprung in den Anfängen nicht zum kleinsten Teil die Gegnerschaft gegen deutsche Sendung und Weltgestaltung.

Als dann der in Prag entzündete Brand erloschen war und der Wiener Hof über Prag gesiegt hatte, wurde Prag nicht mehr zum Wohnsitz eines Herrschers. An seine Stelle trat der Adel, und nun erlebte die Stadt eine zweite Blüte, die sein Gesicht neben dem gotischen Grundzug bestimmt. Der reich begüterte böhmische Adel, zum größten Teil deutscher Herkunft oder wenigstens deutschem Kultureinfluß erschlossen, machte nun Prag zu seiner Stadt und wollte ihr all den Glanz, der ihr durch das Fehlen einer Hofhaltung entging, aus eigener Kraft schenken. Neben den Adel trat mit ihren reichen Mitteln und ihrer weltlichen Eitelkeit die Kirche. So wuchs in und neben dem gotischen Prag die barocke Stadt Prag heran und es war ein deutsches Barock, das die schönsten seiner Baudenkmäler der fränkischen Baumeisterfamilie Dientzenhofer, namentlich Kilian Ignaz Dientzenhofer, einem der genialsten Baumeister aller Zeiten, verdankt. Die grüne Riesenkuppel der Niklaskirche, von der die unter dem Hradschin gelagerte Kleinseite beherrscht wird, kündet seinen Ruhm. Und auf dem Brückengeländer der gotischen Karlsbrücke entsteht jene beschwingte Doppelreihe steinerner Heiliger, die das Äußerste zeigt, was barocke Bildnerei an seelischer und körperlicher Bewegtheit zu formen vermag.

In diesem deutschen Prag nun vollzieht sich die Wiedergeburt des tschechischen Volkstums. Es regt sich nach jahrhundertelanger Bedeutungslosigkeit, und Deutsche sind es vor allem, die ihm bei diesem Erstarken beistehen und voll Begeisterung Hilfe angedeihen lassen. Herder erkennt die Werte der tschechischen Volkspoesie, Fouquè, Brentano, Ebert und andere deutsche Dichter bearbeiten Stoffe der tschechischen Sage und Vorzeit für ihre Dichtungen, ja eine Fälschung wie Wenzel Hankas Königinhofer Handschrift wird von Goethe begrüßt und von Jakob Grimm für voll genommen.

Aber all diese deutsche Freude an einem sich wieder regenden, eigentümlichen Volkstum, vermochte nichts gegen den Haß der Jahrhunderte, der immer wieder losbrach und der die Deutschen gerade deshalb verfolgte, weil ihnen das tschechische Volk so viel verdankt. Wieder hatte das tschechische Volk zu seinem Unheil das entscheidende Gesetz seiner Geschichte verkannt, das von ihm verlangt, die Schicksalsgemeinschaft mit dem deutschen Volk im mitteleuropäischen Raum zu einer friedlichen Wahrheit zu machen.

Es mußte erst die Standarte des Führers auf dem Hradschin aufgezogen werden, um zunächst wenigstens den Einsichtigen zum Bewußtsein zu bringen, daß das tschechische Volk seine Sendung nur mit den Deutschen, nie aber gegen sie erfüllen kann.

Bruno Brehm

Der Sommer belagert die Stadt

Meist liegt ja nun sommerlicher Dunst über dem weiten Wiener Becken, und die Grenzen, das Leithagebirge, die Kleinen Karpaten und der Schneeberg über den Höhenzügen der Voralpen, sie bleiben verhüllt. Hebt sich aber der Dunst und legt sich der Rauch, da sieht man gegen Abend, wie mit goldenen Feldern vor den walddunklen Höhen der Sommer die Stadt belagert. Dann ist es, als wehe ein Duft von Korn und Gerste herein, und die kleinen Gehölze entlang der Auen ragen wie Inseln aus dem Meer des Getreides.

Unlängst abends hatte es sich ganz aufgegeklärt, es war an einem Sonntag, der, wie so viele seiner Vorgänger in diesem Jahre, auch verregnet gewesen. Die Luft war reingewaschen, die Berge draußen schienen zum Greifen nah, der weite Bogen der Karpaten und des Leithagebirges mit den Ortschaften am Fuße der Hügel, mit den gelben Feldern unter den Ortschaften, war scharf zu erkennen. Ich stand mit dem Fernglas beim Fenster und ging wie so oft mit den Augen spazieren.

Das Marchfeld breitete sich hinter dem breiten Gürtel der Donau-Auen aus. Dunkle Würfel waren die kleinen Vierecke seiner Föhrenwäldchen. Drüben an der March waren lichtere Baumstreifen, die weiten Robiniengehölze, die dort angepflanzt worden waren, um den Flugsand der Wanderdünen zu festigen. Dort war ich vor einigen Wochen durchgefahren: in süßduftenden Trauben hingen die weißen Blüten zwischen den gefiederten Blättern, die Bäume standen weit auseinander, der Boden war licht und grasig unter ihnen. Hält man inne in der Fahrt, dann kann man das Summen der Bienen in diesen Gehölzen hören, über denen eine Wolke von betäubendem Wohlgeruch lagert.

Hier, wie unten im Südosten, im Banat, hatte der südamerikanische Gast, den ein Herr Robin nach Paris gebracht, seinen guten Dienst getan und die bösen Boten der Steppe zum Halten gezwungen. Fremd, wie aus weiter Ferne, mutet auch heute noch der süße Duft uns an. Als wir nachts, bei Vollmond, in dessen Licht die Blütentrauben wie weißer Schaum in den Kronen flockten, heimfuhren, sprach der Major aus Schwaben Verse von Hölderlin. Hell schimmerte das Wasser eines über das Ufer getretenen Armes der March, das unter den Rädern des Wagens aufrauschte, dunkel blickten die Wälder der Kleinen Karpaten uns nach. Vor uns tauchten die ersten Lichter von Wien auf.

Als ich nun mit dem Glase mich in all den Verschiebungen und Verschneidungen, die mir der Blick aus dem Fenster bot, zurechtfinden wollte, entdeckte ich ganz draußen, zwischen dem Thebener Kogel und den kleinen Karpaten drei helleuchtende Türme, die ich bisher noch nie gesehen, wie oft ich auch schon das Land und die Stadt mit den Augen nach neuen Bildern abgesucht hatte. Hin und wieder ging über dem weiten Becken ein Regenschauer nieder, hier einmal näher, dort einmal ferner, und dann schwanden die leuchtenden Türme wieder dahin, dann waren sie nicht mehr zu finden.

Je schräger aber das Licht der sinkenden Sonne fiel, desto schärfer war alles zu sehen. Auf dem Schloßberg von Hainburg war das Schloß zu sehen, auf dem baumbestandenen Ufer der Donau hob sich für einige Augenblicke wieder die gotische Kirche von Altenburg hell von den walddunklen Höhen des Hintergrundes ab.

So, nun waren die hellen Türme in jener Verschneidung wieder da! Und nun wußte ich es, was ich sah: die Türme des Schlosses von Preßburg. Die Kinder rief ich herbei und die Freunde, alle sollten es sehen, wie weit an einem klaren Tag von Grinzing aus der Blick reicht. Ich war so stolz, als hätte ich eine neue

Insel entdeckt, als hätte ich weiß Gott was gefunden. Allen zeigte ich die Türme, und wenn wieder auf dieser großen Bühne des Sommers ein Regenschauer einfiel, dann warteten alle geduldig, bis sich der Himmel wieder geklärt und bis er seine ganze Blickweite freigegeben hatte.

Vor einigen Jahren hatte ich auf dem Heiligenstädter Friedhof, als ich das Grab meiner Mutter besuchte, einen Vetter getroffen. Wir waren zusammen heimgegangen, es war ein klarer Tag gewesen, über dem Marchfeld waren deutlich die Kleinen Karpaten mit den hellen Ortschaften an ihrem Fuße zu sehen gewesen. Mein Vetter hatte den Arm ausgestreckt und hinübergedeutet: „Dort liegt Stampfen. Und weiter rechts davon Blumenau. Weißt du, daß dort das letzte Gefecht des Jahres 1866 geschlagen wurde? Weißt du, daß dort Truppen der ersten preußischen Armee unter Prinz Eugen Karl gegen Preßburg vordringen wollten, und sie hätten es auch getan, sie wären dort über die Donau gegangen, wäre nicht dieser verdammte Waffenstillstand von Nikolsburg dazwischengekommen."

„Und das tut dir wohl heute noch leid?" fragte ich ein wenig höhnisch.

„Natürlich tut es mir leid. Uns wäre viel erspart geblieben, hätte damals der preußische König gegen Bismarck seinen Willen durchgedrückt."

Ich mußte lachen: „Ich weiß nicht, was das für eine Art ist, in der ihr Geschichte seht und Geschichte denkt. Ihr hängt an Träumen, eure Geschichte besteht aus „wäre" und „hätte." Die Schwarzgelben haben einen anderen Traum. Für sie hätte damals Napoleon III. eingreifen müssen (und diese Befürchtung war doch auch der Grund für die Friedensbereitschaft Bismarcks), für sie hätte damals noch einmal eine große Schlacht auf dem Marchfeld geschlagen werden können. Die Truppen der Italienarmee unter Erzherzog Albrecht wären aufmarschiert, die letzten Sachsen wären aus dem Waagtal abgeströmt und hätten hinter der Donau aufmarschieren können, die Floridsdorfer Schanzen wären gehalten worden und die durch lange Märsche erschöpften Armeen der Preußen hätten hier vor Wien noch einmal angreifen müssen. Mit „wäre" und „hätte" läßt sich keine Geschichte verstehen. Und wenn du dir aus dem ganzen Weitblick nichts anders herausklauben willst wie die beiden Dörfer Stampfen und Blumenau und das Auftauchen der siegreichen ersten preußischen Armee, so ist das nicht allzuviel. Wie diese große Schlacht auf dem Marchfeld ausgegangen wäre, hätten wir den Floridsdorfer Brückenkopf gehalten, kann heute niemand sagen. Also lassen wir das „wäre" und „hätte", halten wir uns an das, was geschehen ist."

„Die Preußen hätten bestimmt auch vor Wien gesiegt", beharrte mein Vetter. „Seltsam, daß dir das so eine Freude bereitet hätte! Das erinnert an das schöne Wort: Recht geschieht meinem Vater, wenn mich so an den Händen friert, warum kauft er mir keine Handschuhe! Ich müßte lange herumdenken, ehe ich so eine seltsame Freude fände. Wie diese Schlacht ausgegangen wäre, wissen wir nicht. Geträumte Schlachten sind anders als geschlagene Schlachten. Damals erfüllte gerade der Jubel über den Seesieg bei Lissa die Reihen unserer aus Italien heraufeilenden Armee, die Reihen der Preußen waren durch jene furchtbare Cholera gelichtet, sie hätten einen Teil ihres Heeres zurücknehmen und an den Rhein marschieren müssen, um den Angriff Napoleons III. abzuwehren. Die Mäßigung Bismarcks in Nikolsburg war mindestens ein ebenso großer Sieg wie der Sieg der Soldaten auf den Feldern von Königgrätz."

An dieses Gespräch mußte ich denken und an die Erzählungen meiner Mutter, in deren Elternhaus im Erzgebirge damals der König von Sachsen einquartiert gewesen war. Und mein Großvater väterlicherseits hatte es mit knapper Mühe als Bürgermeister im Egerland verhindert, daß den dort einrückenden Preußen vor

dem kleinen Städtchen ein Hinterhalt gelegt wurde. Wie weit waren diese Sachsen damals mit unseren aus dem March- in das Waagtal abgedrängten Truppen marschiert! Und bei Mödling, wo heute das aus den sächsischen Gardereitern hervorgegangene Panzerregiment liegt, standen damals sächsische Truppen auf österreichischer Seite gegen die Preußen. Das alles soll man nicht vergessen, wenn man der heutigen Tage so richtig froh werden will.

Man muß auf der Schattenseite unserer Geschichte gefröstelt haben, um froh auf die Sonnenseite zu treten. Man muß das Land, in dem man lebt, auch mit seiner Geschichte erfüllen können, um zu wissen, welche Wege gegangen wurden.

Wir standen unlängst oberhalb der kleinen Stadt Rust mit ihren vielen Storchennestern auf den Dächern, Mauern und Türmen am Neusiedlersee. Hinter uns, gegen Westen zu, lagen die gelben Felder des Sommers und über ihnen die waldbehelmten dunkeln Hügel. Weithin sichtbar stand die Rosalienkapelle. Rosalia war eine aus Sizilien im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu uns gekommene Pestheilige, das ganze Gebirge, das sich zwischen den Leithabergen und den Ausläufern der Alpen dahinzieht, hat seinen Namen nach dieser Schutzpatronin vor der Pest, vor jener letzten großen Seuche, die im Jahre 1713 ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Der wahre Grund, weshalb diese Seuche aus dem Osten die letzte war, ist die Errichtung der Militärgrenze gegen die Türkei, die Ziehung jenes Gesundheitskordons, durch den Österreich das Abendland geschützt hatte. Von unseren jungen Männern wußte keiner mehr etwas von dieser großen Leistung, sie staunten, als ich davon sprach, als erzählte ich ihnen Geschichten aus einem fernen Lande.

Draußen, über dem weiten Marchfeld lag ein gewaltiger Wolkenschatten, der nun weiterzog und die Türme des Schloßberges von Preßburg wieder freigab. Ja, es ist schön, auch mit den Augen einmal so weit sehen zu können! Dann ließ ich mein Auge den Auewäldern an der Donau entlang wandern. Dort drüben lag einst Carnuntum, dort, am Ufer stand, überhöhend, der Wall des römischen Limes. Drüben, jenseits des Stromes, war einst ein Niemandsland, dort hatten die Römer ein Bau- und Siedelverbot durchgesetzt, dort durfte niemand aus dem freien Germanien sich niederlassen.

Nun breitet sich weit und dunkel die Lobau aus, auf der Napoleon zwischen den Schlachten von Aspern und Wagram die Stellung bezogen hatte, und weiter drüben, am Fuße des Bisamberges, liegt das Gasthaus von Post-Rendezvous, wo Napoleon nach Austerlitz mit dem Erzherzog Karl zusammengekommen war und dem Bruder des Kaisers die Krone angetragen hatte.

Wie klein werden die Menschen, wie Nebel wird Geschichte, wenn wir nur die Bühne groß genug sehen, auf der gespielt wurde. Die goldenen Felder allein bleiben und belagern die Stadt, aus der noch immer der schlanke Turm von St. Stephan aufragt. Dort lassen wir wieder unser Glas rasten, wir freuen uns, wie ewig jung dieser Wunderbau emporwächst. Grün leuchtet der Edelrost der Haube über dem unausgebauten anderen Turm. Mein Jüngster hat in der Schule drei Sagen gelernt, die erklären, warum dieser andere Turm nicht ausgebaut worden ist, aber keine von ihnen erklärt das Einfache richtig: Der andere Turm ist nicht fertig geworden, weil es zwei so schöne Türme nebeneinander gar nicht geben kann. Sie lassen sich wohl zeichnen, aber nicht bauen.

Nun weht einer der Windstöße auch durch meinen Garten, und die zarten Äste der Tamariske neigen sich mit ihren rötlichen Blüten, als wären sie weiches Gras, und zwischen den Zweigen sehe ich den saftig strotzenden Weinberg den kleinen Hügel hinanziehen.

Johannes Linke

Der seßhafte Bub

Als im Kärntner Lande noch der Hitlergruß verboten war, wie so vieles andere auch, hat sich diese Geschichte zugetragen. Da war ein fünfjähriger Bub, der wie viele seiner Altersgenossen den unvorschriftsmäßigen, beinahe gesetzwidrigen Namen Adolf trug, und dieser kleine Adolf Kopernig war ein arger Umtreiber, der durch jede Hecke kroch, mochte sie noch so dornig sein, durch jede Lache watete und auf die Zäune so gut wie auf die Felsen kletterte. Die Mutter hatte ihre liebe Not mit dem Bürschlein, denn die Beulen und Schrammen, die es von seinen Entdeckungsfahrten mit heimbrachte, heilten zwar von allein wieder, aber die zerrissenen Hosen taten das leider nicht, und der Bub wollte es nicht begreifen, wie schwer es seinen Eltern ward, Tuch und Stoff zu beschaffen. Der Vater war nun schon seit fünf Jahren arbeitslos; denn da nichts gebaut wurde, mußten die Maurer natürlich feiern, und wenn wirklich einmal ein morscher Schornstein neu aufgesetzt oder eine Giebelwand frisch verputzt werden mußte, so war daran auch nicht viel zu verdienen, weil ja bei den Nachbarn das leidige Geld ebenso knapp war wie bei ihm selber. Nun, zu verhungern brauchten die Kopernigs trotzdem nicht, denn sie hatten an der Halde einen Wiesfleck für die Kuh, ein paar kleine Äcker mit Mais, Erdäpfeln, Weizen und Kraut, im Koben stand eine Sau, auf dem Hofe gackerten ein Dutzend Hühner, und im See lag ein Boot, mit dem der Vater täglich ein Stück hinausfuhr, um an der Angel oder im Handnetz ein Gericht Fische zu fangen. Ja, zu essen hatten sie schon, wenn es auch knapp und einfach zuging, aber was sie nicht selber bauten oder fingen, das schaffte ihnen arge Beschwerden.

Und so war es begreiflich, daß der Vater seinem Buben, als der wieder einmal mit durchgewetztem Hosensitz heimkam und die Mutter seufzend die allerletzten Reste aus der Flickentruhe zusammensuchte, sehr deutlich und handgreiflich klarmachte, das nächstemal werde er ihm das Fell unter der Hose gewaltig gerben. Da beteuerte der kleine Adolf schluchzend seinem Vater, er werde nie, nie mehr eine Hose zerreißen, und rückte mit den ernsthaftesten Vorsätzen wieder ab, und tatsächlich brachte er an den nächsten Tagen wohl Schrunden und Wunden, aber stets ein heiles Gewand mit heim. Eines Morgens krazelte er mit seinen Gefährten auf den Felsen herum, die aus der Hutweide als silbergraue Türme emporwuchsen, unter ihnen lag zusammengedrängt das Dorf, der See breitete sich blau und leuchtend vor den Waldhöhen aus, über denen das zackenschroffe Gebirge aufstieg — da sahen sie auf der Landstraße eine Staubwolke herangebraust kommen, und bald entdeckten sie das langgestreckte Auto, das sie alle kannten. Das waren die Schandarmen aus der Stadt, und die Buben begriffen sogleich, was die wollten. Nun gab es wieder einmal eine Hausdurchsuchung, wie schon so oft, und dann mußte wieder einmal in sechs, sieben Häusern die Mutter ein paar Wochen lang die Wirtschaft ganz allein führen, weil sie den Vater mitgenommen hatten. Ein Bild des Führers, ein deutsches Buch, einen Hakenkreuzwimpel konnten sie ja, wenn sie genug stöberten, in jedem Hause finden. Wie die Wiesel flitzten die kleinen Buben, die noch nicht zur Schule gingen und doch schon so vieles verstanden, von ihrer hohen Warte los, um die Eltern zu warnen. Sie rutschten über eine schräge Steinwand hinab, rannten über die Hutweiden, fielen einmal in einem Graben, schloffen durch die Dornhecken und jagten auf ihr Vaterhaus zu. „Haussuchung kommt!" schrie der kleine Adolf ganz außer Atem, und dann setzte er sich still auf die Ofenbank, wobei er ängstlich nach seinem Vater schielte. Die Mutter war bleich geworden, aber

der Vater verlor seine Ruhe nicht. Er schürte mit einem Bündel Papier ein Feuer im Herde an, und während die Mutter rasch ein paar Holzscheiter nachwarf und einen Topf Wasser auf die Platte setzte, ging er in den Stall, um der Kuh frisch einzustreuen. Da kamen auch schon zwei Polizisten mit ihren Gummiknüppeln herein, legten lässig die Hand zum Gruß an den Mützenschirm, holten den Vater aus dem Stalle und begannen das Haus nach verdächtigen Dingen zu durchsuchen. Die Mutter sah noch verhärmter aus als sonst, der Vater hatte die Hände in den Hosentaschen, und unter seinem Schnauzbart zuckte ein bitteres, verächtliches Lächeln. Der Bub aber, der sonst keinen Augenblick stillhalten konnte, hockte wie angefroren auf dem Ofensitz und schaute den beiden fremden Männern mit großen Augen zu. Sie gingen gründlich vor. Sie durchforschten jeden Kasten, jede Truhe, jede Lade, rückten den Hausrat vom Platze, klopften die Mauern ab und stocherten in den Dielenritzen. Die Betten wurden abgedeckt und die Strohsäcke aufgeschnürt, sie schauten unter den Herd, in das Wandschränklein, hinter die Stiege, sogar unter die Ofenbank, wo der kleine Umtreiber fest auf seinem Hosenboden saß und keinen Zoll vom Fleck ruckte. Sie krochen im Keller, auf dem Altan, im Hausgang, auf dem Boden, im Stall und Schuppen herum, und als alles Suchen vergeblich war, kamen sie noch einmal in die Stube zurück und wollten dort von neuem stöbern. Endlich sahen sie ein, daß sie heute hier nichts Sträfliches finden würden, hoben wieder die Hand bis zum Mützenschirm und entfernten sich mit schlecht verhohlenem Ärger, während der Bub noch immer auf dem Bänklein festsaß. Die Eltern sahen einander mit einem blitzenden Blick an, erleichtert, spöttisch und glücklich. Dann sprachen sie auch wieder miteinander, während sie bei der Haussuchung kein Wort geredet hatten, und der Vater steckte sich eine Pfeife mit selbstgebautem Tabak an. Der kleine Umtreiber aber blieb, bis die Schandarmen mit ihrem Auto aus dem Dorfe davonstoben, unverrückbar auf seinem Platze hocken.

„Was hat nur der Bub heute?" fragte die Mutter besorgt. „Bist du krank?"

Adolf schüttelte den Kopf.

„Nein, krank bin ich nicht."

„Ich weiß schon", sagte der Vater, aber seine Stimme klang gar nicht bös, „warum er so fest auf seiner Hose sitzt. Zerrissen hat er sie halt."

Langsam rutschte der Bub von der Ofenbank herunter und selbstbewußt meinte er:

„Der Vater hat schon einmal sechs Wochen sitzen müssen, weil er ein Hakenkreuz gehabt hat. Da werd ich doch drei Stunden sitzen können!" Und dabei wies er stolz auf das plumpe Hakenkreuz, das er selber mit dem Messer in die Bank geschnitzt, und das er nun so treu behütet hatte.

„Du bist ein Donnersbub!" lachte der Vater Kopernig und hob ihn auf den Arm.

„Aber zerrissen ist der Hosenboden halt doch wieder!" seufzte die Mutter glücklich.

„Ist er das? Wahrhaftig, er ist's!" schmunzelte der Vater.

Aber das Fell gerbte er seinem Sohne deshalb doch nicht.

Denk's Deutscher

Denk's Deutscher im sicheren Hause,
wer dir das Haus erhält!
Viel Brüder stehn im Gebrause
am Rande der deutschen Welt.

Was hülfen uns Hölderlins Oden,
was hieße uns Zeppelins Fahrt,
behielten wir nicht den Boden,
bewahrten wir nicht die Art!

Ihr pflanzet wider die Dünen,
ihr stauet wider die Flut;
wir halten im Granen und Grünen
auf Acker und Pflaster die Hut.

Wir Deutschen im Osten übten
schon zeitig die „Wacht am Rhein";
wenn wir nicht die Heimat so liebten,
wie wäre Deutschland klein!

Wilhelm Pleyer

Der Marsch vom 30. Januar

Und immer wieder wird die Stunde klirren
Vom Flammenmarsch durchs Brandenburger Tor,
Da jedes Kämpfer-Herz dem Führer schwor:
Wir werden niemals müd sein zu marschieren.
Denn was wir sollen lebst du leuchtend vor.
Und was wir können, was wir einstens wagen,
Das ahnen wir, wenn unsre Blicke lagen
In deinem, der sich so in uns verlor,
Daß wir ihn zwingend noch im Herzen tragen,
Wenn längst der Marsch an dir vorüber dröhnt,
Entlang die grauen Straßen rufend tönt,
Aus immer neuen Männern Takt zu schlagen.
Dies ist das Reich und dem gilt unser Beten.
Der Marsch geht weiter, den wir angetreten.

Gerhard Schumann

FAHRT UND EINKEHR

Land, Land

Land, Land mit dem harten Gesicht deiner Berge,
du Vaterland.
Ernst ist dein Antlitz,
prüfend siehst du uns an
mit nackten Wänden, drohendem Schatten und hellem Grat.
Nah sind die weißen Gipfel
und rufen, rufen, rufen uns auf —
du Vaterland.

Land, Land mit dem alten Lied deiner Wälder,
du Mutterland.
Gütig rauscht deine Weise,
heimlich strömen ins Ohr
der Buchen und Tannen Gesänge, der Eichen Lied,
das Lied unsrer Fichten
und rufen, rufen, rufen uns auf —
du Mutterland.

Land, Land mit den fröhlichen Augen der Seen,
du Kinderland.
Träume verklären die Stirne,
lächelnd hebst du den Blick,
hurtig sind deine Quellen, flink springt der Bach
nach den Wiesen und singt in der Sonne.
Wir schweigen, verhalten den Atem und horchen auf,
du Kinderland.

Land, Land mit den klopfenden Adern der Ströme,
der Söhne Land.
Brausend wandern die Wasser,
wie leuchtende Fahnen fliegen sie weit
zwischen Brücken und Städten und Äckern,
stürmen ins Meer
und rufen, rufen die Herzen ins Feld,
du Deutschland.

Hans Baumann

Josef Weinheber

Gesegnetes Weinland Niederdonau

Weit und müde verebbt der Wellenschlag der ungeheuren Gebirgswoge am Rande der Ebene. Die kühn gebogene Braue der Alpen schwingt aus in die Schläfe des Tieflandes, darüber schon schwer und träge die Melancholie der ungarischen Steppen aufklingt. Ein weiter Zug von Hügeln, Kogeln, Hängen, der sich, von Süden kommend, am eigenwilligen Bogen des großen Stromes am Rande der Millionensiedlung bricht.

Der jähe Bruch, vulkanisch unterheizt, an heißen Quellen reich, der Sonne preisgegeben vom frühen Morgen bis zum letzten Licht. Fürwahr! Ein Streifen Land, geschaffen, Rebenlaub zu tragen; den weitgespannten Bogen zu beginnen, den der Wein hier ansetzt, bei Wien über die Donau schlägt, ihn breit bis an die mährische Grenze führt, nach Osten spannt bis an die Manhartsberge, das Tal des Kamp herab und im Gebiet von Krems und der Wachau zur Donau wieder niederfallen läßt . . .

Solange noch die große Stadt nach Süden hinuntergreift ins offene Land, bestimmt unruhiges Bild des Überganges die Landschaft. Noch stehen Schlot und Mastenwerk in halb vergessenes Brachland hinein; vor einem Streifen Ackerfeld reißt eine Gasse ab, mit Häusern, noch halb dörflich, halb schon vorstädtisch-peripheren Wesens. Gewirr von Schreberhütten. Inmitten weiten Wiesengrüns eine neue Villenstraße: ganz für sich, losgelöst von der Stadt, eingekreist von Natur, mit unfertigen, eben erst angelegten Gärten. Und dann allmählich freies Land im langsam hügelig werdenden Gelände. Die ersten Streifen Wein. Dazwischen immer noch Wiesen, Felder, Brachland; Siedlungshäuser mit Gärten, die Bogenzüge eines Aquädukts. Der Einfluß der großen Stadt verblaßt allmählich. Am Fuße der sanften Hügelrücken die ersten selbständigen Flecken, der erste Weinort. Über die kräftiger werdenden Bogen der Hänge hingeworfen, das erste zusammenhängende Weingebiet.

Weinland . . . Rot schimmert die frisch gehäufelte Erde. So lange die Stöcke nicht ausgeschlagen haben, geben die Reihen der leeren Weinstecken drüberhin einen grauen, fast traurigen Oberton, den nur manchmal helles Gelb von neugesteckten Stangen ermunternd unterbricht.

Dann noch einmal eine größere Stadt, die mit Villen, Gärten, Weg und Kirche hinauf in den wilden Fels des Gebirges greift und die Landschaft zerblättert. Dahinter aber, gegen Süden hin, breitet sich nun das freie Land. Da siegt der Wein endgültig über die bald nur mehr zerstreuten Häuser, über Gärten und Äcker. Vom streng geschlossenen Gebirgszug gehen Welle an Welle die Weingärten nach Osten in die Ebene hinab, überspringen den Schienenstrang der Südbahn, greifen da und dort noch weit in das Flachland hinein. Wir stehen oben auf dem Hang, hinter uns den Bord des schwarzen Föhrenwaldes, den Blick nach Osten gerichtet. Vor uns, in langen, schön ausgerichteten Kolonnen, Stock an Stock. Alte, alraunenhaft knorrige Ungetüme, freilich auch junge, in den letzten Jahren gesetzte Stöcke, die der Reblaus widerstehen. Dazwischen einmal die hohen Stauden und langen Stecken der amerikanischen Reben. Reihe an Reihe, den Hang hinab, von Acker zu Acker die Richtung wechselnd, Ziehung halblinks, gradaus, Ziehung halbrechts.

Die Reben setzen eben an, hellgrüne Streifen zwischen der nackten, hellroten Weinerde. Zur Rechten hin greift braunschwarzer Föhrenbestand vor, hemmt den Blick auf Buchten und Bühel und löst sich vor dem schmalen, weißen Doppelgleis des Weinbergsträßels unten am Ende des Hanges in dunkle Büschel auf, heiter

durchschossen von Schleh und grauweißem Wildweichselgebüsch. Das Sträßel ist nur an und ab zu sehen, weil immer wieder eine Hangwelle es in sanftem Bogen überschlägt. In jähem Ansatz, ohne Übergang, ohne Mittelgrund auf diesem naturlebendigen Bilde hebt unten die Ebene an: Feldergrün und -braun in ewig wiederkehrenden Streifen. Kleine Orte liegen in der Ebene ausgegossen, einer zum andern hinübergreifend mit den feinen, weißen Bändern häuserbegleiteter Landstraßen.

Nun tritt der Wald zurück, der Weg geht ganz in den Weingärten fort, steinig und voll Sonne. An den Flanken des Gebirges klettern die Gärten höher und höher bis in den unzugänglichen Fels hinein. Schweißgedüngter Boden, wo jeder Schrittbreit Erde erkämpft werden muß. Aber hier legt sich freilich die Sonne mit versengender Kraft auf die Reben, daß die Luft davon erzittert. Weinberg an Weinberg ist gegeneinander mit niedrigen Steinumfassungen abgemäuert, um der spärlichen und abschüssigen Erde Halt zu geben. So steigt ein Garten über den andern den Hang hinan. Gebeugte Rücken schaffen in den Furchen, die weißen Ärmel der Werkenden flattern im heißen Wind, der das knirschende Gehack der Hauer herunterträgt. Aus dem weitgeschwungenen Nadelpolster eines Weingartenrückens ragt ein derbgemauerter Bildstock auf; das rostige Kreuz über der Bedachung hat sich zur Seite geneigt. Ein Leiterwagen dengelt daher, der kleine Bräunl schläft unterm Gehen. Eine Wegbiegung, und zu unsern Füßen blinken mit roten und braunen Dächern, den Kirchturm über sich, die eng zusammengerückten, sauberen Häuser des weinberühmten Ortes. Es geht im Zickzack den Weg durch die Reben hinab zum ersten Haus. Über dem breit geschwungenen Tor ist eine lange Stange herausgesteckt, an der Stange baumelt das bedeutungsvolle Strohbündel, weiß und rot bebändert, und mit einem zierlichen Schildchen daran, das den Namen des Leutgebs trägt.

Und nun ein anderes Bild: Wir wenden uns nach Norden, vorbei an den Hügeln um Wien. An ihren Hängen wächst ja wohl auch noch Wein, auf dem Nußberg, auf dem Gelände von Grinzing, Sievering, Neustift. Aber eine ausgesprochen vom Wein bestimmte Landschaft — Weinland — ist es wohl nicht mehr. Um echtes, rechtes Weinland zu sehen, müssen wir über die Donau setzen. Lassen wir das industriell betonte Gebiet um Floridsdorf hinter uns. Gehen wir heran an den Fuß des Bisamberges und von hier aus weiter. Bäuerlicher ist hier alles als im Süden; so, als hätte der Strom dem Einfluß der großen Stadt Halt geboten. Zur rechten dehnt sich die Ebene, unendlich schier, immer wieder Ackerland: Mais und Klee, Kartoffeln und Korn — Mais und Klee, Kartoffeln und Korn. Zur Linken aber geht's hinein in das weinbewachsene Hügelland. In breiter Fülle wellt es nach Norden hin. Im Süden, unterhalb Wiens, wächst ein schwerer Wein. Hier heroben beginnt die Heimat der leichten Sorten. Um so leichter, je weiter nach Norden wir kommen, freilich auch wieder der Gunst der Lage, der Gattung der Traube nach verschieden. Hier hinauf, am Rande der Ebene, ist der „Brünnersträßler" zu Hause. Beginnen wir also die Wanderung.

Ein Straßendorf, langgestreckt. Ebenerdig Haus an Haus, der Feuerwehrturm aus Holz, an einer Straßenausbuchtung eine barocke Dreifaltigkeitssäule, von vier kugelig zugeschnittenen Akazien flankiert. Breite, wuchtige Torbogen, eine Straßengabelung, ein schmaler Platz, die Kirche. Und weiter ebenerdig Haus an Haus. Seitab vom Dorf im Graben beginnt die Kellerstraße.

Seitab geht es einen Kanon hinein, eine tief in die Hügelwelle eingegrabene Straße. Hier hat man die Keller, die beiderseits in die gelbe Erde hinabgeführt sind, gar nicht erst abgemauert nach vorn hin. Ein grün gestrichenes Gatter, eisenbeschlagen und mit einem schweren Schloß davor, schließt das ungefüg geformte Eingangsloch vor unrechtmäßigen Weinfreunden

ab. Akazien und Schlehdorngestrüpp hat sich an den steilen Wänden der Schluchtstraße angesiedelt. Von Mal zu Mal führt eine Ausweichstraße seitwärts ab. Denn die Straßen haben gerade nur Platz für ein Fuhrwerk. Zur Zeit der Lese, wenn es hier lebhaft zugeht, tragen die Pferde Schellen, um die Fuhrleute aufeinander aufmerksam zu machen.

Kaum ändert sich bei stundenlangem Gehen das Landschaftsbild. Es geht hügelan, hügelab, zuweilen wird ein Flüßchen passiert, mit phantastischen Weidenknorzen über den buschverwachsenen Ufern, und etwas wie ein flaches Tal wird erkennbar.

Nicht allzuweit liegen die Orte auseinander — die Weinbauern haben zumeist keinen großen Besitz —, und man sieht schon lange vorher immer den Kirchturm des nächsten Dorfes über dem letzten Bühel. Wir wandern zum soundsovielten Male die einzige Dorfstraße durch — endlos —, verlassen die weiße, staubige Straße, lesen den frommen Spruch an einem blumengeschmückten Wegkreuz und rasten im Schatten der rundkronigen zwei Nußbäume, die es beschützen.

Nun sind wir wieder lange gegangen, schon hoch im Norden sind wir, und die ehemalige mährische Grenze mag nicht weit ab von dem langen Rücken liegen, der uns begleitet und den sie den Schatz nennen. Und es muß schon wahr sein, er ist ein Schatz. Da steigen die Rebengelände hinan, das ganze Tal entlang, durch das wir stunden- und stundenlang ziehen.

Wir sind im Gebiet des Pulkautales und seiner Nebentäler. Hier ist das ureigentliche, richtige Weinland von Niederdonau; hierher fahren die Wirte, wenn sie ins „Weinland" fahren ... Die Landschaft freilich ist nichts für verwöhnte Wiener. Es ist keine solche, die sich dem flüchtigen Blick aufschließt. Sie ist nicht heroisch und nicht malerisch. Es ist schlechterdings Land, Erde — mit jeder Krume, jedem Blatt zeugend von Menschenschweiß und Menschenfleiß wie keine Landschaft sonst. Wohl will auch Wald und Forst gehegt sein, und ihre Mühsal bringen Acker- und Weideland. Doch keines ist so durch und durch der werkenden Hand verbunden wie dieses Land. Und darin, in dieser vollkommenen Durchdringung von Mensch und Scholle, darin liegt die schlichte Schönheit dieses Landes. Es ist die harte Schönheit eines Sieges: Des Sieges menschlichen Geistes über die wilden Gegebenheiten der Natur.

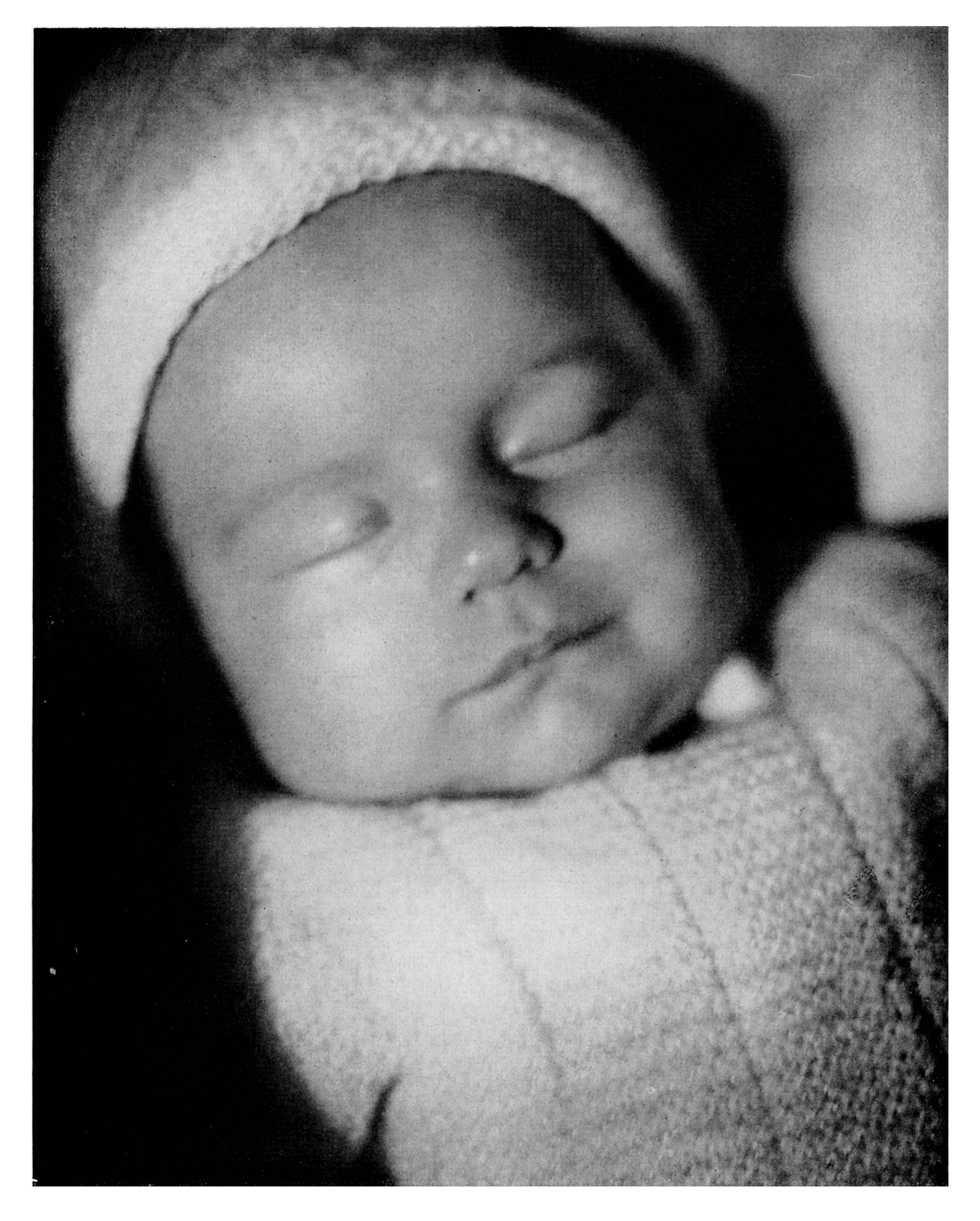
Aber es gibt auch noch eine andere, beschwingtere, heiter bewegte Weinlandschaft in Niederdonau. Folgen wir dem Zug des Weines über das Kamptal herab in das Kremser Gebiet, wo unser mächtiger Bogen in den Uferlandschaften der Wachau mit einem lieblich romantischen Nachklang auszittert. Wer je vom alten Steiner Turm, von der Terasse des Göttweiger Stiftes hinein in dieses heiter schöne Stück Land geblickt hat, der hat die deutsche Rebenlandschaft gesehen, wie sie die Poesie besingt; holdeste Mannigfaltigkeit des Bildes, uralte Stadt und breiten Strom, ernstes Gebirge und luftige Weinbergstufen.

Uns führt der Weg den Strom hinan. Bald auf dem einen, bald auf dem andern Ufer dringt dunkles Waldgebirge heran, in das, Mauerbord über Mauerbord, die Weinberge hineingelegt sind. Oft haben die Gärten an den steilen Hängen so schmalen Raum, daß nur zwei Reihen Stöcke auf diesen hohen Söllern stehen. Gewundene Steige führen hinauf mit schmalen Stiegen und Steintritten, die keinem Fuhrwerk Raum geben. In kleinen Lasten, auf dem Rükken des einzelnen Mannes muß mühsam und geduldig zugetragen werden, was jeder Acker braucht: der Dung in den Butten, das Vitriol in den Spritzfässern, Rebstecken und Stützsteine; und wenn ein starker Regensturz das bißchen Erde herunterwäscht, dann muß auch dieses bißchen Erde wieder hinaufgetragen werden. Oft sieht es aus, als ob der Wein im Mauerwerk verfallener Burgen nistete. Oder sind es noch die alten Wehrmauern, zu Stützmauern umgebaut? Ein wuchtiger Bogen steht da, von einem



Dürers Bildnis seiner Mutter

Reichsdruck



Traumlächeln

Aufnahme Erna Lendvai-Dircksen

längst verfallenen Tor, der rahmt ein seltsam schönes Bild. In seiner Wölbung steht der festgefügte Bildstock mit dem Patriarchenkreuz, davon, wer weiß wie lang, der halbe untere Balken brach. Und unten liegt der alte Marktflecken; die Kirche mit steilem Dach und kurzem Turm ragt übers Dächergewirr, darunter breite Fronten altväterischer Häuser gehen. Der sanfte Kogel, der mitten aus dem Ort aufsteht, um den die Häuser branden wie stille Wellen um einen Stein im Bach, trägt Wiesengrün und buschwaldbraun. Wir sehen von hier nur seine Schattenseite. Die donauzugewandte, auf der den ganzen Tag die Sonne liegt, ist um und um mit Rebenstufen gestreift. Und tausend Eimer gibt der Berg. Dahinter schwingt der Donau weißleuchtendes Band sich um den jenseitigen Uferhang. Wir steigen langsam nieder, im steinabgeteuften Sträßel, bis wir das Stromband nur mehr im Laubwerk all der Pfirsichbäume blitzen sehen, die in den Weingärten stehen. Da ist der Kirchenplatz, der Brunnen unter den Linden rauscht, aus alten Höfen schauen Arkaden her, und gegen den Strom hin öffnet sich das Tal, mit seinen grünen Hängen. Nun blicken wir zurück zum abendsonnenbeschienenen Tor und sehen die Hänge rings gestuft in Hunderten von Stufen; das junge Grün der Reben zwischen den grauen Mauerstreifen, der Hoffnung schönes Grün zwischen dem Grau der Plage, in breiter Flucht die Gärten hoch hinauf bis in die Kuppen der Hügel gehn.

Aufbruch

An der schnellen Salzach, dem reisigen Wasser,
Hab ich mein Haus auf den Hügel gebaut:
Der Winter klirrte auf eisigem Schimmel,
Ich habe trotzig ins Land geschaut.

Seit gestern Nacht sind die Straßen offen,
Die Gletscher tauen im warmen Föhn;
Die Adern schwellen, die Ströme rufen
Von den kristallenen Bergeshöhn.

Wohlan, mein Herz, die Zeit ist kommen,
Tu ab den Gram und zögernden Schein!
Im Auwald zittern die gelben Weiden,
Der Wind fährt herrisch durchs morsche Gebein.

Wohlan, mein Herz, erhebe das rote
Banner des Bluts im silbernen Tag!
Erhebe das blitzende Schwert der Freiheit,
Führe den heiligen Schlag!

Sieh an, der bleiche Orion, der Jäger,
Sinkt sterbefreudig vom Himmelsdach!
Du, in den Abgrund des Ungewissen
Jage ihm sehnsüchtig nach!

Friedrich Deml

Hans Brandenburg

Frühling um die Zugspitze

Der Mai und auch noch der Juni können im bayerischen Hochland Winter, Frühling und Sommer berauschend mischen. Aus den Tälern bis hinauf in die späte Schneegrenze ist dann eine Himmelsleiter aufgestellt, auf der wir an einem einzigen Tage wechselweise durch Monate und Jahreszeiten steigen. In den Niederungen hat der Baumfrühling ausgeblüht und schwellen die Wiesen, weiß vom Kerbel, dem Schnitt entgegen, dann aber erlebt das Gebiet der Hochtäler erst seinen Mai, und ein Wald- und Almenland wie das zwischen Garmisch und Mittenwald hebt uns nochmals in den April, März und Februar, um uns, wieder zurück, in Blumenwiegen aufzusetzen. Die Elmau ist hier der Mittelpunkt, das grüne Herz des Bergfrühlings, und ein Ausgangspunkt für erste Halbhochwanderungen wie später für Hochwanderungen.

Wenn hier die Schwalben um höchste Menschensitze und so auch um ihre höchsten Nester flitzen und wenn der Kuckuck ruft, dann züngelt Flammen- und Wimpelgrün der Buche durch den fichtenschwarzen Bergwald, und die nächsten Waldberge werfen sich in dieser schwarzgrünen Brandung auf zur nackten, zerrissenen, noch weißbeschilderten und weißgeäderten Felsenmauer der Wettersteinwand. Der weite Kesselgrund des Hochtales ihr zu Füßen ist ein gebuckelter Wiesenwellenschlag, der schon buttergolden vom Hahnenfuß ergänzt und frühsommerlich die schönsten Orchisarten sowie weiß, gelb und rosa die Kleeköpfe schaukelt. Gegenüber der Südhang brennt am ersten in voller lichtgrüner Lohe, doch auch in seinen kühlen, feuchten Falten erwachen Frühling und Vorfrühling spät und halten sich lange. Er ist keine Promenade, sondern eine meist unwegsame Wildnis, ein Hanggebreite aus Hochwald und Graslichtungen, Weide und Sumpf, Baumschlägen, Windbrüchen und „Jugenden" mit Holzwegen, Jäger- und Hirtensteigen, wo Moräste den verirrten Fuß verschlingen oder an Schluchträndern schwindeln lassen und wo Spuren und Losung der Hirsche zu Futterkrippen und Hochsitzen oder Kuhfladen zu einsamen Viehtränken führen. Noch erlaubt das junge Gras, auch die größeren Blößen zu betreten: die Himmelwiese und den Sonnenhügel. Denn hier weichen noch kaum die ersten Schlüsselblumen den Trollblumen, die ihre Goldballen rund öffnen, und neben ihren satten Teppichen sind auf mageren Triftstellen noch die lila Mehlprimeln gestickt und die Kelche der Enziane aufgetan, das Bayerischblau des kleinen und das Dunkelazurblau des großen, stengellosen. Der Löwenzahn, in den Tiefen längst zur Samenlaterne verglommen, prunkt hier noch im Anfang seines Gestirns. Die Sonne braut sich dampfenden Tau zum Morgentrunk, Dunst rollt entschleiernd an den Riesen von Karwendel und Wetterstein hinab, bis er Gürtel um ihre Flanken schlingt, doch trotz der Frühe schrie sich der Kuckuck schon heiser, er läutet mit vor Jubel geborstener Glocke.

Weiterhin auf diesem Geländerücken, über dessen in den Wald gesprenkelte Grasplätze Heustadel verstreut sind, liegt die Jägeralm. Das ist im Herbst eine Kampfbühne, eine Hocharena der schreienden Hirsche. Jetzt lagern auf ihren gepolsterten Kanzeln die braunen Rinder vor den silberblauen Lichtaltären des Zugspitzmassivs, und im Hintergrunde, im Schutze runengefugter Felsblöcke, raucht unterm schmiedeeisernen Kesselträger die offene Feuerstelle der Hirtenhütte. Ein Bergahorn spendet ersten Schatten, einer jener Bäume, wie sie in den höheren Regionen dieses Rückens oft ganze Baumgelände, Moosburgen, grünende Ruinen bilden. Und Stümpfe hangab laden zum Sitzen.

Die beiden größten Gebirgsstöcke Oberbayerns — hier gegenüber wachsen sie nah in breiter Front auseinander. Aus den Wäldern, in denen sie wurzeln, gurren die Wildtauben und flötet das melancholische Amsellied der Ringdrossel, der Bergbewohnerin. Dann schreckt plötzlich ein Donner die Stille, als sei Gottes Blitz aus heiterem Himmel gefahren: eine Schneeader ward drüben von der Sonne angezapft, eine Lawine geht nieder, man sieht, wie sie, ein weißer Gießbach, durch eine Schrunde der Wettersteinwand stürzt.

Der Wettersteinwand sind, durch Kare von ihr getrennt, Basteien vorgelagert: Gamsanger, Zirbelkopf, Kämikopf, Kämitorkopf, Schachentorkopf. Der Aufstieg zu einer von ihnen kann stärker reizen als der bequeme Königsweg auf den Schachen. Dichter oder sturmgefällter Wald und steile Buckelmatten, dann Latschenbezirk und mit blauen Kugelblumen bewuchertes Geröll sind oberhalb des Bannholzer Ziehweges die Stufen hinan zum Fuß der Gefelstreppen, und zuletzt Schneehalden, Lawinenfelder, die niemals ganz abschmelzen. Aber reicheren Ausblick erschließen leichtere Wanderungen die Sattelhöhen unterhalb der Baumgrenze, die sich zwischen die beiden Gebirgsstöcke schmiegen. Den Paß bezeichnet als sanfter Spazierweg das Mittenwalder Sträßchen an beiden Seiten des Ferchenbaches. Es läuft, von weidenden Rindern überquert, mit seinem Wildwasser schon durch eine Region von Latschen und Steinrosen; den Bach säumt eigelb die Sumpfdotterblume und an Steilrainen die Aurikelpracht des Gamsblümerls, und in sein Tal sind zwei grüne Seespiegel eingesenkt, der eine den Sturz der Wettersteinspitze, der andere die entfaltete Karwendelkette empfangend. An dem ersten, dem Ferchensee, glöckelt schon die purpurblaue Akelei über den Uferwiesen.

Kurz vor dem See geht es links zum Kranzberg hinauf, an dessen Waldhängen das Sträßlein entlangzieht. Der Buchfink schmettert hier einfacher, kunstloser als im Wettbewerb in den Stadtgärten, der Zilpzalp wechselt und wetzt sein eintöniges Lied in der immer gleichen Klangmünze, und auch seltenere Sänger stimmen in Höhen und Gründen ihre Strophe an, darunter der Baumpieper, unser Waldkanarienvogel. Erste Frühlingsgewächse wie Pestwurz und Milzkraut entblühen dem feuchten Waldboden, höher begegnen wir gar noch dem Seidelbast, der Glöckchenheide und der Soldanelle, denn es haucht kühl aus Schattenklüften, in denen letzte Schneetafeln liegen. Die Almenblöße des Gipfels, die zuletzt den Wald unter sich läßt, zeigt den Kranzberg im Rechte seines Namens: wie ein Kranz legen sich die Alpenzüge herum, Wetterstein, Karwendel, Soierngruppe fügen jenseits des Isarbeckens die Walchenseeberge an und schließen mit dem Estergebirge, den Garmischer Spitzen und den Ammergauer Alpen den Ring. Wie ein weiß angeschnittener Zuckerhut spaltet sich die Alpspitze aus Wolken auf, aber in sonniger Nähe fällt der Blick auf die Dächer Mittenwalds hinab.

Ist der Kranzberg, wettersteinwärts, die eine nahe Ausflugswarte über dem Geigenmacherstädtchen, so ist drüben, jenseits des Mittenwalder Jochs, von dem sich unser Sträßchen zum Lautersee senkt, der Burgberg die andere. Dieser springt vor mit der Ederkanzel, die in drei Gebirgstäler schaut: ins Ferchental, ins Isartal und ins Leutaschtal. Der Gebirgskranz ist also hier in einen großartigen Fächer auseinandergeschlagen, nun trennen sich Wetterstein und Karwendel mit dem Scharnitzpaß, und die Mieminger Kette schiebt sich mit der Seefelder Hohen Munde in die Falte.

Aber der Burgberg ist nur Vorstufe zum Grünkopf, dem letzten der Wettersteinköpfe, dem einzigen, der noch nicht ganz begrünt ist, doch dem einzigen auch, der ebenfalls hinter die Wand spähen läßt, in die rückwärtige, die Tiroler Seite der zur Zugspitze hinstrebenden Gipfelwelt. Hoch über dem Ferchensee hängt und treppt sich mit dem letzten angeklammerten Wald der Franzosensteig an die Wand, unterhalb ihrer eigent-

lichen Zinnen. Er ist ein alter Schmugglerpfad, über den im Jahre 1805 die Franzosen der österreichischen Grenzwacht in den Rücken fielen. Von ihm teilt und steilt sich der rauhe Pfad zum Grünkopfgipfel, zuletzt Linie der Ländergrenze. Die Buchen hier lecken noch erst mit spitzen Blattzüngelchen aus den Knospen. Ein Auerhahn streicht ab, und geschreckt folgt seiner stürzenden Flugbahn die Henne. Der Boden ist besät mit Felsblöcken, nackten und überwucherten, er scheint in ihnen zerbrochen und zerworfen. Knieholz krüppelt und klettert mit uns hinan. Gras und Erde sind naß und dünn aufgeklebt, teigig zerdrückt von geschmolzenen oder schmelzenden Schneeinseln. Aus dem kaum zerlassenen Weiß zucken die Spitzkelche des Krokus. Und die nelkengefransten Soldanellenglöckchen wandern und schwingen in ganzen Trupps. Die Schneeheide blüht in großen, schwelligen Beeten. Diese roten Erikakissen polstern den Abhang und hängen mit den dunklen Latschen über der silberblauen Tiefe. So aus Schneeflur und blühendem wilden Steingarten der Balzplätze zinken die Felsfanfaren der Wettersteinschroffen auf, im Echo durch die Kette der nahen und fernen Häupter, Wände und Riffe rollend. Der Himmel ist abgrundtiefer Glanz über den kalkgrell ihn stürmenden Mauern, an denen ein Meer des Lichts niederbricht. Drunten die Seen sind wie Edelsteine vom Geschmeide der Wälder gefaßt, die Isar zerreißt den Glanz der Niederung im Blitz. Aus letzten Winterburgen wälzt sich der Frühling in den Sommer.

Das Gießhübler Hochzeitsgedicht

Heut ist der allerliebste Tag:
Vom Turm der helle Glockenschlag,
die Vögel spielen mit dem Licht,
ja, heut wird Gott sein Angesicht
in eure Herzen schreiben.

Laßt es getreulich drinnen stehn,
wie auch die Jahre weitergehn,
und sorgt, daß ihr es wiederfindt
voll lauter Licht in jedem Kind,
dann wird es bei euch bleiben.

Hans Baumann

Wachau im deutschen Frühling

Im blonden Sonnenhaar die schweren Blütenkränze,
der Wälder Sammetmantel um die Schultern,
umflossen von den grünen Falten schimmernden Gewandes,
so liegt die schönste deutsche Frau,
das Donauland von Melk bis Krems, am Fluß der grauen Glimmerfelsen,
die junger Erde Feuerschoß dereinst in wilder Kraft geboren.
Geschmeide hängt im schweren Prunk altösterreich'scher Kunst um ihren Nacken,
darinnen die Juwelen funkeln:
Der Demant Melk, Kronperle Dürenstein,
der trutzige Karfunkel Michael, Smaragde Spitz und Weißenkirchen,
die graue Perle Stein, Bergkristall Göttweig
und das reiche Goldstück Krems.
Mit spielerischer Hand greift manchmal sie in das Gehäuf seltsamer Dinge,
die ihr im bunten Wust im Schoße liegen,
hält kleine Götzin aus der Völker Kindertage,
scharfkant'gen Feuerstein und Zauberrunenknochen hoch
und beingeschnitzte Nadel eines Mammutjägers,
läßt Römerkaisers güldne Münzen glänzen in der Sonne,
farbiges Glas, uralte Mantelspangen.
Greift hunn'schen Pfeilspitz auf und ungarisches Krummschwert;
zerfress'nen Eisenhelm von einem, der zum heil'gen Grabe wallte,
und rost'gen Schwedensporn aus deutscher Lande allergrößter Notzeit.
Das lieblichherbe Antlitz eingeschmiegt in weichem Arm
mit blauen Augen süßverträumt den Wolken folgend,
horcht sie dabei dem Sang der Donauwasser zu.
Das einsame, das wilde große Wasser,
das seit den Ewigkeiten in die Ewigkeiten rinnt,
faumt auf in lauten Wirbeln,
schlägt gen die Ufersteine,
und rauscht sein dunkles, sein gewalt'ges Lied.
Der Legionen Eisenschritt klirrt auf in Wellenkichern,
der Heunen Rosse schrein,
awar'scher Kriegsruf gellt,
der lichten Kriemhild wehes Lachen weint auf böser Brautfahrt,
schwedischer Fluch und deutscher Wehschrei schäumen auf,
französischer Befehl, der Kugeln Sausen und des Todes letztes Röcheln.
Im steilen Rebengarten auf dem Glimmerfelsen
lockert des Hauers Hand die karge Erde um den Weinstock.
Die Alten klieben Schwemmholz an den Uferländen,
die Kinder spielen in den angepflöckten Zillen,
die großen Floße gleiten mit dem Silberstrom.
Versunken in den alten Zeiten liegt das Donauland.
Da rauschen plötzlich auf die neuen Wasser,
die von dem obern Österreiche kommen,
und faumen hoch, als kämme sie der Sturm:
Ein goldnes Schiff, des Sonnenrades Hakenzeichen auf dem Bug,
des alten heil'gen Reiches schwarzweißrote Flagge auf den Masten,
schwimmt wie ein feuerfarb'ner Schwan die Donau abwärts
und der am Steuer steht, das ist ein Sohn der Ostmark.
Es treiben Blumenkränze auf den Wellen,
es brennen rote Feuer auf den Bergen,
die Donauwasser rauschen und sie brausen:
„Breit deine Arme ihm entgegen, schönste Frau in Österreich!"
„Er liebt dich, wie noch keiner heißer dich geliebt,
und holt dich heim ins Vaterland, ins deutsche, ewige."

Maria Grengg

Die Mutter

Knapp ist das Geld in einem kleinen Haushalt,
so muß sie also aus geringem Brautgut
das Linnen nehmen für die Windeln und die Hemdchen.
Derweilen sie ein altes Tischtuch in sechs Teile schneidet,
das noch aus ihrer Urgroßmutter Bauerntruhe kommt,
und lind und weich ist für ein zartes Leiblein,
spürt sie das Kind, dem heute sie die ersten Hüllen richtet,
wie es sich unter ihrem Herzen regt und rührt.
Die hellen Frauenaugen blicken in die Fernen,
dahinter sich die Zukunft birgt in dichtem Schleier.
Wird es geraten, dieses Kind, an Leib und Seele?
Ach, zitternd ist die Freude einer Frau, die hofft!
Die Stille spinnt, am Ofen zischen hitzepralle Äpfel,
der Sonne blasser Strahl fällt durch das eisverklammte Fenster,
die Uhr tickt laut. — Da ist's, als kämen viele Schritte in die Stube,
es stützen schwere Hände sich am Rand des Tisches,
Antlitz und Antlitz wächst aus Sonnenstaubes Weben:
Des Vaters klare scharfe Augen leuchten,
der Mutter stilles Frauenantlitz nickt ihr zu,
und Vaters Väter und der Mutter Mütter
in enger Kette reihen sich um sie.
Und ihre Stimmen reden wie die Wälder raunen,
und wie im scharfen Wind der Heimat Felder sausen:
„Wir haben Hafer und wir haben Korn gebaut
in Müh und Schweiß auf unserm stein'gen Boden,
und sind zur Erde längst geworden, der wir treulich dienten.
Doch unsre Kraft lebt fort in unserm Blute.
Freu dich, du Tochter! Den du trägst in dir,
er wird die ganze deutsche Erde ackern mit der starken Hand
und wird auf ihr das neue Deutschland bauen!"
Die Frau blickt wie erwachend auf aus tiefbeglücktem Traume.
Die Ahnen sind dahin mit letztem Strahl der Sonne,
die Stube liegt im Dämmern. Und das kleine Herz
des Ungeborenen pocht zart zum lauten Schlage ihres Herzens.

Wenn heut von allen Türmen Glocken läuten
und Tausende und Hunderttausende den Einen grüßen und um ihn sich scharen,
der jungen Herzen Liebe wie der Meerflut Brandung
in ungeheuren Wellen ihn umrauscht, umjubelt,
dann muß ich immer wieder an die Mutter denken,
die ihn getragen unter ihrem reinen Herzen
und weiterschenkte ihm von seinen bäuerlichen Ahnen
des österreich'schen Blutes Zähe und Beschwingtheit,
das große gläub'ge Herz, des Deutschen harten Willen.
Gebenedeit ist sie vor allen Frauen,
denn nur aus reinen, edlen Müttern kommen uns die Großen!

Maria Grengg

Karl Springenschmid

Die Liebe beim Simon Klacher

Die Liebe pflegt sich bei den verschiedenen Menschen verschieden zu äußern. Beim Simon Klacher äußerte sie sich so:

Er bekam einen ungewöhnlichen Durst, ohne daß er wußte woher. Er spürte bloß, daß etwas anders war als sonst.

„Bluetsakra!" sagte er, drehte den Maßkrug herum und schob den Hut ins Genick, daß ihm die wirren Locken über die Stirn hereinringelten.

„Bluetsakra" und schlug mit der Faust in den Tisch, daß es patschte. Dann stand er auf und ging.

Und als ihm der Schluiferer begegnete, der bloß „Servus Simei!" sagte, blieb er mißtrauisch stehen, musterte den Schluiferer von unten bis oben und sagte scharf: „Was geht denn dös Di an?"

„Was?" fragte der Schluiferer unschuldig.

„Was dös Di angeht, ha?" und rückte näher zu ihm hin.

„Es geht mi ja . . . ja eh nix nit an . . ." meinte der Schluiferer unsicher und schaute den Weg hinab über den Platz und wollte grad weiter, da —

Da faßte ihn der Klacher bei der Brust und stieß ihm die Faust ins Gesicht und ehe der Schluiferer sich überlegen konnte, wie er da überhaupt dazukam, lag er schon im nassen Straßengraben und der Klacher mit beiden Fäusten über ihm.

Als er fertig war, stand der Klacher auf, knöpfelte sich den Rock zu, der ihm vor lauter Kraft aufgesprungen war, und griff nach seinem Hut, der in der Wiesen lag.

„Hiez möcht i do wissen . . . stotterte der Schluiferer und wischte sich das Blut aus dem Gesicht, „wia kimm denn i da dazue . . .?"

„Dös ischt mei Sach!" sagte der Klacher ruhig, und setzte den Hut auf, „Servus!"

„Ja, Servus!"

Und so, wie er es mit dem Schluiferer gemacht hatte, machte er es mit den anderen auch. Seine besten Freunde warf er über den Zaun, wie sie ihm unterkamen. Die Burschen im Dorf wußten nicht, was da los war. Aber zu fragen wagte keiner; denn der Simon Klacher ist ein Bärenkerl, auf und auf nichts als Kraft, eine Bratzen, die allein schon ein Mannsbild umlegt und ein Brustfleisch wie drei Roß.

Erst als er am siebten Tag den Zischgler Peter verkehrt über die Kirchhofmauer schmiß, kam Licht in das rätselhafte Dunkel; denn als der Zischgler, der sich an einem steineren Grabkreuz den Schädel halbs eingerannt hatte, wieder aufkroch, schrie ihm der Klacher nach: „Und bal Du no amol die Mali anschaugst, nacher kannst glei liegen bleiben, aufm Friedhof!"

Auf diese Weise entstand um die Schatzlberger Mali, die das schönste und am meisten umworbene Mädchen des Dorfes war, sozusagen ein leerer Raum. Hatten sich früher die Burschen gerne nach ihr umgedreht und da und dort ein Wort mit ihr gewechselt, so wichen sie jetzt alle aus; denn etwas, auf das einmal der Simon Klacher seine Bratzen gelegt hatte, wollten sie nicht anrühren.

Der Klacher aber tat seine Arbeit gründlich. Er machte sein Anrecht nicht bloß bei jenen geltend, die irgendwie einmal der Mali schön getan hatten; er entfernte alles, was überhaupt auch in der Zukunft einmal hierfür in Betracht kam, so daß er schließlich ganz einsam und allein dastand mit seiner Schatzelberger Mali.

Die aber wußte nicht im mindesten, was eigentlich los war; denn der Klacher war sich selbst erst im Laufe der Zeit klar geworden, warum er gerade jetzt die Burschen, einen nach dem andern, hinlegte, und so schneidig er mit dem männlichen Geschlecht umging, beim weiblichen war es anders. Mit der Mali hatte er

noch kein Wort gesprochen, ja, er hatte sie überhaupt noch gar nicht recht angeschaut.

Erst als der Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger ins Dorf kam, geriet die Sache in Fluß. Vinzenz Buchsteiger hatte die ärarische Holzversteigerung geleitet und wie immer den Bauern schundmäßige Preise angesetzt, also daß es in der Stuben beim Oberwirt nur eine Meinung gab: Dem Vinzenz Buchsteiger, dem sollte es einmal einer zeigen. Aber richtig.

„Laßts den mir!" zischte der Schluiferer über den Tisch hin und zog die linke Schulter hoch; denn er war ein wenig ausgewachsen.

„Du?" spöttelten die Bauern, „wia willst denn Du den Forstadjunkten hinlegen, Du Häuter, Du?"

Aber der Schluiferer zwickte bloß die Augen zusammen und pfiff geheimnisvoll durch die Zähne.

Er trank sein Bier aus, zahlte, schob der Kellnerin noch einen Sechser Trinkgeld hin und ging.

Beim Unterbräu traf er den Klacher.

Da fing er schön still zu reden an, ein Wörtl um das andere, von den schlechten Zeiten und von den Holzpreisen und daß es den Jagerischen immer noch einen Trumm besser geht, sonst hätt der Forstadjunkt nicht einen neuen Dienstanzug, so wunderschön grün auf und auf und das guldene Eichenlaub am Kragen.

Der Klacher schaute in seinen Maßkrug und hörte nicht.

Der Schluiferer meinte, daß einer, wie der Forstadjunkt schon wissen wird, warum er den neuen Dienstanzug anzieht, wenn er ins Dorf geht, und so viel ist gewiß, für die Versteigerung macht er sich nicht so schön.

Der Klacher schaute noch immer in die Höhlung seines Maßkruges.

Da riß dem Schluiferer die Geduld. „Was schaugst denn allweil in Dein Maßkrueg!" schrie er, „hörst nit, daß der Forstadjunkt da ist!"

„Was geht denn der mi an?" fragte der Klacher.

„Gell, i, i gang Di schun was an und der, der, der gang Di nix an!" sagte der Schluiferer und zog die linke Schulter hoch.

Da schaute der Klacher auf.

„Wia moanst dös?" fragte er unsicher. Aber er wartete die Antwort gar nicht mehr ab, stand auf und ging aus der Stube.

Der Schluiferer schaute ihm zuf ieden nach. Er kannte das aus eigener Erfahrung, wenn der Klacher so langsam und umständlich aufstand und ging, da war eine Urgewalt entfesselt.

In dieser Nacht war es, daß der Simon Klacher zum erstenmal an das Kammerfenster der Schatzlberger Mali kam, das heißt, er warf nur ein Holzscheitl an die Fensterscheiben und rief: „Mali!"

Oben blieb alles still. Das Mondlicht spielte in den Hollerstauden.

„Mali, tue auf!"

Der Klacher wartete, nichts rührte sich.

„Mali, tue auf, sünst dersauft er!"

Und wieder nach einer Weile: „Bal Du nit auftuest, ischt er dersoffen!"

Da ging oben ein Fensterflügel auf, eine Gestalt wurde sichtbar.

„Klacher, Du schiecher Lotter, Du!" beugte sich die Mali aus dem Fenster.

„Soll i Dir'n dersaufen lassen, den Dein?" fragte der Klacher.

Da sah die Mali erst, daß der Klacher mit gegrätschten Beinen über dem Brunntrog stand und mit beiden Fäusten etwas niederhielt, ins Wasser nieder, einen Mann, in einem grünen Gewand.

„Um Gotteswillen, Klacher, laß ihn do aus, er . . . er verkühlt si ja . . . er liegt ja als Ganzer im Trog . . ."

„Magst ihn als a Nasser nimmer, den Dein, ha? Dann laß i Dir'n aus, daß er trucken wird!"

Und der Forstadjunkt stieg aus dem Trog, triefnaß und zerschlagen und verschwand über die Wiesen hin.

Der Klacher ging heim.

Er war zufrieden mit sich und stolz auf das erste nächtliche Gespräch, das er mit einem weiblichen Wesen geführt hatte, das erste Liebesgespräch mit der Schatzlberger Mali — und das letzte; denn so merkwürdig es klingen mag und so ungewöhnlich für eine Liebesgeschichte: Die Liebe des Simon Klacher war damit beendet.

Mit dem Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger hatte er den letzten wirklichen oder vermeintlichen Konkurrenten hingelegt und als niemand mehr da war, der ihm durch seine Anwesenheit die Mali streitig gemacht hätte, als sogar der Schluiferer einmal die Augen zuzwickte und so nebenbei sagte: „Die Mali, die mag eh koaner nit!", da verlor er jedes Interesse an der Sache, derart, daß der Schluiferer zum heillosen Erstaunen der gesamten männlichen Jugend des Dorfes an einem der nächsten Sonntage die Schatzlberger Mali vor dem Klacher anlachte und mit ihr den ganzen Weg die Dorfgasse hinunter ging, ohne daß ihm deshalb der Arm verstaucht, der Schädel eingerannt oder das Ersaufen angedroht worden wäre. Ja, der Schluiferer erzählte sogar öffentlich beim Oberwirt in der Stube, wie gut es doch öfters im Leben gehe, daß man zwei Fliegen auf einen Schlag treffe, beispielsweise mit dem Forstadjunkt, dem nicht bloß die schlechten Holzpreise bezahlt worden seien, sondern der auch, als einziger ernstlicher Bewerber ihm den Weg zu der Mali ihrem Kammerfenster freigegeben habe.

Carl Hans Watzinger

Denk es, o Deutschland!

Eine Palm-Erzählung

Die Türglocke bimmelte. Der Buchhalter Pech, schreibend über das Pult gebeugt, blickte nach der Tür hin. Im Laden stand ein französischer Offizier. „Monsieur?" fragte der Buchhalter schüchtern.

„Ist Er der Buchhändler Palm?"

„Monsieur, der Buchhändler ist verreist."

Der Offizier lachte plötzlich. „Auf Reisen? Der Buchhändler Palm sein immer auf Reisen."

Pech suchte nach Worten, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, endlich sagte er, aber mühsam, wie unter einer Qual: „Unser Herr ist auf der Messe zu München."

„So, der Buchhändler Palm sein auf der Messe zu München." Der Offizier schnitt eine Fratze, sah den zaghaften Buchhalter mit kalten Augen an. Der Mann hinter dem Pult stammelte noch ein paar Wörter, aber der Offizier blickte nicht mehr nach ihm, er verließ den Laden und warf die Tür hinter sich zu.

Pech verblieb eine Weile auf seinem Platz. Dann wagte er nach der Tür zu gehen. Er öffnete sie bis zu einem schmalen Spalt, die Glocke bimmelte wieder, der Buchhalter erschrak fast davon, aber er faßte Mut, trat vor den Laden und sah die Gasse entlang. Der Offizier bog gerade um die Ecke, der Buchhalter mußte schnell zurücktreten, damit der Franzmann ihn nicht etwa sah. „Frieder!" rief er nun und schloß die Tür. „Frieder!" Der Ruf und der heisere Klang der Glocke vereinigten sich, der Buchhalter mit seinem ängstlichen Gemüt zuckte zusammen. Er wiederholte jedoch den Ruf, wobei er stets nach der Tür sah. Er vermeinte einen Schatten auf dem Glas hin und her wandern zu sehen, den Schatten eines

Mannes, und das war gewiß ein Spion, der nunmehr das Haus bewachen sollte.

Endlich kam der Lehrling Frieder. „Frieder", sagte Pech, „hast du den Offizier sprechen hören? Die Franzmänner im Rathaus glauben nicht, daß unser Herr in München auf der Messe ist."

Der Lehrling, ein aufgeschossener Bursche und über seine sechzehn Jahre gereift, stampfte auf und versetzte: „Unser Herr ist verraten worden, das sag ich Ihm."

„Verraten?"

„Ja, verraten. Wie könnten sonst die Franzmänner im Rathaus wissen, daß er im Hause ist?"

Pech legte die Hand auf die Schulter des Jungen, der mit großen dunklen Augen in das blasse Gesicht des Buchhalters schaute. „Frieder! Du kennst diese verlogene Welt nicht. Die im Rathaus, die wollen uns das Geheimnis ablocken. Aber wir werden schweigen, Frieder. Eher sollen sie uns erschießen."

Der Lehrling geriet in ein Staunen, er blickte den Buchhalter ungläubig an. „Ja, so machen sie es und wollen uns fangen", sagte Pech. Er sah nach der Tür und bemerkte, daß der Schatten jetzt riesengroß war. Er legte den Finger an den Mund und deutete mit dem Kopf nach der Tür. Der Lehrling atmete kaum. So standen sie, bis die Tür aufgestoßen wurde und die Glocke ertönte. Ein Mann trat ein. Pech fragte mit leichtem Zittern in der Stimme, denn er war wieder ängstlich, ob es ein Spion sei, nach seinem Begehr. Der Mann kaufte eine Rolle Papier und entfernte sich, ohne eine Frage an den Buchhalter gerichtet zu haben. Frieder, der den Kunden an die Tür geleitet und dort seine Verbeugung gemacht hatte, trat dann hinter den Ladentisch. Die Bangigkeit im Herzen des Buchhalters schwand. Jedoch, er sagte nach einer Weile: „Wir müssen hinfort achthaben. Sie werden uns belauern." Frieder nickte und ging in den Lagerraum, und Pech beugte sich über sein Pult und schrieb.

Er konnte nicht lange innen ruhig bleiben, er fürchtete, daß der französische General im Rathaus, der jetzt im Auftrag des Korsen, Gott sei's geklagt, die Reichsstadt Nürnberg beherrschte, bald seine Soldaten in das Haus des Buchhändlers Johann Philipp Palm in der Winklergasse befehlen werde. Und dann würden sie ihn finden. Ja, denn der Buchhändler Palm, der heimlich von der Münchener Messe nach Nürnberg zurückgekehrt war, brachte seine Tage in einer engen Kammer seines Hauses hin, die versteckt in einem Winkel lag.

Seine Frau betreute ihn. Den Kindern aber wurde die Rückkehr des Vaters verschwiegen, die Mutter erzählte ihnen, daß er in München oder sonst auf der Reise sei. Kinder sind leicht ausgehorcht, und da war es besser, sie im Glauben an die Abwesenheit des Vaters zu lassen.

Am Abend, nachdem der Laden geschlossen worden war, kam Pech zu ihm. Sein Gesicht war seit dem letzten Tage erschreckend schmal, den Buchhändler bekümmerte die geheime Not seines Helfers, er lud ihn ein, sich zu setzen und sagte: „Er studiert zuviel den Dingen nach, die nur seinen Prinzipal betreffen."

Pech wehrte ab. „Nein, nein", versetzte er, „Laß Er mich nur sorgen. Ich gehöre auch in dieser furchtbaren Zeit, wo Deutschland in Ketten liegt, zu Ihm."

Palm schloß für ein paar Augenblicke die Lider. „Ist etwas geschehen?" fragte er dann. „Er will, scheint mir's, heute nicht bekennen."

„Herr", sagte der Buchhalter, „Er muß fliehen. Die Franzmänner sind Ihm auf der Spur." Palm rückte näher an den Tisch heran.

„Ja", versetzte Pech, „sie haben Ihn gewiß aufgespürt. Ein Offizier hat uns heute im Laden besucht. Er wollte nicht glauben, daß Er noch auf der Messe in München sei. Er hat dazu gelacht wie ein Teufel. Herr, Er muß fliehen. Der General wird ihm seine Soldaten ins Haus schicken."

Palm erhob sich, ging in der Kammer auf und ab. Pech beobachtete jeden seiner Schritte und wartete gespannt, wozu der Buchhändler

sich entschließen werde. Rote Flecke brannten auf seinen Wangen.

„Johann Philipp Palm", sagte nun der Buchhändler, „wird nicht fliehen."

„Herr!"

„Laß Er mich nur! Ich will bleiben. Ich muß bleiben. Hier in meinem geliebten Nürnberg, habe ich die Flugschrift verlegt, um deretwillen sie mich jetzt verfolgen und vor ihr Gericht schaffen wollen, und hier leben meine Frau und meine Kinder. Sollen sie etwa schutzlos vor den Franzmännern sein?"

„Herr", sprach der Buchhalter und stellte sich vor Palm, „bin ich kein Mann? Ich will Sein Weib und die Kinder schützen wie Er. Aber Er muß fliehen."

Palm sah seinem Gehilfen lange in die Augen. Er wollte schon damit beginnen, daß er ihn als Buchhalter schätze, nicht aber als mutigen Mann, und er wollte noch sagen, daß er wisse, wie er seinen Prinzipal immerzu verrate durch die Angst, die ihm in den Augen stehe und aus der Rede springe, aber letzthin schwieg er und versetzte nur: „Ich liebe Deutschland und werde mich auf die Dauer von keinem Franzmann verstecken mit dieser Liebe. Und unser Herrgott wird mich nicht verlassen."

Der Buchhalter flehte Palm an und er beschwor dann die Frau, auf den Gatten einzureden. Aber Palm sagte: „Ich bleibe vor Deutschland ein aufrechter Mann."

Sie redeten, als die Frau wieder zu den Kindern in die Schlafstube gegangen war, nur noch über das Geschäft. „Hat Er die verbotene Schrift gut verwahrt?" fragte Palm.

Pech antwortete: „Sie liegt im Brunnenschacht. Dort wird sie niemand suchen."

Tiefe Nacht lag über der Stadt, als der Buchhalter aus dem Geschäftshaus in die Winklergasse trat. Er spähte in das Dunkel und eilte, da er niemanden zu sehen vermeinte, mit leisen Schritten die Gasse entlang. Bei der Sebalduskirche traf er einen betrunkenen Franzmann, der gottlob nur noch lallen konnte. Der Buchhalter mied das Rathaus, dessen Saal erleuchtet war, er hastete über den Weinmarkt, und da er nach Umwegen vor die Burg kam, schlug es von den Türmen Mitternacht. Bald danach war er zu Hause.

Die Tage liefen hin. Der französische Offizier trat nun jeden Vormittag in den Laden und fragte nach dem Verbleib des Buchhändlers, und mit jedem neuen Besuch wurde er wütender und ungeduldiger. Der Buchhalter Pech sagte stets, der Prinzipal sei noch in München, zweifellos befinde er sich im Aufbruch nach Nürnberg. Der Offizier hörte ihn jedesmal mit einem boshaften Lächeln um die Lippen an, daß der Buchhalter letzthin ohne Worte blieb. Der Offizier suchte nunmehr auch den Lagerraum durch, er fragte immer wieder: „Wo hat Er die verbotene Schrift?" Und er ging den Hof ab, Pech fürchtete täglich mehr für Palm. Er flehte ihn an, zu fliehen. Aber Palm hörte nicht auf ihn.

Eines Morgens geschah es, daß der Offizier mit einem Trupp Grenadieren in die Winklergasse kam, die Türen des Palmschen Hauses besetzte und das Haus durchsuchte. Da fanden sie nach langer Suche den Buchhändler in der versteckten schmalen Kammer. Er antwortete auf die Frage des Offiziers, wer er sei, sofort, daß er Johann Philipp Palm heiße und nun bereitstehe, ihm zu folgen, sei es wohin immer. Der Offizier fragte noch spöttisch, ob er denn heute Nacht aus München zurückgekehrt sei. Der Buchhändler erwiderte nichts. Der Offizier sagte: „Palm, Er sein jetzt Gefangener Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen. Er hat begangen Hochverrat mit seiner Flugschrift." Die Frau, die mit den Kindern im Flur stand, schrie auf, da sie den Mann in der Mitte aus dem Stockwerk herabführten. Sie wollte ihn umfassen, aber ein Grenadier hielt sie ab. Die Kinder weinten. Der Offizier zupfte, hilflos vor dieser Begegnung, an seinem Schnurrbart. „Laß Sie!" versetzte er rauh, er spürte ein unangenehmes Kitzeln im Hals. „Allons!" Er trieb die Soldaten an. Palm vermochte nur

einige Worte an die Frau zu richten, er sagte: „Gott ist mit uns, Marie!" Und er liebkoste sie und die Kinder mit den Blicken. Dann stand er, von den Grenadieren gestoßen, vor dem Haus. Der Buchhalter Pech kam gerade die Gasse herab, er schrie: „Herr Palm!" Palm deutete nach hinten, wo Frau und Kinder jammerten. Der Offizier bekam mit einem Male seine alte Laune wieder, er rief dem Buchhalter zu: „Fährt er jetzt auf die Messe nach München?"

Im Rathaus wurde Palm vor den General Le Frére gebracht. Der General betrachtete ihn eine Weile, er sprach dann: „Palm, Er ist ein mutiger Mann. Es tut mir leid, aber ich kann nicht gegen meinen Befehl. Hat Er noch einen Wunsch in Nürnberg? Er kommt zu Marschall Bernadotte nach Ansbach.

Palm blickte, in seinem Herzen dumpf, auf den General und versetzte: „Ich habe den Wunsch, daß meine Familie unbehindert bleibe."

„Er ist ein guter Familienvater. Ich werde Seinen Wunsch achten." Der General winkte den Grenadieren.

Vor dem Rathaus stand die Kutsche. Sie hießen Palm einsteigen. Bis zum Marientor begleiteten Polizeisoldaten das Gefährt. In den Straßen und Gassen standen die Männer, Frauen und Kinder und riefen den Gefangenen an. Grenadiere, die überall aufgeboten waren, zerstreuten die Leute. Aber wenige ließen sich beirren, neuerdings traten sie in Gruppen zusammen.

Da sie aus dem Marientor fuhren, übernahmen ein paar Reiter den Wachedienst. Sie fuhren an diesem Tage bis Ansbach, wo Marschall Bernadotte im Quartier lag. Sie mußten bis an den Abend warten. Marschall Bernadotte jedoch kümmerte sich auch dann nicht um den Buchhändler Johann Philipp Palm, wennschon er auf allerhöchsten Befehl aus Paris gefangen genommen worden war. Der Marschall hielt eine fröhliche Tafel, er schickte den Adjutanten, der die Ankunft des Buchhändlers meldete, jedesmal weg, ohne ihm einen Bescheid zu sagen, und da der Adjutant nicht locker ließ, sagte er: „Allons! Auf die Feste Braunau mit dem Herrn Buchhändler!" Und er trank seinen Gästen zu.

Die Kutsche rollte weiter. Sie fuhren durch die kühle, sternenhelle Nacht und durch einen sommerheißen Tag, die Pferde und der Kutscher und die Berittenen wechselten in Ingolstadt. Palm schlief manchmal vor Müdigkeit ein, auch der Hunger quälte ihn; denn es gab immer nur ein karges Mahl. Als er in Braunau ankam und in die Zelle geführt wurde, empfand er die Ruhe auf der harten Pritsche fast wie eine Wohltat.

Die Tage des Gerichtes kamen. Die Offiziere saßen wie steinerne Figuren, allein der Oberst, der den Vorsitz innehatte, war etwas beweglich, aber er fragte stets nur, wer der Verfasser der Flugschrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" sei. Palm schwieg immerzu. Der Ankläger verlangte das Todesurteil. Es stand besser und schlechter und wieder besser um das Leben des Buchhändlers Palm aus Nürnberg, es sah aus, als wollten ihn die Obersten des Kriegsgerichts freisprechen. Letzthin bekannten sie ihn aber des Hochverrats schuldig, denn Napoleon hatte es befohlen. Palm erschrak in seinem Herzen über den Todesspruch, aber er trug sein wundes Herz nicht auf der Zunge, er sagte: „Mein Blut komme über den Kaiser der Franzosen und für Deutschland sei es Saat!" Der Oberst verbat ihm die Rede und ließ ihn in die Zelle führen. Dort brachte er gläubig vor seinem Vaterland und seinem Gott die letzten Stunden zu. Die Erinnerung an seine Zeit in Nürnberg, an Frau und Kinder, blieb groß in ihm, er dankte der Frau für jeden Tag, den sie ihm liebevoll erhellt, und er bat Gott um Segen für seine Familie. Und auch Deutschland, daß er es von dem Korsen befreie, gab er ihm hin.

Die Uhr schlug die erste Stunde des Nachmittags. Von fernher wirbelte dumpf Trommelschlag. Bald wurde der Klang stärker, stampfende Schritte dröhnten mit. Sie holten

Palm zum Todesgang. Er bestieg den Karren. Ein Grenadier umschnürte seine Hände. Dann bewegte sich der Zug nach dem Glacis beim Salzburger Tor. Voran ritt der befehlshabende Offizier, hinterdrein eine Eskadron mit gezogenem Säbel, der Karren, bewacht von Grenadieren, holperte danach über das Kugelpflaster, eine neuerliche Eskadron beschloß den Zug. Zu beiden Seiten standen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten. Finster blickten hinter ihnen die Braunauer.

Sie zogen durch die Poststallgasse nach dem Glacis. Dort standen dreitausend Mann, Gewehr bei Fuß im Geviert. Der Karren fuhr in den leeren Platz hinein. Der Grenadier nahm den Strick von den Händen des Buchhändlers. Palm kletterte vom Karren. Der Offizier ordnete die Soldaten, zwei Grenadiere stellten Palm an die Mauer, verbanden ihm die Augen. Tiefe Stille herrschte mit einem Male. Der Offizier hob den Degen und wollte den Schützen befehlen, da rief Palm: „Es lebe das ewige Deutschland!“ Ein kräftiger Trommelwirbel, der mit dem ersten Wort einsetzte, löschte seine Stimme aus. Wieder trat eine weite Stille ein. Der Offizier schrie: „Attention!“ Als ob sie dieser Befehl lähmte, standen die Braunauer und auch viele Soldaten unbeweglich, verhielten den Atem. Die Grenadiere aber, die das Todesurteil vollstrecken mußten, rissen die Gewehre an die Wangen. „Tirez!“ Die Salve krachte.

So starb der Buchhändler Johann Philipp Palm.

Fritz Müller-Partenkirchen

Vergeltung

Pettenbach liegt hinter Achau. In Pettenbach war dem Draxlertoni sein Haus niedergebrannt. Pettenbach hatte dreizehn Häuser und der Draxler hatte Nummer dreizehn. Kein Wunder also mit dem Unglück.

Es wurde ein Gemeinderat einberufen. Die Männer saßen da mit ihren Pfeifen, sahen einander an, nahmen die Pfeifen aus den Lippen, machten sie ein paarmal auf und zu — nicht um zu reden, sondern eher, um ein wenig festzustellen, ob die Kieferscharniere noch Gelenköl hatten — und pafften weiter.

Dem Pettenbacher Bürgermeister lag es auf der Zunge: „Liebe Gemeinderatsversammlung! Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Draxlertonis Haus verbrannt ist. —“

Aber er verrauchte den Satz. Das wußte man ja ohnehin.

„Liebe Gemeinderatsversammlung! Der Draxlertoni hat vierzig Jahre lang als Knecht gespart, damit er sich im einundvierzigsten seine Nummer dreizehn hatte bauen können, im zweiundvierzigsten sind seine vierzig Arbeitsjahre Rauch geworden, ich beantrage, daß im dreiundvierzigsten die Gemeinde dem Draxlertoni Hilfe leistet —“

Hätte er sagen wollen. Sagte es nicht. Was sich von selbst versteht, braucht man nicht bereden. Er hätte ebenso gut den Antrag stellen können, daß trotz dem Brande in den Pettenbacher Lungen ein- und ausgeatmet werde.

„— dem Draxlertoni Hilfe leistet, der mit Fuhren, der mit Sand, der mit Kalk und Steinen, der mit Holz und der mit Maurerarbeit nach Feierabend, jeder eben wie er kann —“

Hätte er weiter beantragen sollen. Beantragte es nicht. Was beantragt ist, kann abgelehnt werden. Was nicht beantragt ist, wird nicht abgelehnt, sondern gemacht.

Und so wäre die Sitzung wortlos wieder aus-

einandergegangen, wenn nicht der Lehrer gesagt hätte: „Und was soll nun hinein ins Protokoll?"

„Schreibt halt hinein, dem Draxler sein neues Haus kriegt Nummer vierzehn, weil — damit — no ja — wir wissen schon warum — adjä beinand — i muß heim — ihr wißt schon, warum."

Als er draußen war, nickten sie passend: „Seine gscheckete Gräfin kalbt."

„Soll das auch ins Protokoll?" sagte der Lehrer überlegen.

„A Kuh bleibt im Stall und net im Protokoll."

Drei Tage nach der Sitzung war die Brandstätte aufgeräumt. Alle hatten mitgeholfen. Nur der Draxlertoni selber nicht. Der konnte nicht. Der saß bei seiner Bas' und stierte Tag und Nacht in eine Ecke, im Mund die kalte Pfeife. Das Unglück hatte ihn zerbröselt.

„Dann hat's auch keinen Wert, daß wir ihm weiterhelfen", sagte der Bachhies, dem's im Sinne lag, das Draxlergrundstück etwa für ein billiges zu kriegen, „es steht auch nichts im Protokoll, sagt der Lehrer." Dabei stieß er mit dem schweren Bauernstiefel in den letzten Glutrest der Brandstätte.

Wortlos bückte sich der Bürgermeister und schaufelte ein Stückchen Glut in seine Pfeife. Mit der ging er zum Draxlertoni. Zünd'!" sagte er.

Folgsam zündete der Toni seine kalte Pfeife an der Glut und war von Stund an wieder fleißig, karrte, zimmerte und bastelte an seinem Neubau.

Der Scheibenbauer war schon mit der sechsten Fuhre aus seiner Sandgrube am Platz. „So", sagte er und hob die Wagenbretter, daß der Sand wie Silber niederfloß. —

Ungewiß sah ihm der Draxlertoni ins Aug': „A bißl was hätt' ich schon noch in der Sparkass'."

„Wirst es brauchen können für den Blitzableiter."

Der Sägmüller kam mit einer Fuhre Balken. „So", sagte er, „so, Toni."

Der Draxler Toni kratzte sich hinterm Ohr: „Wennst halt mit dem Zahl'n ein wenig warten kunnst?"

„Brauch net z'warten, is schon zahlt, b'hüt Good."

Der Leitenmichl schmiß mit Gedröhn seine Fuhre Mauersteine auf den Grund. „So, Toni, so —."

„Ja, und weg'n 'm Zahl'n —"

„Geh, halt's Maul, man hört ja so wie so nix vor lauter Poltern, b'hüt Good!"

Der Riesserbauer fuhr gar mit einer Ladung Schindeln an. Der Draxler verwunderte sich baß: „Ja wo hast denn die her?"

„Überblieb'n beim letzten Decken."

„Ja, wenn d' aber wieder decken mußt?"

„Red' net, — arbeit' — vom Reden wird kein Neubau fertig."

So machten's alle. Nicht einer, der sich drückte. Doch, einer drückte sich, der Bachhies. Die Nachbarn kamen ihm allmählich drauf: „Bachhies, wieviel Fuhren hast schon für den Draxler —."

„Jesses, gut, daß d' mich erinnerst, morgen fang ich an."

Eine Woche ging ins Land. „Hast schon angefangen, Bachhies?"

„Jetzt wo's Grummet reinkommt, bist denn narret?"

Das Grummet ging vorüber. „Bachhies, wie ist's mit dem Draxler?"

„Wie wird's sein—sauber wachst sein Haus."

„Net von dir."

„Wenn's nur wachst — von wem, ist gleich."

Der andre pfiff leise: „Ein solcher bist du —"

Dann kehrte er noch einmal um: „Bachhies, schau, wenn dir einmal dein Haus —"

„Mein Haus ist mein Sach'."

Hausnummer vierzehn wurde endlich fertig. Das letzte, was man daran machte, war der Blitzableiter. Tags darauf war seine Spitze umgebogen. Sie zielte auf des Nachbars Haus, den Bachhies.

Der Draxlertoni schüttelte den Kopf, klet-

terte aufs Dach und bog die Spitze wieder gerade. Am anderen Morgen war die Spitze wieder umgebogen, wieder wies sie auf das Nachbarhaus. Der Toni bog sie wieder gerade.

Es nützte nichts, sie zielte wieder auf den Bachhies. —

„Laß es gut sein, Draxler", sagte der Lehrer. „Es ist eine Verschwörung, ich bring es im Gemeinderat vor."

Das tat er denn und fragte feierlich, was die umgebogene Spitze zu bedeuten habe. Schweigen, langes Schweigen.

„Verschwörung!" sagte endlich einer, „wenn zwischen vierzehn Häuser etwas reif ist, ist's von selber reif, Verschwörung braucht's da nicht."

Dann fings an. Der Bachhies hatte einen Kirchplatz. Von dem fuhr er eines Sonntags blitzgleich auf. Spitze Nägel steckten im Sitz.

Wenn der Bachhies mit seinem Wagen auf die Straße fuhr, fielen plötzlich alle Räder von den Achsen.

„Ich klage!" rebellierte der Bachhies im Dorf herum, „das Gericht bringt's raus, wer mir das antut — bist es du 'leicht, Leitenmichl?"

„Wenn's nur wachst — von wem, ist gleich."

„Oder kommt's aus dei'm Haus, Sagerer?!"

„Mein Haus ist mein' Sach."

Der Bachhies ballte die Fäuste: „Ich erwisch' euch!"

Er wachte Tag und Nacht. Es passierte nichts mehr. „Aha, jetzt laßt ihr mir mei' Ruh!"

Niemand gab ihm Antwort. Auf der Straße taten sie, als sähen sie ihn nicht.

Bei der Bachhiesin war ein Büblein angekommen. Wo sie auch klopfte, es fand sich kein Taufpate. Man verschrieb sich einen aus dem Nachbardorf. Mit einem dicken Taufschmaus richtet man alles wieder gerade, dachte der Bachhies. Die Schüsseln dampften, aber niemand kam.

Da wurde der Bachhies klein. Zum Bürgermeister ging er: „Ich habe in Mark und Pfennig umgerechnet, was auf mich getroffen hätt' — da, nimm!"

Der Bürgermeister horchte auf das Ticken seiner Wanduhr. Kein Wort sprach er. Mit dem Ellenbogen wischte er das Geld vom Tisch. Zum Draxlertoni selber ging der Bachhies: „Schau, ich weiß, es war nicht recht von mir — aber ist das recht von Euch jetzt! — Draxler, laß mich's nicht entgelten — hilf mir bei den andern, sonst — sonst —."

Der Draxlertoni ging von Haus zu Haus: „Laßts gut sein jetzt, er hat schon genug gebüßt . . ."

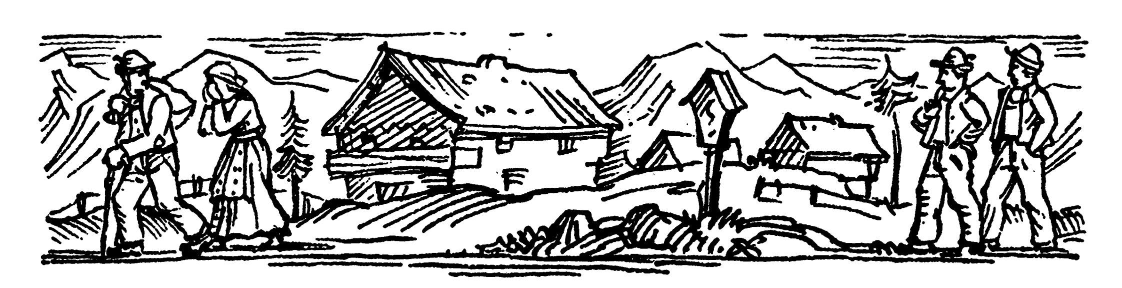
Sie schauten durch ihn durch als sei er Glas. „Schau, Burgermeister, wenn ich selber ihm vergeb'n tät' —."

Der Bürgermeister rauchte schweigend seine Pfeife. In den Kringeln stand es lautlos, unerbittlich: „Du? Was geht es dich an? Es handelt sich schon lange nicht um dich mehr —

„Und dann, Bürgermeister, hat er sich doch gegen kein geschrieb'nes Gesetz —"

Der Bürgermeister sagte nichts. Nur in den Kringeln stand es wieder lautlos, unerbittlich: Ungeschriebene Gesetze sind die stärk'ren und unter diesen ist das ungesprochene am stärksten.

Der Bachhies verkaufte Haus und Hof und zog in die Stadt. Dort ist er verkommen.



August Lämmle

Der Herzlaut der Mundart

Wenn der Satz gilt, daß ein Volk sich mit seiner Sprache decke, so gilt dieser Satz erst recht von den Mundarten. Aber es haben die deutschen Mundarten, im Gegensatz zur Hochsprache, mit der Entwertung deutschen Geldes und deutscher Geltung eine Abwertung erfahren, die noch nicht wieder ausgeglichen ist.

Was war die Ursache der Geringschätzung? Was hatten diese harmlosen, unschuldigen, altertümlichen, bäuerischen Mundarten verschuldet? Nichts Politisches; aber sie waren Ausdruck und Träger jenes deutschen Urvolkstums und jener bodenverwurzelten Kultur, die vernichtet werden sollten! Und sie waren ferner jener geheimnisvolle Schrein, zu dem die Fremden keinen Schlüssel hatten, jene offene und doch geschlossene Landschaft deutschen Geistes, wohin sie nicht vorstoßen konnten.

Innerhalb der Mundarten hatten die internationalen Schlag- und Schwindelworte keine Akkustik, keinen Sinn und keinen Wert — hier galt eine andere Münze! Als das Gefäß der deutschen Hochsprache aufgefüllt war mit Verlogenheit, blieben die mundartlichen Begriffe unvergiftet und ungefährdet. Da war kein Streit und keine Meinungsverschiedenheit unter den Volksgenossen: hier hatte die Sprache nur e i n e, die alte ehrliche Bedeutung!

Daß wir in Schwaben in der bösen Zeit verhältnismäßig ruhige Jahre und ein ungestörtes Zusammenleben hatten, kam mit daher, daß hier alle Stände Mundart reden, Bauer und Städter, Arbeiter und Fabrikant, Minister und Philister und Magister.

Nicht umsonst war die Mundart von den Juden so gehaßt, schrieb der Jude Ludwig-Cohn, die deutschen Mundarten müßten ausgerottet werden! Dieser Raum war ihnen verschlossen.

Und es bleibt, allen Einwänden und allen ästhetischen Krämpfen zum Trotz, dies die Wahrheit: Immer, wenn in der deutschen Hochsprache der mundartliche Herzlaut aufklingt, ist das deutsche Herzblut eingeströmt und mit ihm deutsche Art.

Die deutschen Mundarten sind nun Spiegel und Zeugen von Volk und Land, von bodenständiger Arbeit und eigenem Leben und Träger der bodengewachsenen Volkskultur. An Vielfalt und Treffsicherheit sind sie innerhalb ihres Gebietes jeder anderen Sprache überlegen; sie haben der Hochsprache die Gegenständlichkeit und die Unmittelbarkeit voraus. — Damit ist ihre Möglichkeit und ihre Aufgabe, ist auch die Aufgabe und Möglichkeit der Mundartdichtung bestimmt.

Ich komme aus der Heimat von Friedrich Schiller, Friedrich Hölderlin, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Eduard Mörike. Sie haben in ihren Knabenjahren ausschließlich, später als Umgangssprache immer unsere Mundart geredet. Es war die Volkssprache am mittleren Neckar, einer reichgegliederten und reichen Landschaft, mit hundertfältigem Anbau und hundertfältigem Jahr. Hier überkamen sie in unmittelbarer Anschauung und im persönlichen Erlebnis die Sicherheit und den Reichtum ihrer Begriffe: diese waren das Rüstzeug ihrer Dichtkunst, diese nahmen sie als Gleichnis hinüber zu Auseinandersetzung im geistigen Raume.

Hölderlin hatte im Tübinger Stift die später so berühmt gewordenen Philosophen Hegel und Schelling als Stubenkameraden. Wenn sie sich in philosophischen Fragen verstritten hatten, setzten sie den Geistes- und Wortkampf in der Mundart fort, und siehe: hier, wo es keine abgegleiteten und zweideutigen Begriffe gab, waren rasch alle Zweifel behoben.

Die großen Schwaben, ja auch die großen Deutschen Luther, Bismarck und Adolf Hitler kamen alle aus der Mundartschule! Man muß die Sprache deutscher Bauern kennen, die mundartlichen Sprichwörter in ihrer Lebensweisheit,

ihrem Geist, ihrer herrlichen Prägung, die vielleicht das beste und schönste der deutschen Mundartdichtung sind; man muß die bäuerliche Rede kennen, die voll treffender Gleichnisse und ohne sprachlichen Fehler ist; und man muß die Mundarten in ihrer strengen Gesetzmäßigkeit, ihrer rassischen Gebundenheit und ihrer unbestechlichen Spiegelung des Lebens kennen, dann weiß man, daß die deutsche Mundartschule eine deutsche Geistesschule ohnegleichen ist.

Man kann Mundarten und Hochsprache nicht vergleichen in ihrem Wert, da sie etwas ganz verschiedenes sind. Der Bestand ihrer Begriffe deckt sich nicht. Jede hat Eigengut, welche die andere nicht hat und nicht braucht! Das bewirkt ihre Selbständigkeit, und daraus ergibt sich das Eigenrecht. Aber es bleibt doch Tatsache, daß Anleihen aus der Mundart die Hochsprache bereichern, Einflüsse aus der Hochsprache die Mundart verderben!

Die Aufgabe der deutschen Mundartdichtung ist also, kurz gesagt, echte Kunst zu sein und im Dienste des deutschen Volkes zu stehen.

Die Mundart als blut- und bodenständige Sprache, ausgestattet mit einem grüblerischen Geiste, ist der gemäßeste Ausdruck bodenständigen Lebens. Wir haben heute den Ehrgeiz und den Stolz in Deutschland, das Gold aus dem eigenen Boden zu holen. Ich sehe es nicht als die Aufgabe des Mundartdichters an, das Fremde, das Abenteuerliche, das Ungewöhnliche aufzuspüren und zu gestalten, sondern dem Alltäglichen, dem Werktag, der Arbeit, dem Gewöhnlichen und Unscheinbaren, was alle haben und tun, nachzugehen, es nach Wert und Schönheit und Glück zu durchforschen, zu dem Schatten das Licht zu suchen und zu zeigen, und so dieses alltägliche Leben seinen Menschen lebenswert, wichtig, groß und schön zu machen!

Das bäuerliche Jahr, die heimische Landschaft und der heimische Mensch bieten unerschöpflichen und hochpoetischen Stoff. Dabei stellt es sich dann heraus, daß diese schlichte Welt ein Königreich und die geringe Mundart ein vollendetes Instrument des Geistes sei. Freilich, Geist muß man auch dazu mitbringen! Nur was einer mitbringt, vermag er zu greifen.

So sehe ich in der Mundartdichtung nicht nur die Möglichkeit, sondern geradezu die Aufgabe, der Mundart, also der deutschen Volkssprache, wieder ihr Recht und ihre Ehre im deutschen Leben zurückzugewinnen und in der heutigen Zeit der Landflucht und der Stadtsucht mitzuhelfen zu der Vernichtung des Wahnes, als ob die glitzernde und laute Welt gleichwertig oder sogar besser sei als Bauerntum und Dorfleben.

Wir Deutsche von heute sehen das Wesen und den Sinn des Dichters, zweimal des Mundartdichters, darin, sich zu erfüllen mit dem, was das Volk erfüllt; aus dem Sturm der Leidenschaft des Begehrens und Wollens herauszuschälen und klar auszusprechen, was der edlen Natur des Volkes entspricht; mit dem Mittel der dichterischen Kraft und Darstellung ein höheres Leben im Gleichnis zu gestalten und so den Willen zu spannen, dieses höhere Leben dem Schicksale abzuringen!

Es sind die Werke der Dichter nicht um ihrer selbst willen da, sie sind für das Volk da! Es haben ja auch alle dazu beigetragen, dabei mitgelitten: der Zweig trägt den Apfel, aber er erzeugt ihn nicht!

Und so sehen wir heute den Sinn aller Kunst: aus dem Volke kommt sie, zum Volke kehrt sie zurück: wo dieser Ring sich nicht schließt, gibt es kein Licht.

Die Kunst muß sein wie der siebenfarbige Regenbogen, der sich über Berg und Tal spannt und den regnerischen Himmel mit seinem Licht überstrahlt, den Menschen zur Erquickung und zum Glauben an das Schöne und Erhabene in der Welt.

Das schwäbische Volk hat eine alte Sage, daß der Regenbogen da, wo er die Erde berührt, in goldenen Schüsselchen stehe. So erwächst jede rechte Kunst aus dem Goldschatze der Nation und kehrt, ihn vermehrend, wieder zu diesem Schatze zurück.

Otto Rombach

Atem des Neckars

Verkrümmt wie eine tausendjährige Rebenwurzel hat der Neckar seinen Weg durchs Württemberger Land gebrochen, in tiefer Furche am Fuß des Jura hin, den man die „Rauhe Alb" hieß, und wie verweilend seine Bögen durch die Keuperberge des Unterlandes machend, als wisse er um die Idyllen seines Laufes. Der „Hölzlekönig", eine riesenhafte Schwarzwaldtanne, steht im Sumpfgrund seiner Quelle; aber bald flüchten die Tannen hinter den Zug seiner Höhen, die in ewig auf- und niederschwellender Bewegung den Fluß begleiten. Wie Helmbüsche krönen die Buchen- und Eichenwälder den lyrischen Schwung dieser Hügel; die Abhänge selbst sind in die unwahrscheinlichsten rhombischen Formen der Weinberge aufgeteilt. Diese Hänge gehören dem Winzer.

Kein Wort über den Neckar ohne den Wein!

Bis weit hinauf reichen die Rebstöcke kaum von den Ufern. Wo sonniger Raum ist, sind die Terrassen der Wingerte voller Pfähle, sind das Neckartal und seine schlummernden Nebentäler ein von hölzernen Lanzen starrendes Land. An der Sonnenseite der Häuser und an den Gartenmauern ranken sich Reben. Bescheiden ducken sich die Dörfer, weil jeder Fußbreit Boden einen Weinkrug füllen kann. Ja, der Respekt vor dem Weinstock ging so weit, daß ein Ort namens Walheim um einen Rebengarten herumwuchs, der als kostbarer Acker das Herzstück der Gemeinde bildet. Diese Fülle an Wein, dieses



Pastellgrün der sanft verlaufenden Hänge gibt dem Neckartal seinen bacchantischen Atem, eine klassisch zu nennende ländliche Anmut. Es ist ein pastorales Land, in dem der Bauer mit Kuhgespannen zu Felde karrt; es ist ein Land der Apfelbäume und saftig grüner Uferwiesen, in denen hohe Pappeln stehen, ordentlich in einer Reihe wie an den Straßen, wo sie Napoleon pflanzen ließ.

Zwar kennt man auswärts die Tübinger Weingärtner-Schnurren besser als ihre Weine; aber das ist kein Grund zum Vergleich, weil man die Trauben für sich selber keltert. In früheren Jahrhunderten ging Neckarwein bis in die Niederlande und an die Burg zu Wien. Das mag ein Zeugnis sein. Man trinkt ihn heut' im Land. Und er gehört hierher. Denn der geistige Raum, den der Neckar durchpulst, ist nicht zu übertragen, wie die innere Stimmung Italiens nicht zu übertragen ist, wie die Bourgogne, die Ähnlichkeit mit diesem Land hat, nicht übertragen werden kann. In der gebirgskühlen Luft des Brenners wird auch der mildeste Frascati abgeschmackt. Darum, und weil der Neckarwein ein vornehm bäuerlicher Wein ist, taugt er nicht zur Ausfuhr. Der Rote blitzt wie ein Rubin; er muß die Kühle seiner Felsenkeller haben, dann ist er kräftig, schlicht und frei von jener sämigen Schwere, die in der herben Dunkelheit geläufiger Rotweine liegt. Man sieht ihm an und schmeckt es, daß ihm der Muschelkalk das Wasser fortgesaugt hat und ihm dafür seine Strahlung schenkte, daß ihn die Keuperschichten vor dem Verschmachten hüteten. Trinkt einen „Kernlestee", Ihr werdet bald mit schwerer Zunge die Schwabenweine preisen.

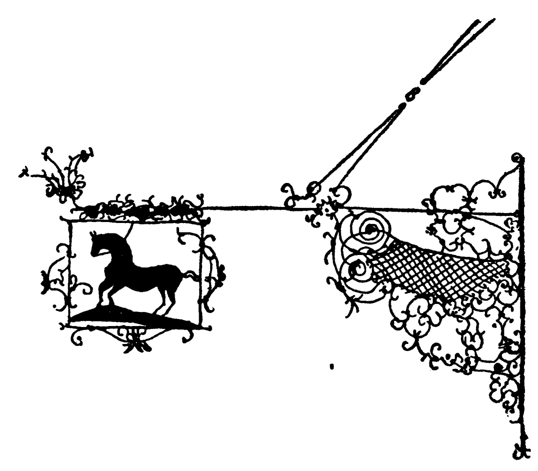
Wer hier am Neckar Reiseführer spielen, zu Wein und Menschen weisen will, der sehe seinen Gast an bis ins Herz. Er braucht kein Rhein-

liedgemüt, aber gemessene Haltung zum Diesseits und Jenseits. Denn diese Landschaft ist nie und nimmer dazu da, um ihre biederen Reize schmetternd zu bestätigen. Sie ist erschlossen, weit und offen, wie ihre Menschen sind; sie hat geheime Winkel, auch darin ganz wie ihre Menschen, die zur Stille, zum Untergründigen, zum Spintisieren und zur kosmischen Betrachtung aller Dinge neigen. Es ist das Denkerische, das in jedem Bauernkopf zum Ausdruck kommt, die Stetigkeit und Langsamkeit, die abgrundtiefe Forscherhaftigkeit, das Wägen und Erwägen. Ich kannte einen Bäckermeister, der Romane schrieb, der sich mit aller Schlichtheit und Vermessenheit des Geistesfluges die Welt auf anderen Gestirnen zum Vorwand nahm und dessen Leidenschaft, den Sternen nachzuhängen, durch den Teig im Backtrog so stark beeinflußt wurde, daß er durch sein Kneten und Spintisieren die besten Brote buk. Besser als im Beispiel dieses Bäckermeisters mit seinem Brotteig, den er unablässig walkt und knetet, läßt sich das Grübeln, Forschen und Betrachten des Schwaben kaum verdeutlichen. Es fehlt sogar die ökonomische Pointe nicht.

Diese Widersetzlichkeit der Dinge ist im Wesen des Neckarvolkes überall vorhanden. Der Hang zum Mystischen ist nicht so mächtig wie der Drang nach Klarheit, der aufs gleiche herauskommt. Man lebt in beispielhafter Nachbarschaft, trotzdem in sich gekehrt; man geht gerade Wege unbesorgt und jeden Umweg oder Irrweg mit Bedächtigkeit. Geistig gesehen wie dieser Vergleich bleibt der Schwabe nie sitzen.

Das ist gemeint, wenn hier von stillen Winkeln im seelischen Bezirk gesprochen wird. Es trifft nicht minder für die Landschaft zu. Die stillen Winkel sind es, die beglücken. Und deshalb soll man nicht mit raschen Wagen durchs Land am Neckar jagen. Zelten soll man. Ein Boot besteigen. Es ist Wanderland. Es war es stets. Wer rasen muß, der lasse sich die Zeit, zu rasten.

Die Wirtshausschilder heißen meist „Zur Traube", und die Schmiede, die sie trieben, haben sie mit gleicher Liebe zurechtgehämmert und genietet wie ihre eigenen Schilder. Da hängen Trauben, wie sie Josias und Kaleb nicht größer schleppen konnten; da springen „Hirsche"



(die aus dem Landeswappen stammen); da sind die „Löwen" und die „Bären" mit dem Fernweh der Daheimgebliebenen nach fremden Zonen; da ist das „Rösle", das im Garten wächst, nicht weit vom „Rößle" der alten Messewagen, die von Ulm und Reutlingen nach Frankfurt fuhren. Aus diesen Wirtshausschildern läßt sich die innere Naturgeschichte dieser Landschaft lesen.

Hier ist vom Most zu sprechen, dem apfelsaftigen, mit Birnen untermischten gegorenen Getränk zum Vesper, das kühle und milde, nicht eben alkoholisch stark und dennoch ohne leisen Geist nicht denkbar ist. Wie alle Definitionen, so ist auch diese ein Versuch, den man bezweifeln kann. Man soll jedoch den Most nicht definieren, sondern trinken. Und Würste dazu essen, hausgemachte, vielfältige, gewürzte, vielgeformte, mit vielen Namen. Und Bäckerbrot dazu, das rund, wie Wagenräder sind, und duftig in den Bauernstuben der Land-Wirtschaften auf den Tisch kommt.

Dann begreift man, daß der Schwabe, wenn er zur Fabrik läuft, Spezialarbeiter werden muß, ein akkurater Boßler, der seine Pflicht

bis an den Rand erfüllt. Der weiß, was was Sorgfalt ist.

Denn das Idyll, als das uns manches Dorf erscheint, ist bis ins Innerste gepflegt. So ordentlich, wie man die Mäuerlein im Weinberg richtet, ist die Landschaft von Natur aus hingemodelt. Und gibt der Himmel seine beste Bläue, so ist es sonntägliches Land. Ein Land der Grübler und Dichter.

Dichter! Sie wohnten und wohnen flußauf und flußab, große und kleine, Pietisten und frischfröhliche Diener des Worts, Fabulanten, Ekstatiker und leise Harfenisten, Männer des Volkstons und Verklärte der Antike. Bei Lauffen am Neckar machte man das Haus dem Boden gleich, aus dem der Genius Hölderlin zu kurzer, rauscherfüllter Wachheit in die Welt ging. Der Turm in Tübingen, der seine letzten Seufzer und seinen Wahn umhegte, liegt wiederum am Neckar, dem er die Vision des Hellas der Antike gegenüberstellt, Smyrnas Ufer, Ilions Wald, die Säulen des Olympion, die Inseln Ioniens, Lorbeerwald und Mastixbaum; — er schließt:

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Weisen und Uferweiden.

Am Ufer dieses Flusses marschierten die Vagabunden Rimbaud und Verlaine, Dichter und Bummler, die sich im Streit die Köpfe blutig schlugen, um sich beseligt wieder um den Hals zu fallen, wenn sie die Landschaft sahen. Nach ihrem Zeugnis muß das Neckartal ein Landstrich sein, den selbst Franzosen paradiesisch finden. Sie schlugen sich trotzdem halbtot.

Der helle Tollkopf Mark Twain erlebte eine Nacht in Heilbronn, die zum Totlachen ist, die nur im finsteren Hotelzimmer spielt. Er spricht mit keiner Silbe vom Heilbronn des Käthchens und des Götz, das Goethe ansehnlich und anmutig fand; aber Mark Twain tat



nichts ohne Sinn oder Grund. Er hätte diese Nacht genau so gut nach Hildesheim verlegen können. War es der Wein, der ihn, den Possenreißer, zum Gastgeschenk verpflichtete, der Blick vom Wartberg oder der Blick auf Wimpfen, wo die gleichen Säulen stehen wie in Monreale bei Palermo? —

In der Laube zu Weinsberg zechten die Dichter bei Justinus Kerner, Schwab und Uhland, Lenau und Alexander von Württemberg, der sich in Balladen versuchte. Im Turm der Äolsharfen auf der Weibertreu sind ihre Namen zu Dutzenden in Sandstein eingemeißelt. Hier hat sich eine Generation verewigt, die vom volksliedbraven Silcher mit seinem Kuckuckslied bis zum nüchternen Robert Mayer reicht, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckte. Die schwäbischen Anakreontiker und wer sich zu ihnen schlug, fanden im Hause des Arztes und Geisterbanners, der Dichter war und der auf dem Dachboden schlief, wenn sein Haus voll war, ein musisches Heim.

Indessen sprachen die Landstreicher nur ein paar Wegstunden weiter beim dichtenden Pfarrherrn in Cleversulzbach vor, bei Eduard Mörike, der Schillers Mutter neben seiner eigenen im schönen Doppelgrab sehr ländlich und symbolisch betten ließ.

Wer ahnt, daß über ein paar Hügeln — in Götzens Möckmühl an der Jagst — noch eine weibliche Verwandte Schillers wohnt, die mit der Pietät, wie sie den Schwaben eigen ist, ein „Schillerstüblein" unterhält und Lorbeer um die idealisierte Büste kränzt, die Dannecker für Stuttgart schuf? —

Im Sinne solcher Biederkeit sind Schwabens Dichter ins Bewußtsein des Volkes eingegangen. Überall stehen die Schatzkammern im Land. Und es ist wichtig, festzustellen, daß auch die Dichter zum Selbstverständlichen des Lebens zählen wie die Maler, die in Besigheim am Neckar den Enzblick malen, jene mittelalterliche Ufergruppe mit der Brücke, die tausendfach gemalt, gestrichelt und gedruckt ist.

Bei Russen in Berlin fand ich das Bild als Gobelin. Sie glaubten, daß ein Maler diesen Blick erfunden habe, diesen Blick auf eine biedermännisch fröhliche Stadt, die alt ist, ohne protzig alt zu sein, die Lyrik in sich birgt und dennoch ihren Alltag hat. Sie ist Oberamtsstadt und war immer sehr ländlich; ihre Häuser sitzen mit dem Rückteil auf der Mauer, daß man wie in Schwarzwaldhäusern vom Oberstock her in die Haustür tritt. Ihr Gesicht geht



zur Enz, obwohl sie am Neckar liegt. Ihr Rathaus mit seinen Fensterreihen und mit seinem hochgeschwungenen Giebeldach, der Schochenturm mit seiner finsteren Düsterkeit, die Brücke aus Stein und die geborgenen, sonnigen Häuser, die sich auf schmaler Uferborte angesiedelt haben, dieses Schaugemälde lohnt allein die Fahrt nach Schwaben.

In dieser Gegend und noch weiter die Flüsse hinauf hat der fränkische Atem sich mit dem schwäbischen vermählt, und trotzdem gibt es keine Grenzen, weil die Wesensarten durcheinanderspielen, weil man nicht behaupten kann, was überwiegt.

In einem jener Dörfer, die sich hinter Gartenzäunen und Obstbaumkronen wie unberührt vom Leben bergen und verbergen, haben wir im Winter einen Maler auf der dick verschneiten Straße angetroffen, der einen Spiegel an seiner Staffelei befestigt hatte und mit Fausthandschuhen ein Selbstporträt verfertigte. „Ein solches Licht", war seine heilig überzeugte Antwort, „kommt niemals wieder." Und wenn ihm auch die Farbe im Pinsel einfror, er hat das Licht bis zur Erschöpfung ausgenutzt.

Wir saßen unterdessen hinter seinem Ofen, auf dem die Äpfel zischten, die auf dem Herdblech einen Wackeltanz vollführten und die die ganze Stube mit einem Duft erfüllten, der wie Weihnacht war.

In diesem Duft und in dem Pendelschlag der Uhr, in ein paar Winterblumen auf dem Sims, dazwischen Hyazinthen unter spitzen Hüten aus Buntpapier, in einem Brautkranz irgendeiner Ahne, der unterm Glassturz an der Wand hing, in dieser Biederkeit und Einfachheit ist alle Stimmung des Neckarhauses eingefangen.

Hier steht die Zeit.

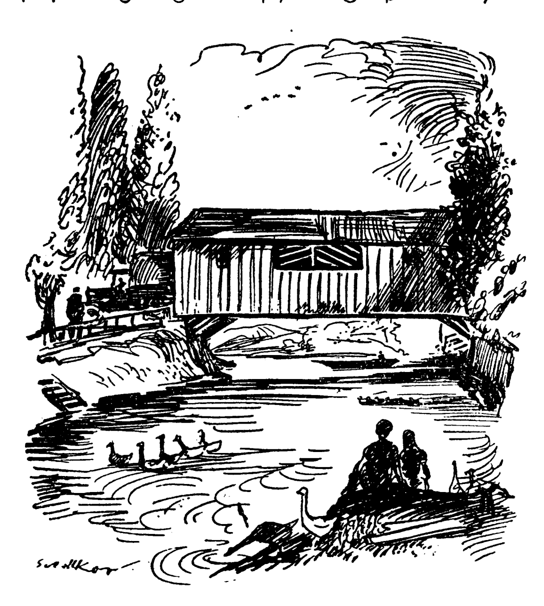
Wenn auch der Mensch mit überwachen Sinnen für die Ferne von jedem Hügel aus die Fremde spürt, ihr folgt, in sie versinkt, — er kommt zurück. Ein herdenreicher Kolonist aus Südamerika saß irgendwo an einem dieser

Ofen und hörte die Winteräpfel im Ofenloch wie Freudenböller knallen. Er weinte.

Hier ist Heimwehland, von jener Innigkeit erfüllt, wie sie im wahren Volkslied, das hier oft geschaffen wurde, aufklingt. Das ist die innere Schwankung, die aus der Lyrik der weich geschmiegten Landschaft kommt, aus ihrem Unheroischen und doch Gefaßten, ordnungsvoll Gefügten. Das ist zugleich die Wurzel der Beharrlichkeit, der Festigkeit im Kleinen, die Sehnsucht nach dem Großen, die aus abertausend Menschen dieses Landes Dichter, Künstler, Priester, Konstrukteure, Pioniere und Wissenschaftler werden ließ, die aber selten mit der Größe des Genius begnadet worden sind.

*

Der stimmungsvolle „Neckaresel", der von Heilbronn heraufkam, fährt schon lang nicht mehr. Vom Ufer aus hat man das Lastschiff talauf gezerrt. Nur kleine Boote, dunkle Nachen kreuzen. Im Faltboot fahren Fremde. Im Buschwerk stehen ihre Zelte, flattern ihre Wimpel, steigt der Rauch vom Feuer. Bäder legen ihre Stege über Schwimmern aus. Staustufen riegeln gebieterisch den Fluß ab. Schleusen öffnen sich. Turbinenwerke saugen die Strömung an.



Am nächsten Bogen stehen wieder Weiden, Pappeln, ist ein Gänsegarten, ein Zaungehege, das im Wasser steht, sind Binsen, hebt sich eine holzgedeckte, braune Brücke wie eine Riesenscheune aus den Büschen. Wir hatten, als wir Kinder waren, immer Angst vor dieser Brücke, weil sie dunkel ist und weil der Schritt in ihrer Halle einen anderen Klang bekommt, weil die Wagen viel gewaltiger darinnen rumpeln, weil die Brücke hundert Nischen in ihrem mächtigen Gebälke hat. Wir haben Angst gehabt, weil die Bohlen, auf denen man dahinschritt, bei jedem Tritt ein wenig zitterten und weil auf dem Brückenjoch in der Mitte „der Deixel" hocken konnte, der mit roten, glühenden Augen den Wanderer erschreckte, ihn packte und in den Fluß riß. Das stand in alten Geschichten.

Wir haben die Brücke später erklettert bis in den First hinein. Glockenstühle sind ähnlich gewaltig gebaut. In den Keltern zog man solche Stämme ein. In alten Häusern ragen sie als Brustschild an der Wand, mit Jahreszahlen oder Wappenschildern, mit Handwerkszeichen verziert oder kunstvoll ausgemeißelt wie Wasserspeier, die doch kein Wasser spenden. Die Brücke steht noch, trotz Wehr und Stauwerk, Mühle und Turbine. Lastwagen rasseln hindurch und sie vibriert nur ein wenig. Sie steht so zeitlos in der Landschaft, wie die Weinberge und Kirchtürme zeitlos sind, wie der Atem des Neckars, der die Hitze in seinen Talkesseln mildert, wenn die Sonne darinnen brütet. Zeitlos, das mag ein Wort sein für die lautere Reinheit einer Landschaft. Hier ist sie es. Im Raum des Neckars, der weit hineingreift mit den Armen seiner Nebenflüsse ins Württemberger Land, blieb vieles zeitlos, weil es von Natur aus einfach ist. Und deshalb sollte man von Schwaben nicht viel schreiben; man sollte es nicht rühmen, damit es nicht entdeckt wird. —

Wilhelm von Scholz

Heitere Heimkehr

Siegen die Völker nur in großen Schlachten und Kriegen übereinander? oder friedlicher im Kulturwettstreit der Künstler, Wissenschaftler, Menschheitswohltäter und in sportlichen Kämpfen? Nein! Manchmal auch, indem der einzelne eines Volkes dem einzelnen oder wenigen aus einer anderen Nation, gleichviel, ob auf ernstem oder heiterem Gebiet, ein Beispiel gibt. Weshalb jeder Deutsche, wenn er im Auslande oder in Gesellschaft von Ausländern ist, daran denken sollte, in seinem Tun und Reden doppelt acht auf sich zu haben; denn, mit Leuten aus anderen Ländern zusammen, da ist er Deutschland und wird von denen auch so angesehen und beurteilt.

Ein junger Mann aus dem Markgräflerlande, dem südwestlichen ganz alemannischen Gau Badens und zugleich Badens bestem Rebgarten, wollte sich mit einer jungen Schweizerin aus dem Waadtlande verloben. Und wenn vielleicht auch der Neuenburger und der Walliser Wein von den Schweizern noch höher eingeschätzt werden — gut sind die Waadtländer Weine auch, und die sie bauen, sind jedenfalls dieser und anderer Sorten leidlich Herr, lassen sich von ihnen nicht leicht umwerfen und pochen stolz darauf, einen Trunk vertragen zu können; es soll ihnen niemand etwas von dem Genossenen anmerken.

Ihren Stammländern nach paßten also der junge Markgräfler und die Waadtländerin zueinander, ob sie sich nun kennen gelernt hatten, als der Student ein wunderschönes Sommersemester lang in Lausanne nicht allzuviel Vorlesungen hörte, oder als die junge Dame in einem Freiburger Pensionat Deutsch, Kochen und Klavierspielen lernen sollte — denn Französisch konnte sie ja von Hause aus — und beim Spazierengeführtwerden die Augen statt auf die kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten auf einen keck grüßenden frischen Studenten gerichtet hatte.

Die beiderseitigen Eltern setzten den Absichten der jungen Leute keinen ernstlichen Widerstand entgegen, wenn auch die welsch-schweizerische Familie wahrscheinlich einen Genfer Advokaten oder einen bernischen Beamten lieber zum Schwiegersohn gehabt hätte, als einen „chaibe Dütsche". Aber den Badener ihre Überlegenheit fühlen lassen und ihm mit ihrer uralt republikanischen Selbstgerechtigkeit imponieren, daß er demütig und klein würde, das wollten sie, das war das Mindeste, was sie sich als Eidgenossen schuldig waren. Und für dieses hohe Ziel dünkte ihnen der Wein gerade das rechte Mittel.

Als der künftige Schwiegersohn und Schwager zu Besuch eingetroffen war und die Verlobung am nächsten Tage bekanntgegeben werden sollte, da setzten Vater und Bruder der Braut ihr Vorhaben, den dütschen Gast recht zu ducken und vor ihnen ehrfürchtig zu machen, ins Werk, indem sie des Abends mit ihm ausgingen — nicht nur in eine Weinstube, und mit ihm tranken —, nicht nur Waadtländer Roten, sondern auch Neuenburger Fendant, Sternwein und Walliser Etoile du Vallèe; dann, was noch von den Namen auf den Weinkarten ihren Zungen mit besonderem Liebreiz und Wohlgeschmack wieder einfiel.

Bei jedem neuen Glase freuten sie sich mehr auf den Augenblick, wo der junge Reichsdeutsche zwischen ihnen niedersinken und vor Austrinken des letzten Schluckes von ihren kräftigen Armen nach Hause gebracht werden würde, als Besiegter und Geschlagener, der einem rechten Weinlande und einem mannhaften Rebbauvolk eben doch nicht gewachsen ist und ihnen gegenüber ein Schwächling!

Aber es dauerte lange, und er schien ihnen eher zu schwanken, weil sie selbst torkelten, als daß sein über die nächtlichen Gassen zur nächsten Buchenschänke noch gerade hinschreitendes wohlbewahrtes Gleichgewicht verlorengegangen

wäre — wie es dem einen der beiden Lausanner schon der Hut war, und dem anderen seine wertvolle Zigarrentasche; die war in einem romantischen Erker voll dicker Rauchluft einfach auf einem weißen Holztisch liegengeblieben. Der Badener hätte noch auf einem Strich zwischen den Pflastersteinen so gerade gehen können wie ein Bleistift, der am Lineal entlangläuft!

Weil sie das gewiß nicht mehr konnten, glaubten die anderen aber, daß sie nun bald am Ziele sein würden mit ihrem heimtückischen Anschlag. So ging es weiter zum nächsten rauchigen und lauschigen Weinstubenerker.

Nein, nein! Es war kein bewußter Nationalstolz des Markgräflers, daß er sich zusammennahm — aber doch spielte der Gedanke mit, daß sein zukünftiger Schwiegervater ihn nicht sollte als Schwächling verspotten dürfen und als Markgräfler, der seinen „Hügelheimer" und seinen „Müllheimer Regenhag" zu Paten hat, erst recht nicht!

Und das war die Heimkehr, über die die Kinder und Enkel des damals verlobten Paares heute noch im badischen Land lachen und sich freuen: Eine Stunde nach Mitternacht klingelte es an der Tür der Frau Schwiegermutter, der junge Freiburger stand verlegen und beschämt davor, entschuldigte sich immer von neuem, daß er auf ihren Mann und ihren Sohn nicht besser aufgepaßt und sie nicht vor dem Zuvieltrinken gewarnt habe; er hätte ja nicht wissen können, daß sie es nicht vertrügen, und er bringe sie hier beide leider in einem sehr bemitleidenswerten Zustande. Der eine hing ihm dabei über dem rechten, der andere über dem linken Arm.

Die Frau Schwiegermutter, die um den teuflischen Plan der Männer gewußt haben mochte und außer der Braut von der ganzen Familie das freundlichste Wohlwollen für den Herrn Liebsten ihrer Tochter hatte, schmunzelte vergnüglich, als ob sie diese Heimkehr gar nicht ungern sähe.

Der junge Markgräfler war sich seines errungenen Ruhmes freilich nicht bewußt. Mit einem ein wenig brummenden und schmerzenden Kopf und einem umso fröhlicher pochenden Herzen hat er am nächsten Tag seine Braut in seine Arme geschlossen und sich immer nur geschämt, daß er „nicht besser auf Schwiegervater und Schwager aufgepaßt". So sind die Markgräfler!

Anton Gabele

Die dankbare Magd

Vierzig und mehr Jahre hatte die Annemei bei den Bauern als Magd gedient, in gut und schlecht geführten Haushalten, bei harten und bei mildherzigen Herrn. Da lernt man schweigen. Und doch hatte sie es nicht genug gelernt. Denn eines Sonntags, da sie mit den anderen zur Kirche ging, jeder seine Wochensorgen hergab und auch sie ihr Wort dazu spenden wollte, spürte die Annemei auf einmal, wie ihr das Wort schmerzhaft wie eine Fischgräte im Halse blieb. Und das spürte sie bald noch mehr; jeden Tag, jede Stunde nahm es zu: ihre Sprache wurde immer schmerzhafter und leiser. Schließlich konnte sie nur noch unverständlich lallen. Da brummelte der Bauer und schickte sie zum Doktor, und der gab sie gleich wieder an einen anderen Doktor in der großen Stadt. In ein riesiges Haus wurde sie gebracht, das mit Betten und bresthaften, jammernden Menschen darin bis unter das Dach hinauf gefüllt war. In das letzte leere Bett mußte sich die Annemei legen. Und jetzt war eine Zeit, wo sie ihre Stimme am wenigsten entbehrte; denn hätte sie auch noch plappern können wie ehedem, in diesem unheimlichen stöhnenden Saale wäre sie doch ganz still geworden.

Allein in den Wochen und Monaten wurde sie auch vertraut mit Mensch und Ding um sie her und hätte oft gerne teilgenommen an dem Schwatz im Saale, ein wenig getröstet oder ein Scherzlein angebracht oder diese Stadtmenschen über Wert und Wesen der Bauernarbeit eines Besseren belehrt. Doch sie mußte schweigen; die Stimme kam und kam nicht wieder, so sehr der treffliche Arzt sich bemühte, täglich an ihr hantierte und auch die sichere Heilung versprach.

Dritthalb Monate waren derweil vergangen, und die Annemei war allmählich bis in die äußerste Ecke des Saales gerückt. Man gab ihr gerne die schwerst Kranken zu Nachbarn, weil sie doch niemanden störte. Viele hatte sie schon neben sich das Leben verstöhnen hören, und darüber wuchs ihr die Sehnsucht, nicht nach dem Tode, sondern gerade nach dem Leben. Nach dem herrlichen frischen Bauernleben, nach Stall und Wald und Bach und Garten. Wie lange hatte sie das nun entbehren müssen! Sie starrte in die abendliche Dämmerung hinein, die drüben ein Fenster rötete, und suchte sich auszumalen, wie es jetzt wohl im Dorfe aussehe. Was schrieb man für einen Tag und Monat? Sommer-Johannestag! Da war schon der Heuet im Gange. Indem sie das Wort dachte, war ihr auf einmal, als öffneten sich die dunkeln Steinwände des Saales. Sie blickte in den eisgrünen unendlichen Himmel hinaus. Sie roch den Duft, der zu dieser sommerlichen Abendstunde das Tal herab strich, noch warm von der geschiedenen Sonne und kühl vom Bach im Ried, Duft vom Heu. Und „Heu — Heu — Heu —!" hörte sie plötzlich sich selber flüstern. Sie wollte es kaum glauben, daß ihr eigener Mund es gesprochen, und lauschte und hörte es herrlich, deutlich wieder und wieder hinflüstern: „Heu — Heu!" So war sie also gerettet, so war endlich erfüllt, was der Doktor so lange versprochen, so konnte sie heimfahren, vielleicht morgen schon.

Sie schlief nicht eine Sekunde in dieser Nacht. Sie sprach nur immer leise vor sich hin selige Worte und Worte der Heimat. Schließlich sang sie sogar das feierlichste, heiligste Lied, das sie kannte: Großer Gott, wir loben dich! Aber so leise, daß nur sie selber es hörte. Bis endlich der Sommermorgen graute. Wie immer trat die junge Schwester mit einem freundlichen Gruß an ihr Bett. Wie es da die Annemei gelüstete, zu lachen und der Schwester und allen im Saale es hinauszurufen, wie glücklich sie war. Aber die Annemei hielt an sich, so schwer es sie ankam, nickte nur der Schwester zum Gegengruß, wie jeden Morgen, und schwieg. Schwieg bis gegen Mittag, bis der Arzt kam. Dem aber rief sie entgegen, was sie schon hundertmal die Nacht hindurch auf der Zunge geformt hatte: „Herr Doktor, ich danke Ihnen, ich bin gesund! Seit gestern Abend kann ich sprechen."

„Und das haben Sie mir nicht verraten?" fragte die Schwester vorwurfsvoll. Worauf die Annemei fröhlich antwortete: „Das erste Wort habe ich doch dem verwahren müssen, der mich geheilt hat." — „Und da", rief sie hell, und ihre Hand fuhr unter der Bettdecke hervor und steckte dem Arzt etwas in Papier Gewickeltes zwischen die Finger, „ist der erste Taler, wo ich vor Jahren als kleines Mädle verdient hab. Und der gehört jetzt Ihnen."

Aus dem Schwäbischen Volksmund

Der Gaul, der de Haber verdient, kriegt e net. / Wer als Kalb in d Fremde goht, kommt als Kuah hoim. / De arme Leut ihre Kälble und de reiche Leut ihre Mädle sind glei alt gnuag. / E Aeckerle und e Kuah, deckt älle Armuat zua. / D Herre schaffet mit em Kopf wie d Ochse. / Gelt Muatter, i bi schö'? I hao raote Hoor und bleck d Zäh'. / En alte Kuah schleckt au gern Salz. / Beim Schlittefahre, beim Heirate und beim Sterbe muaß schnell gaoh. / Zum e schleachte Märkt g'hairt e guater Muat.

Friedrich Schnack

Franken prangt wie ein Garten

Das schöne Franken, die gottgesegnete Landschaft am Main, prangt wie ein Garten. Ruhevoll, in vielen Windungen und Bogen, blitzt durch diesen Garten der nach Westen hinschweifende Fluß. Am östlichen Tor erwuchs gleich einer steinernen Rose die Stadt Bamberg, im Herzen des Gartens glänzt wie eine festliche Traube die alte Bischofsstadt Würzburg und im Westen, wo der Spessart dunkelt und der Main aus dem roten Buntsandstein-Waldgebirge hinausfindet in die weite Welt, liegt Aschaffenburg, der Schlüssel Frankens und zugleich die Schwelle, gegen die die neue Zeit mit dem Pochen der Industrien klopft. Der Fluß strömt der oberrheinischen Tiefebene entgegen. Hoch über seinem Lauf hebt sich der mächtige Schloßbau von Buntsandstein, schwer, massiv, mit seinen vier kantigen Ecktürmen und gewichtigen Helmen, einst Sommeraufenthalt der Mainzer Kurfürsten, wenn sie im Spessart zur Jagd auszogen. Glockenklang, Gesang und Wein gehen durch ganz Franken! lautet ein altes Volkswort. In diesen Klang mischt sich in Aschaffenburg eine Mundart von westlicher Tönung.

Das fränkische Mainland ist Bauernland und deshalb arm an großen Städten. Seine reiche, formvollendete und hohe Kultur ist in Dörfern, vielen kleinen und mittleren Städten und Städtchen erblüht, die gleich Perlen aufgereiht sind an der langen Schnur des Mains und den Fäden seiner gemächlichen und freudigen Nebenflüsse, der Regnitz, der Fränkischen Saale, der Tauber. Mit seinen reichen Fluren, reizvollen, bildhaften Dörfern und festlichen Städten verwirklicht das schöne Franken unsere Vorstellung der Idylle. Viele Orte und Winkel, nicht angeschlossen an den großen Verkehr, leben ein verschollenes Dasein — der Wanderer, der sie entdeckt, findet eine köstliche Welt. Ihn grüßen schöne Tore und Giebel, Türme aus alten Tagen, aus Schwedenzeit und Bauernkrieg, Wehrmauern, edle Steinbrücken, vergessene Ruinen, Kapellchen und Kirchen, Fachwerkhäuser fränkischer Stilprägung, Zierat, Schmuck und Phantasie. Das fränkische Volk ist hochbegabt an Formgeist und bildnerischem Gefühl. Und es ist gottesfromm: Engel und Madonnen, Heilige in Brücken und Straßen bevölkern mit dem Bauern und dem Winzer das Land — aus Wiesen, Feldern und Weinbergen scheint es nicht allzuweit in den Himmel zu sein. Und der Himmel hat das schöne Franken mit ganz besonderer Liebe durchtränkt, seine Bläue leuchtet über der fränkischen Erde besonders tief und festlich, denn der Himmelsstrich in Mainfranken ist ziemlich regenarm, Odenwald und Spessart fangen den feuchten Westwind ab, so daß die Luft flimmert und die Färbung des Himmels an Sommerabenden an den Schein südlicher Landschaften gemahnt.

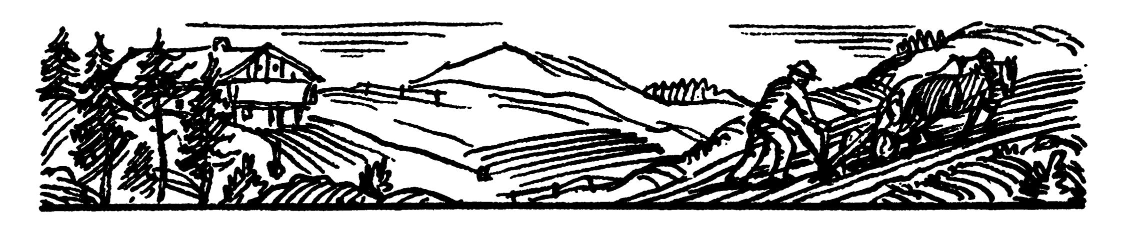
Der Main kommt vom einsamen, rauhen Wald, dem Fichtelgebirge. Koboldisch stürzt er zu Tal, panisch murmelnd und heidnisch wild. Ursprünglich zwei Brüder, der Weiße und der Rote Main vereinigen sie sich in der Nähe der Bierstadt Kulmbach und treten gemeinsam die schöne, lange Wanderung vom Hinterland zur großen Welt an. Bei Schloß Banz, der schweren Klosterburg, und der ihm gegenüberliegenden Klosterkirche Vierzehnheiligen tritt der Main gleichsam über die geistliche Schwelle in das fröhlich-fromme Land. Banz, die Benediktinerabtei, breit auf seinem Hügel ruhend, ist durch seine wuchtige Gestalt mit der Erde verbunden. Vierzehnheiligen, von seiner Höhe leicht emporsteigend, ist mit dem Himmel verschwistert. Frankens größte Baukünstler haben dieses herrliche Eingangstor in das berühmte Mainland geschaffen.



Zum heil'gen Veit von Staffelstein komm ich emporgestiegen — —

Der Main, von Osten nach Westen fließend und dem Tagesgestirn folgend, findet nicht ganz zur Stadt Bamberg heran, einer der anmutigsten in Deutschland: die alte Bischofsstadt des Hlg. Heinrich ruht auf einigen Hügeln, jeder trägt eine Kirche, ein Kloster, ein Bauwerk, und so ähneln sie von ungefähr einer zackigen Krone, einer Rose von Stein, einer Gottesrose, zu der der Reiter im Dom, der „Bamberger Reiter", seinen Weg genommen hat.

Würzburg ist das Herz Frankens, die holde Zelle, gefüllt mit fränkischer Süße, Schönheit und Seele. Die Stadt ist die Traube im Frankenweinberg: ihre Beeren sind ihre köstlichen Bauten, aus denen sich das uralte, geschichtsreiche Stadtbild zusammenfügt: das mächtige geistvolle Schloß von Balthasar Neumann, der, im Verein mit dem Venezianer Tiepolo, die großartigste deutsche Schloß-Schöpfung schuf, die Residenz, auch das Käpelle auf dem Niklausberg, die Marienkapelle, die alte Mainbrücke mit den Steinfiguren . . . dies und noch vieles andere, an dem sich das Auge satt sehen mag, bilden gleichsam einen großen Chor, der unter dem blauen Himmel von Frankens Schönheit lobsingt, während der Main wie ein prächtiger Sendbote aus der Stadt hinauszieht, neuen Weinorten, Obstgärten, Burgen, Ruinen und Wäldern entgegen, das glitzernde Mittagslicht auf seinen geruhigen, heiteren Wellen.



Hans Watzlik

Hier hat einer deutsch geredet ...

Eine wahre Begebenheit in Prag

Der Ferchenbauer saß auf dem höchstgelegenen Hof im Dorf. Über seine abschüssigen Fluren fegte der bayerische Grobwetterwind, die Hutweiden waren felsig und karg, die Obstbäume standen krumm und geizig. Sperber und Fuchs kamen aus dem nahen Wald und holten sich die Hennen.

Doch ob ihm auch die Pflugschar an dem wilden Geröll des Bergackers zerschartete, der Ferchner schliff sie wieder scharf und schneidig, und er bückte sich tausend und tausendmal und entfernte die Steine, die immer wieder wie eine teuflische Frucht aus dem Boden nachwuchsen, geduldig von seiner Scholle. Keiner im Dorf mußte sich so plagen wie er. Aber sein Schweiß wurde gesegnet.

Seine Kinder erzog er in rauher Liebe. Fünf Bauern stellte er der Erde. Den sechsten Sohn ließ er studieren.

Der Friedrich war immer der erste in der Schule, er lernte spielend, und seine Zeugnisse trugen immer die schönste Sittennote. Die Lehrer lobten ihn über den grünen Klee. Und der Ferchenbauer hatte ein Einsehen, er gab seinen Jüngsten in die Stadt und später an die Hochschule, und wandte alles daran, daß es der Sohn zu einer angesehenen Stelle bringe.

Der Friedrich verstand es gut mit seinen Lehrern und mit der Welt überhaupt. Nach vollendeten Studien wurde er als Beamter in einem Ministerium in der Hauptstadt angestellt. Es ist ansonst sehr schwer für einen Deutschen, Staatsbeamter zu werden und noch dazu in Prag. Dem Friedrich gelang das mühelos, er wußte eben die einflußreichsten Gönner sich zu gewinnen. Zwar gehörte er durchaus nicht zur Schar jener eiskalten Zwittergesellen, die zwischen zwei Völkern nisten und aus beiden ihren Vorteil zu ziehen wissen und dabei beide innerlich verraten. Er war auch beileibe kein geschmeidiger Jedermannsfreund. Er war nur klug, schweigsam und vorsichtig. Allzuvorsichtig.

Der Ferchner ist indessen ein alter Mann geworden, und man weiß nicht, wie lange es noch dauert. Gar zu gern möchte er den Sohn in dem städtischen Amt aufsuchen, wo er arbeitet. Und so fährt er einmal nachschauen. Angemeldet hat er sich freilich nicht. Lieber ein Feld umackern, als einen Brief schreiben!

In Prag fragt er sich geduldig nach dem Amtsgebäude durch. Die Stadt wimmelt wie ein riesiger Bienenstock. Ja, die Welt ist eine Quecksilberkugel!

Er steigt in die Trambahn ein, klopft höflich an der Glastür und wünscht den Fahrgästen einen guten Tag. Sie lächeln darüber, und er kann sich nicht denken, warum.

Und nun steht er in dem großen Haus, und ihm wird eng ums Herz. Da gibt es unzählige Türen und Irrgänge mit Inschriften, doch diese leider nur in der fremden Sprache. Da kennt sich der Teufel aus! Viele Beamte schreiten in wichtiger Haltung an dem Ferchner vorüber, und man merkt es ihnen wohl an, daß sie die

Macht haben, eine amtliche Sache schneller oder gemächlicher laufen zu lassen, und er wagt es nicht, diese beschäftigten und mächtigen Männer mit einer Frage nach seinem Sohn aufzuhalten, und er wartet lieber auf die Hilfe eines gnädigen Zufalles.

Da liest er von ungefähr an einer Tür unter etlichen anderen Namen auch den seines Sohnes. Der Taufname steht zwar dort ganz fremd gedruckt — Bedrich heißt es dort —, doch das mag hier wohl Vorschrift sein.

Eine Weile noch zögert der Alte ahnungsvoll. Und dann sieht er sich in einer Stube voll schreibender Leute. Sie klappern auf Tod und Teufel und hexenmeisterlich auf ihren Maschinen darauf los. Niemand kümmert sich um das Bäuerlein, das da hilflos und ehrfürchtig seinen Hut in den Händen dreht. So also schaut es aus, wenn man ein Land regiert! Sein Sohn ist aber nicht dabei.

Knapp vor ihm sitzt ein Fräulein, das Haar hat sie keck und hübsch kurz geschoren, den Mund greller als eine Vogelbeere, und auch die Nägel an den flinken Fingern rot geschminkt. Das nimmt den Bauer fremd. Aber, mein Gott, das städtische Leben begehrt das nicht anders! Die Welt braucht jetzt andere Menschen als früher, die Zeit ändert alles.

Weil aber das Fräulein ein angenehmes, freundliches Gesicht und ein mutwilliges Näslein darin trägt, nimmt der Alte sein Herz zusammen und er klopft ihr auf die Schulter. Sie zuckt empor und sieht den Mann mit der derben Bauernjoppe und dem grauen, verwitterten Kopf vor sich.

„Ich bitt' schön, wo ist denn mein Bub?" fragt er schüchtern.

Sie erwiderte in hartem Deutsch: „Ihr Knabe? Welcher Knabe?"

„Mein Bub, der Fritz. Der Friedrich Schindlauer aus Bergschlag."

Jetzt versteht sie ihn. Sie erhebt sich und flattert in das Nebenzimmer.

Und gleich tritt ein vornehmer Herr über die Schwelle, feierlich dunkel angezogen, der Staat braucht sich seiner nicht zu schämen. Die Brille ist aus Gold, die Stirn ist blaß von der Stubenluft, in den schneeweißen Händen hält er einen Bogen Papier.

Der Alte streckt in väterlicher Liebeswallung ihm die Hand entgegen. „Mein Fritz, grüß dich Gott!" sagt er aus Herzensgrund.

Aber der Sohn schlägt nicht in die Hand ein. Er ist blutrot bis ins Haar hinein geworden. Den Finger legt er an den Mund. „Vater", sagt er halblaut, „hier dürft Ihr nicht deutsch reden!"

Der Bauer schaut ihn bestürzt an. Ein bitteres, scharfes Dörnlein dringt in seine Seele. Dieses treue Herz aus dem Walde kann nicht fassen, was ihm da zugemutet wird. Er hebt die Hand ans Ohr, als habe er falsch gehört. „Was?" fragt er.

Der Sohn wiederholte es. „Hier dürft Ihr nicht deutsch reden!" Verlegen sieht er sich um, als bitte er alle, die jetzt die Köpfe lauernd heben und die Maschinen rasten lassen, als bitte er sie alle um Verzeihung, daß der dörfliche Vater in seiner Weltunkenntnis hier sich einer unerwünschten Sprache bediene.

Der Alte aber kriegt harte Augen, die Stirn zieht sich ihm hochgewitterlich zusammen, und er richtet sich auf. So kerzengrade ist er sein Lebtag nicht gestanden wie jetzt. „Was?!" sagt er, und er sagte es fast überlaut. „Steht es so mit dir? Ich bin dein Vater und es gibt auf der ganzen Welt keinen Fleck, wo ich mit dir nicht deutsch reden darf. Merk dir's!" Und er holt aus und gibt dem Sohn eine feste Ohrfeige.

Dem Sohn fällt das Papier aus der Hand. Er bückt sich hastig danach. Er ist so weiß wie das Blatt.

Die Schreiber neigen sich wieder über ihre Arbeit. Keiner grinst, keiner lacht. Es ist doch ein sonderbarer und trotz aller Grobheit würdiger und erschütternder Vorgang gewesen. Hier hat einer um ein Menschenrecht gekämpft, hat einer deutsch geredet.

Emil Merker

Saazer Land

Wenn ich in steigender Hingenommenheit von dieser Landschaft berichte, dann erscheint meist auf dem Antlitz der Zuhörenden ein ungläubiges erstauntes Lächeln: wie eine Landschaft ohne Wald, ohne Berge so bezaubern kann . . .?

Ich weiß auch nicht, wie sie es kann; es ist wohl Geheimnis.

Zitternde Weißglut der Erntetage; in einem Taumel, einem Rausch blendenden Lichtes breitet sich das Land in düsterer Mittagsschwüle. Ein Himmel wölbt sich darüber, mir ist, so viel Himmel gebe es nur noch am Meer. Man muß diese sonnenmüde Weite erlebt haben, die sich nach allen Seiten vor dem blinzelnden Blick hindehnt, erfahren haben, wie es da Licht niederregnet, das durch alle Poren in den Körper dringt und dort lockert und löst, bis alle ernsthafte Wichtigkeit, aller Kummer, alle dumme Geschäftigkeit unseres Lebens zu einem Lächeln zerfließt! Zu einem Lächeln beglückter Erkenntnis: nichts ist wichtiger, so wichtig es sich auch gebärden mag, als dieser endlose Himmel, diese Lichtflut, diese weite, selbstvergessene Erde.

Eine Gebärde von lässiger Großartigkeit liegt über dieser Landschaft. In sich versunken liegt sie da in träger, wilder Eintönigkeit und achtet deiner nicht. Verzaubert, wie in Glas geschmolzen stehen alle Dinge in flimmernder Reglosigkeit. Oder öfter noch: es jagt in ungestümen jähen Stößen ein Westwind daher, kämmt dem Korn das blonde Haar, wühlt das Laub der Weiden auf, schauert in den Pappeln. Etwas dunkel Erregendes ist in seinem Atem, als schmecke er noch nach salzigem Meer. Fruchtbarkeit ist das Kennwort der fetten und mürben Böden, die samtschwarz von der blitzenden Pflugschar rollen. Doch nur, wenn der Himmel seinen Segen dazu gibt: Regen. Sonst ist es gelb-graue, verlechzte, verdorrte Steppe.

Von Obstbaumzeilen gesäumte Straßen durchwandern das Land kreuz und quer, langsam ziehen auf ihnen je nach Jahreszeit klappernde Sä- und Mähmaschinen, garbenbeladene Erntewagen, schwere Zuckerrübenfuhren, Fuhren mit ungeheuren prallgestopften Hopfenziechen, einen Kielweg bitteren Duftes hinter sich lassend, ihres Weges.

Von jeder der niederen Bodenschwellen wohl dutzendweis zählbar liegen die Dörfer in die Landschaft gebettet, jedes eine Handvoll hellgestrichener Häuser, überragt von dem barocken Zwiebelturm der Kirche. Jeder Dorfplatz, überwuchert von Wermut und wilder Kamille, hat seinen algengrünen Teichtümpel, darauf und darum Scharen von Gänsen und Enten. Gänse und Enten, sie gehören zur Landschaft. Oft hört man, eine Viertelstunde vorm Dorf, ihr Geschrei, übertönt von dem langhingedehnten Lockruf einer Hütbuben- oder hellen Frauenstimme: „Wiewala, wiewalla, wiewallaah . . .“

Alle Dörfer sind nur so hingewischt, ausgelöscht in flimmernder Sonne oder grauem Regen. Sie lehnen an den Lehmwänden der Racheln oder liegen nackt inmitten der Getreidefelder. Die Hauswände sind oft mit Wein berankt, in den Fenstern wehren herabgelassene Jalousien der Sonne. In den geräumigen Hof führt ein breites Einfahrtstor und daneben ein kleines Eingangspförtchen, beide bogig übermauert. Wohnhaus, Schupfen und Scheuer, durch verbindendes Mauerwerk in klaren klassizistischen Profilierungen oder leichtem Barock zusammengefaßt, sie zeugen von lässiger, selbstsicherer Wohlhabenheit. In den weiten Höfen, dem fliesenbelegten Vorhaus, dem Gewölbe, der fliegendurchsummten Wohnstube stehen die vielen Gerüche der Landwirtschaft: der säuerliche der Milchkeller, der warm-dumpfe von Stroh und Getreide, der erdig-strenge von Kartoffeln und Rüben, der beizende der Dung-

stätten, der süße, kühle von frisch geschnittenem Klee, die würzige Bitternis des Hopfens.

Und auch der Mensch hier hat trotz der hazardierenden Spekulationswirtschaft des Hopfenbaues die große ruhige Gelassenheit. Industriekonjunkturen, die wirtschaftliche Hetzjagd des Tages, brennende Not sozialen Elends, sie rühren noch nicht so nackt und unmittelbar an ihn wie anderswo.

Gepflegte Vorgärten, Blumen in den Fenstern, Schmuck und Zierat? Man findet sie hier kaum. Und ich sage dies nicht bedauernd. Der Verzicht auf Verzierung hat hier, dünkt mich, etwas Großzügiges. Die Erde schmücken? Sie ist ohne das schön mit ihren blonden, wogenden Getreidefeldern, ihren smaragdenen Rübenäckern, den geheimnisvoll wehenden Girlanden der Hopfengärten. Ja, sie ist schön, weil stark und ursprünglich, selbst noch in den verwilderten Scheunen- und Schupfenwinkeln, wo mannshohe Kletten und Brennessel und Distel wuchern. Blumenfenster und Ziergärten würden sie nur verniedlichen, wären Spiel und Spielerei.

Vielleicht sind auch die Blumen, die hier auf Rain und Feldweg wachsen, nicht sehr verführerisch: Windenglocken und Hühnerdarm, die so geduldig den hitzegeborstenen Boden überziehen, Teufelszwirn, dessen Wuschelhaar über die Lehmmauern hängt, dessen Ranken sich die Kinder beim Gänsehüten zu Kränzen biegen, Rittersporn mit seinem namenlosen Blau.

Keinen Wald kennt diese Landschaft, und warum sage ich das so froh, ich liebe doch den Wald. Der Wald ist Geborgenheit, ist Haus, ist schirmende Enge. Aber hier ist Weite, Einsamkeit. Der Wald führt dich zu dir selbst, in dein Bestes, Innerstes. Diese Weite aber gibt mehr, sie saugt dich auf, sie löst dich von dir selber.

Keinen Wald hat diese Landschaft, aber hat sie auch keinen Baum? Oh, über den Baum in der Ebene müßte man viel sagen. Und wieder muß ich vergleichen: Der Wald ist Gemeinschaft, warmes Beieinander, ist Kampf und Brüderlichkeit. Ach, der Wald ist nur eine Wiederholung des menschlichen Lebens. Aber der Baum hier, einsame Eiche, Pappel, stundenweit sichtbar, mit breit ausladendem Wipfel, der Baum hier, wie er den Morgen, Mittag, das Abendwerden erlebt, nicht voll kleinlicher Tagessorgen, voll Nahrungs-, Licht- und Luftmißgunst, nicht vom Konkurrenzkampf in die Höhe gezwungen wie der Baum im Walde, er ist voll Einsamkeit und Philosophie.

Aber ein Kapitel für sich müßte dem Fluß gewidmet sein, der sich in zahllosen Schlingen durch die Landschaft windet: der Eger mit ihren seltsamen Ufern, den Racheln. Was sind das, Racheln? Bodenabstürze, Einstürze der Lehmwände, abbröckelnder Erdbrand, wie man den bald felsenharten, bald mürben, durch benachbarte Eruptionen gebrannten Ton nennt. Am linken Egerufer, oft auch mitten in der Landschaft, leuchten sie auf, weithin sichtbar, weiß, rötlich, phantastisch-unwirklich. Wie Marmorbrüche, wie die Felswände des Karst denkt man sich, ehe man diese gesehen. Hat man sie aber gesehen, dann weiß man, unsere Racheln sind seltsamer. Und manche fallen nicht steil ab, sind bedeckt mit niedrigem samtigen Rasen, verlocken zu süßer Rast unter dem tiefen Mittagsschatten ihrer niedrigen Bäume.

Aber die Eger selbst —, es ist, als hätte sich an ihr alle verhaltene Leidenschaftlichkeit der Landschaft verdichtet zu vibrierender Spannung. Hier ist alles schwül und geheimnisvoll. Am Hang blühen noch Blutnelken und Katzenpfötchen, süß duftender Quendel und bitter duftender Wermut. Aber unten im Egerschutt stehen mannshohe Königskerzen, Natternkopf und Bilsenkraut. Mir ist, als umwittere schon die Namen ein schwerer Zauber. Das Bilsenkraut ist schmutzig-gelb, voll Verderbtheit, in der Tiefe der Blüte steht ein Violett, das ist wie der Inbegriff des Lasters.

Und es riecht feucht und kühl und seltsam hier, wer den Duft des Wassers beschreiben könnte! Weidengebüsche, Dickicht von Seifen-

kraut, überdacht von den schwarzen Kronen der Erlen und Ulmen. Und mit leisem Grauen trittst du in das Buschwerk einer Insel. Die breiten, fleischig strotzenden Blätter der Pestwurz atmen neben dir wie tierisches Leben. Die Schierlingsdolden sind höher als du. Das Gras ist fett wie überdüngt. Aus den halbverfaulten Weidenstrünken treibt es doppelt geil, in greisenhafter Lüsternheit. Schwabbige Kröten sitzen reglos auf einem Stumpf und stieren dich an. Manchmal klatscht es im Wasser, ein Fisch schnellte glitzernd auf. Die Wellen flimmern und locken, Libellen flirren gläsern.

Und benommen, langsam wie in einem Traum ziehst du dich aus; trittst zögernd in die kühl umschmeichelnden Wellen, deren reißende Eiligkeit du erst jetzt merkst, gehst widerstrebend, mit den Zehen tastend weiter, spürst mit klopfendem Herzen das herausfordernde Andrängen dieses Wassers, läßt dich in dieses Bad ein wie in ein Abenteuer. —

Aber ich spreche immer nur von der Eger im Sommermittagsbrand. Und doch sah ich sie einmal im leise rieselnden Frühherbstregen, wo sie schöner war als je: eine Goldschmiedearbeit aus Perlmutter und Silber . . .

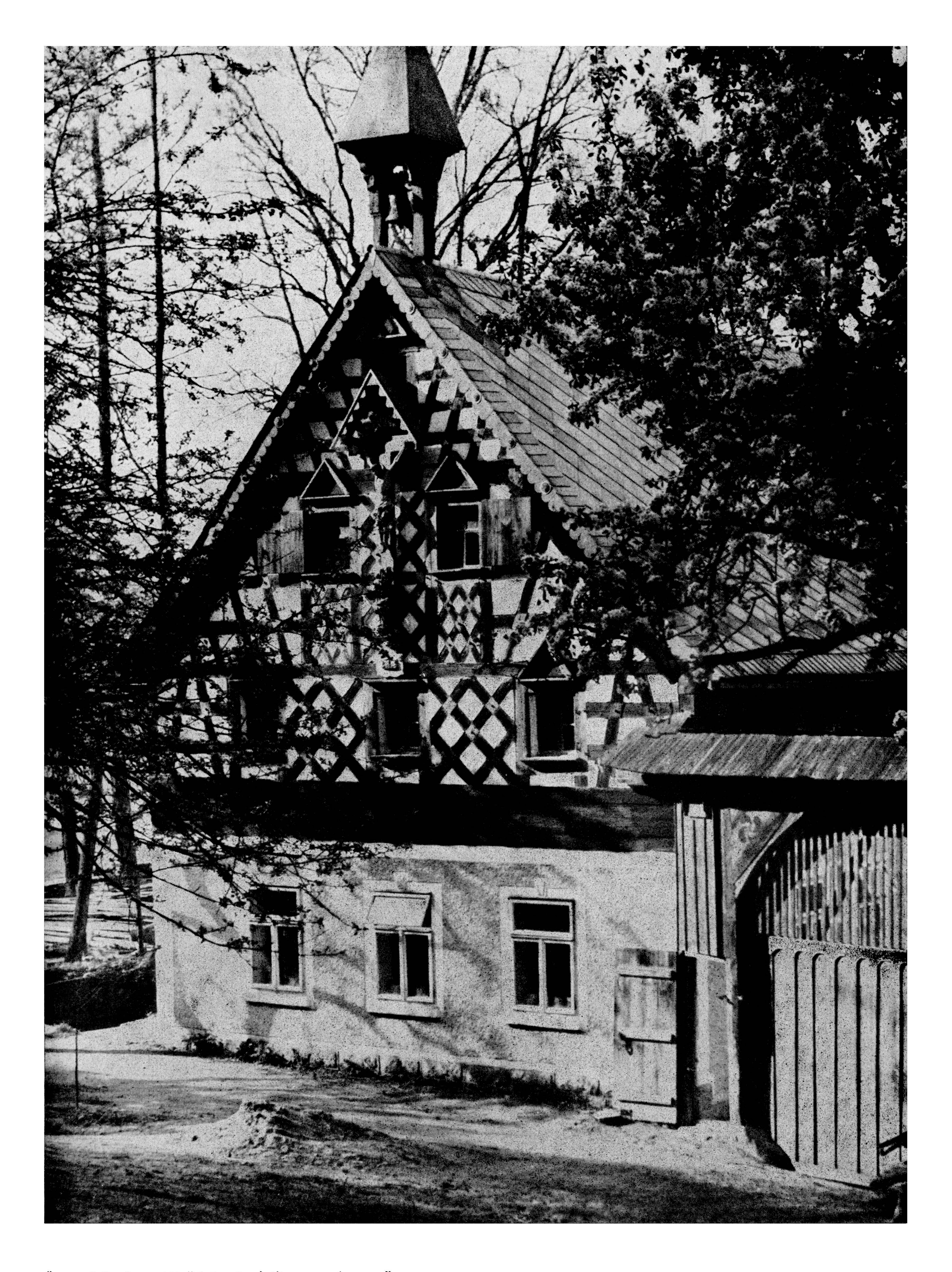
Böhmische Reise

Zu Leitmeritz am Strome
Wohnt manches schöne Kind.
Am Abend klingt vom Dome
Die Vesper in den Wind
und ruft zum frommen Chore
Die Liebste mir vom Feld.
Der Mond am Himmelstore
Grüßt die verschwiegne Welt.

Von Leitmeritz ich fahre
Nach Tschernosek zum Wein.
Es steigen viele Paare
An jedem Stege ein.
Und war ich traurig gestern,
Heut will ich lustig sein!
Mitfahrn drei schöne Schwestern,
Ihr Frohsinn lädt mich ein.

Wir zechen und wir lachen,
Bis daß der Mond uns winkt,
Und steigen in den Nachen.
Das Geigenspiel verklingt.
Die Elbe flutet leise,
Der Lobosch grüßt uns still,
Ein Stern lenkt unsre Reise,
Wie dein und mein Herz will.

Adolf Paul Großmann



Egerländer Mühle bei Konradsgrün

Aufnahme Hans Lippert



Krummau an der Moldau, im grünen deutschen Böhmerwald — Aufnahme Franz Seidel

Hans Christoph Kaergel

Mein Riesengebirge und seine „gedoppelt" Wesen

So wenig ein Maler in einem Bilde die ganze Seele unserer Berge in allen Farben ausdrücken kann, so wenig vermag ein Wort, ein Lied, das Wesen unserer Berge einzufangen. Es wird immer nur ein Bild, eine einzige Stunde im Walde, ein Wort eines Holzers sein und doch nicht das Riesengebirge. Das steht dahinter! So wie es ungreifbar und doch sichtbar in der weiten schlesischen Ebene jeden Bauern an seinem Pfluge, jeden Wanderer durch Heide und Wald als ein ferner Traum begleitet, als eine Sehnsucht, die niemand in Worte einfangen kann.

So weiß auch ich, daß hinter meinen Worten jetzt die Heimat aufsteht wie sie ist. Mein Wort bleibt immer nur meine Sehnsucht. Wir kommen vom „gedoppelten Wesen" nicht mehr los. Es beginnt schon mit dem Namen, den unsere Heimat trägt. Wer ihn ausruft, dem steigt vielleicht in der Ferne eine Bergwelt auf, die wohl von unseren Vorfahren den Namen als Berge der Riesen bekommen hat. Aber dem ist leider nicht so. Wir wissen, daß in diesem Wort „Riesengebirge" die schwerste Arbeit aufklingt. Wir sehen über die Steilabhänge in den Stein- und Erdfurchen die gewaltigen Tannen- und Fichtenstämme, oft von den Wasserwogen getrieben, oft auch von der eigenen Schwere geschoben, zu Tale donnern. Da waren die „Riesen", die vielen Mulden und Wasserläufe und Grashänge, die die Stämme zu Tale brachten und dabei auch manch einen Holzer in die Ewigkeit mitnahmen. Arbeit ist der Name unserer Heimat. Aber über dem Namen der Arbeit schwebt der Name des Erhabenen, die Ehrfurcht vor der Größe der Berge. Wir sind „getuppelt". Zwiefach legen wir den Namen des Gebirges aus und zwiefach schauen wir es. Denn unser Gebirge gehört zu den seltenen Bergen, die das menschliche Auge ganz erfassen kann. Einmal steigt es vor unseren Augen wie ein in den Himmel gebauter Wall auf, wenn wir vor dem Nordhang des Gebirges auf seiner letzten Stufe, dem Kamm des Boberkatzbachgebirges, stehen. Ein andermal sieht unser Auge Stufe um Stufe sich wie zu einem einzigen großen Altar erheben. Das ist der Blick, der uns von Süden her, auf der „böhmischen" Seite, offenbar wird. Abwehr und Gebet, Sehnsucht und Erfüllung! Die Doppelseele ist die Seele unserer Berge. Der ewige Baumeister, der aus der erkaltenden Erdschale die beiden nebeneinander ruhenden hohen Kämme errichtete, ließ aus doppeltem Gestein die Welt unserer Heimat werden. Die Wehrmauer mit dem Steilabfall im Norden, geballt aus ehernem Granit, die oft verwaschenen und durchschründeten Stufen nach Süden aber aus Glimmerschiefer. Nur wo über den Kämmen, über allen Erhebungen die Schneekoppe als einziger, wahrhafter Berg über dem Kamm sich herausschält, sind beide Steine ineinandergeschmolzen worden und haben dem heiligen Berg der Schlesier jene eigene Form gegeben.

Wir träumen nicht, wir wissen, wir können noch heute unsere Schritte über die Grate einer zerklüfteten Alpenwelt setzen, um im nächsten Augenblick im Zauber der Gartenwelt des Mittelgebirges versunken zu sein. Wie letzte Erinnerung an Türme und Burgen der zerrissenen Alpenkette dünken uns heut noch auf dem Kamm die Steinpyramiden der Mittagssteine, der Sturmhauben und der Quark- und Pferdesteine. Und wenn uns die Sonne das Eis aus unseren einstigen Gletschern auch nahm, sie ließ uns das Bett der Gletscher zurück. Die beiden riesigen Gruben der Teiche, wie die drei Schneegruben an der Nordseite, die Kesselgruben und die Schluchten im Langen Grund wie im Riesengrund auf der Südseite sind die großen Betten der Gletscher!

Hier tritt der Rothirsch in die Stille der Welt und auf den überhängenden Felsstürzen wagt sich der Mufflonbock vor.

Immer braust hier die Orgel des Sturmes darüber hin. Er hält nur selten den Atem an, um mit milderen Kräften sein Urlied über Steine, Wetterfichten und Kiefernbüsche zu singen!

Derweilen segnet unter ihm der Himmel den ewigen Dom der hundertjährigen Tannen und Fichten und Buchen, die vom Bannwald geschützt, die Berge zu Domen wandeln.

Und die Menschen, die unter dem Dach der Wälder ihre Hütten duckten, sehen Gott in Wind und Wolken, in Sonne und Glanz des klaren Himmels mit ewig wechselndem Gesicht an sich vorübergehen, immer der andere. Und besehen sie Wald und Wiesen nach Sturm und Wetter, nach Schnee und Eis, nach Qual und Tod, dann war doch alles wieder gut. Gott wurde ihnen Nachbar. Der Nachbar mußte aber einen Namen haben, mit dem man ihn anrufen konnte. Hernach war es „Rübezahl", der mit ihnen wohnte, kämpfte und litt, der Mensch, Tier, Wald und Wiese, Stein und Gräser kommen und gehen ließ!

Arbeit und Lied, Kampf und Spiel, Wald und Wiese, Hochgebirgswelt und lieblicher Tälerfrieden alles ist gedoppelt in unseren Bergen. Selbst die Gezeiten gehen zwiefach über unsere Berge. Zweimal erleben wir den Frühling. Wenn in Warmbrunn die Anemonen blühen, brausen über den Kamm noch lange die Winterstürme. Und schlägt an den Schneegruben das Habmichlieb seine Augen auf und singt vom ersten Frühling, so blühen in Warmbrunn und Hirschberg längst die Rosen.

Nur so erleben wir auch jetzt den Winter, „getuppelt". Von den ersten Oktobertagen, in deren Nächten im Wald die Hirsche orgeln, verwandelt sich unsere Kammwelt in nordische Bergwelt. Brausen die Nordwinde über den Reifträger, so wird eine arktische Eiswelt vor uns aufgebaut. Alle Raunzen werden zu verwunschenen Gestalten. Das Knieholz ruht unter der metertiefen Schneedecke. Alle Bauden werden zu Zuckerhäuschen aus dem Märchenlande. Bricht der Nebel über den Kamm ein, mahnt im Sturm Rübezahl: „Der Tod geht um!" — Im nächsten Augenblick aber zerfetzt er den todbringenden Nebel und vergoldet mit Sonnenglanz den Berg und das silberne Tal. Der Schnee, von dem die Menschen sagen, daß er nur die endlose weiße Decke über die Erde breitet, bekommt die seltsamsten Farben, die kein Frühling und kein Sommer zu verschwenden haben. Wir sagen: „Der Schnee blüht!" Und in dieses Wunder hinein gleitet der Wanderer auf den Schneeschuhen in das Waldparadies. Stundenlange Abfahrten von 1600 Meter Höhe ins Tal hinunter bis zu 300 Meter Höhe, das ist die glücklichste Fahrt aller „Zünftigen". Währenddessen werden die einsamsten Wiesenhänge um die Richterbauden und Wiesenbaude, um die Neue Schlesische, die Hampelbaude, zu Tummelplätzen aller Schihaserln, die nichts anderes als das Lachen lernen, das Fröhlichsein, den unüberwindlichen Glauben zu besitzen, daß es keine tote Jahreszeit gibt, nein, immer nur Leben.

Und während wir lachen, ringt vielleicht ein Holzer mit seinem Hörnerschlitten um Tod und Leben. Die Beine vorgestemmt, hinter sich die Last der Hölzer, die Arme an den Hörnern des Schlittens, so jagt er in die Tiefe, immer ausgeliefert der Gnade Rübezahls, ob er ihn zu Tale kommen läßt oder seine Last über ihn wirft, um ihn zu begraben.

Aber umsonst hat der Holzer meiner Heimat nicht zweierlei Augen. Das eine schaut ins Himmelreich, das andere über die Erde. Wenn das Schicksal es will, ihn aus der Bahn zu reißen, schlägt er das Auge auf, das in die Ewigkeit blickt. Und dann erträgt er alles mit einer unheimlichen Gelassenheit. Einmal fällt auch das Himmelreich wieder für ihn auf die Erde. Sein Spielzeug aus den Kindertagen, das der Großvater schon schnitzte, ist das „Stieh-

uffmandel". Bald unter, bald oben — immer in zwei Welten lebend. Und so gekuppelt erscheint mir auch heute dieser Abend. Selbst unsere Brüder aus der Welt der Städte werden von Rübezahls Geist gepackt. Sie kämpfen um den Siegeszug des zielbewußten Sportlers, um hernach im Tanz um den Sieg bei schönen Frauen zu kämpfen. Tanz und Andacht ist der Sinn aller Bergfahrt. Nur in dem einen ist der Mensch meiner Heimat nicht „gekuppelt". Auch wenn über dem Kamm der Berge eine Grenze gezogen wurde, wenn fremdländische Grenzer die Straßen sperren und in die alten sudetendeutschen Dörfer und Städte Fremde kommen. Der Riesengebirgler steht nicht zwischen zwei Völkern, zwischen zwei Ländern. Er ist in einem nur einmal und ewig: er ist deutsch, wie es der erste Mensch der Bergwelt war und sein wird. Setzt Grenzsteine, knechtet die Deutschen am Südhange unserer Berge, so lange ihr es wollt — die Erde bleibt deutsch, die Seele bleibt deutsch in alle Ewigkeit!

Rübezahl hat uns hart gemacht. Und wenn wir alt und müde werden, er hat uns den Jungbrunn finden lassen. Nicht nur das heiße Wunderwasser zu Warmbrunn, das Lahme wieder gesund macht, sondern der Jungbrunnen, der jeden beschenkt, im Winter und Sommer ihn die Quellen finden läßt — wenn er nur zu uns auf die Berge kommt und Liebe mitbringt, Freude und Andacht für unsere große, erhabene Bergwelt. Dann gilt auch für den Winterwanderer die Mahnung unseres ältesten Riesengebirgsliedes heut und für alle Zeiten:

Und in dem Schneegebirge
Da fließt ein Brünnlein kalt,
Und wer das Brünnlein trinket,
Wird jung und nimmer alt.

Schlesischer Jahrmarkt

Der Jahrmarktstag um Trinitas
— Hereinspaziert, ihr Leute! —
War aller Tage Trumpf und As,
Er geht mir nach noch heute:
Das Glücksrad kreischt, der Jakob ruft,
Die ganze Stadt voll Kuchenduft.
Der Ring verzaubert, gasseneng,
Von Buden bunt ein Schaugepräng,
Gewühl, Gelärm, Gedräng!
Darüber in der klaren Luft,
Ein Säuseln bang und bänger
Von Liebesschmerz und Gram und Gruft,
Je blutiger, desto länger:
Das Lied der Bänkelsänger.

Die Bilderrollen schwappten leis,
Der Singsang tat sie schildern.
Die Menge starrte stumm im Kreis
Und schaudernd zu den Bildern:
„Mariechen saß auf einem Stein",
Ich sah sie weinen, ganz allein.
„Da kam der Vetter Franz daher . . ."
O altes Lied! — Mir grauste sehr!
Wie lange ist es her.

Da war der Mann, der Feuer fraß,
Viel schöner anzusehn,
Dieweil man Streuselkuchen aß,
Zehn Stück im Handumdrehn,
Als sei noch nichts geschehn!

O Zauberzelt und Kasperlspiel,
Der Teufel ward gedroschen!
Für einen Tag war es zu viel,
Nie reichten die paar Groschen.
Nie war es ausgekostet tief,
Was kreischte, kreiselte und rief!
Noch Nachts im Traum vorüber
Ging drunter es und drüber
Mit Spaß und Nasenstüber! —
Auch heut noch ohne Unterlaß
Hör ich die Würfel fallen,
Das Glücksrad kreischt, schenkt dies und das,
Doch eines blieb vor allen:
Der Kindheitstage Trumpf und As,
Der Jahrmarktstag Sankt Trinitas!
Laßt ihn euch wohlgefallen.

Friedrich Bischoff

Martin Raschke

Die Elbe

Wer erinnert sich nicht gern gewesener Zeiten, wo die Berge noch ungeplündert emporragten, die Erzbäuchigen, und das Dunkel der Wälder nicht durch ein Netz von Wegen gezähmt war, das ihren einst so mächtigen Atem von Jahr zu Jahr mehr drosselt? Kein Quell, sagt man, den damals nicht heitere Wesen bevölkerten; kein Holunderbusch, in dem nicht zwergige Gestalten mit dem Blütenrausch auf- und niederwallten; ja selbst die Felsen, sagt man, öffneten sich an manchen Tagen und stellten ganz arglos ihre geheimsten Schätze allen zur Schau. Vergangen, vergangen! Doch wieder und wieder müht sich das Herz in einsamen Stunden, die schlummernden Geister aus Quelle, Fluß und Busch zu wecken. Vielleicht, daß es sie einmal zur Nachtzeit wie früher aus ihrem Grab emporpoltern und im Sturm vorbeirauschen hört. Wer will dann entscheiden, daß es nur die eigene Sehnsucht war, die das Ohr narrte, und keine Wiederkehr der längst Verwehten?

Hatte der Wassermann, von dem oftmals gesprochen wurde, stromauf, stromab, nicht einen grünen Hut? Ja, einen grünen Hut, unter dem das schilfige Haar nach allen Seiten recht spröde hervorspießte, und grüne Zähne dazu, die er gern bleckte. Seine Augen waren wässrig klar. Weil sie von keinen Lidern geschützt wurden, wirkten sie immer etwas hilflos. Auf dem Kamm des Riesengebirges hauste er. Dort kauerte der Grünhutige, die Hände in den filzigen Bart gewickelt, hatte den Reifträger zur Rechten, das Hohe Rad zur Linken, und äugte hinaus in das weite Land, das heute Böhmen heißt, zu jenen Zeiten aber noch keinen brauchbaren Namen hatte. Wie glücksreich wogten da die Berge! Ihn lockte es wahrscheinlich, einmal wie sie zu schaukeln, die er nun schon seit Jahrhunderten am Horizont spielen sah, Delphine im grünen Wäldermeer. Mit einem jähen Satz sprang er hinaus, von Steinen umpoltert. Die Quellen ringsum bemerkten bald, daß der Platz verlassen war, an dem er sonst allabendlich zusammengekrümmt gesessen hatte, wie ein flechtenbehangener Stein anzusehen, nicht besser. Argwöhnisch schossen sie hinter ihm her und klammerten sich an seine Wasserschleppe, bis er sie großmütig in seinen Troß einreihte. Die eine hatte die Wacken des Reifträgers zu wälzen — er schätzte ja Andenken wie alle Wasserleute —, die andere die Schiefer des Hohen Rades. Das Wasser der Aupa hinwieder, denn das war auch herzugeeilt, mußte Stämme auf seinem Rücken schleppen, mit denen Hindernisse gerammt werden sollten, falls sich überhaupt Hindernisse dem grünen Wasserkaiser entgegenzustellen wagten. Dem Rest wurde befohlen, dem Heerbann voranzueilen, um Wege zu erkunden und die Straße zu glätten; von ihnen kehrte manches nicht mehr zurück.

Die böhmische Erde gefiel seinem Gaumen. Lang verweilte er in dieser reichen Landschaft, schlängelte sich bald ein wenig nach Süden, bald ein wenig nach Westen, wie seine Laune es gerade wollte. Er ließ seine Heere sogar ein Stück voranreisen und hockte sich am Ufer nieder; beim heutigen Melnik war es. Fische standen ihm zu Füßen im lauen Wasser, unmerklich die Flossen rührend; eine Mückenwolke schwebte um seinen schilfigen Schädel, auf, ab, wie eine rauchige Krone, doch achtete er es in seiner Traurigkeit nicht sonderlich. Lange brauchte es, bis er durch den Nebel seines Sinnens den umschilften Kopf im Wasser vernahm, die Wälder dahinter und die tanzenden Berge. Wie lachte da endlich sein altes Herz! Er begann sogar zu schreien und schließlich mit täppischen Schritten zu tanzen, wobei er seinen grünen Hut zu wiederholten Malen in die Luft schleuderte.

Die Moldau, die von Mittag herzupulste,

rosa Quarze im Geröll und manchen Kristall vernahm seinen dunklen Gesang schon von weitem und antwortete mit ihrer mondhellen Stimme, daß rings in den böhmischen Ländern zu hören war, was sich die beiden Mildes zu sagen hatten; doch hörten es nur Elch und Bär, kein Mensch. Wie einem Kaiser zollte die Moldau Tribut. Was sorgte den Wassermann nun das Gebirge, das sich im Westen seinem Siegeszug entgegenstemmte! Zum Krieg! Zum Krieg! Nach Steinen hungerte es ihn. Zu lange schon hatte er nur Erde zwischen den Zähnen. Behend kletterte er auf eine der vielen Basaltkuppen, wo er im weiten Umkreis deutlich vorm Himmel zu sehen war, und befehligte von diesem Sitz mit herrischen Armschwüngen seine Wasserheere. Nach Norden warf er sie, nach Süden, hieß sie einer Baare ausweichen, eine zweite jedoch mit mächtigen Sägen anschneiden, bis der Durchbruch erzwungen war. Schon jagte er herab, um sich von seinen getreuesten Wassern durch die eroberte Berglandschaft Böhmens hinein nach Sachsen schleusen zu lassen. Auf dem Rücken schwimmend winkte er den Enten zu, die über ihm kreuzten. Seid gegrüßt! Seid gegrüßt! Berge scharten sich am Ufer zur Huldigung, bäumten wie grauschwarze Rosse, von seinem Vorüberzug erschreckt; schließlich schienen sie nur noch wie ein sich auf und ab wiegender Vogelzug den fröhlichen Schwimmer zu begleiten.

Welches Gelächter entlockte es ihm, als eine Sandsteinmauer seinen Übermut dämmen wollte! Gewiß, der Stein stumpfte leicht die Zähne; die böhmische Erde war fetter. Aber lockte nicht, wenn erst diese Barre zersägt war, neue Erde mit nie geschmeckten Geschmäckern? Gelächter und Zorn schüttelten ihn abwechselnd. Für immer sollten die widerspenstigen Berge gezeichnet werden. Mit dem Wasserschwert hieb er auf die Steine ein, bildete die Felsen zu Lämmern und zu Riesenweibern mit schwellenden Brüsten, zu Gänsen und breit ausladenden Tischen, um sie zu demütigen. Wurde er müde davon? Schläfrig kauerte er auf dem Lilienstein und bedachte den Weiterzug. Wie herrlich schwang hinter ihm das böhmische Land im frohen Spiel der Basalte! Auch verliebte sich, ganz wider Willen, sein Auge mehr und mehr in die Burg aus Sandstein, die sein Grimm geschaffen hatte, mit den steinernen Riesen als Wächtern und den tiefen Schluchten als Burggräben, schier unersteigbar. Das moosige Grün manchen Steines erschien ihm fast so schön wie seine Zähne.

Was für ein Meer ringsherum, von Nebenflößen befahren! In einer riesigen Welle schäumte das Erzgebirge von Süden heran, um nach Norden allmählich zu verebben, von wo ihm eine andere Felsenwoge entgegenrollte, wälderbepelzt auch sie; darin Klippe und düstere Welle zugleich der Bieleboh und der Czorneboh, die Lausitzer Götterberge. Würde denn die Welt irgendwo schöner sein als hier zwischen den Felsmeeren? Vergeblich schleppte die Müglitz Zinngraupen und manchen Amethyst aus Süden herbei und reihte sie am sumpfigen Ufer auf, ihm zu Gefallen, der nicht kam; vergeblich flößte sie Stämme der Kammwälder herab und raunte Geschichten von Wind und kargen Wiesen, auf denen nichts als Nebel weidete, an tausend Meter hoch gelegen. Der Winter überraschte den Nachdenklichen. Seine wässrigen Augen, so seltsam das auch klingen mag, froren zu.

Als die Sonne endlich wieder seine Blicke auftaute, hatten die Wasser schon die Eisfesseln gesprengt und waren mit schnellen Füßen weitergewandert, ohne auf seinen Befehl zu warten. In der Ferne gewahrte er die Vorhut, die schon die dunstige Ebene gewann, die norddeutsche, obwohl sie die Eisfracht ein wenig im Vorwärtsstürmen behinderte. Schnell rutschte er den schneeigen Fels hinab, besprang eine der Eisschollen, fischte sich mit dem Fuß eine zweite und stand auf ihnen wie auf zwei Pferden, schwenkte den Arm als Peitsche und hetzte an die Spitze seines entschwundenen Wasserheeres. Die Uferhöhen wichen zurück und gaben Raum, der Himmel, mit vielen violetten La-

suren bemalt, war von kühler Milde wie über Nordböhmen. „In diesem weiten Talkessel würde er sich ein Schloß bauen“, entschied er und war schon vorbei. „Nach rechts!“ tobt er, obgleich schon alle diesen einzig möglichen Weg gewählt hatten, denn von links nahten sich wieder die Berge und wollten den Talkessel hinter dem Wasserheer zuschließen. „Nach links!“ schrie er, endlich bei der Vorhut angelangt, die schon die Ebene und ihre Bequemlichkeit witterte, und spielte den Kaiser.

Am Meißner Fels kroch er noch einmal an Land und ließ das Wasser unter sich vorbeidefilieren, bis ihn wieder die Angst um seine Herrschaft packte. Mulde und Saale schwemmten Perlen herbei und erzählten von dem erzreichen Gebirge im Süden und den felsigen Tälern, die ihre Jugend umhegt hatten, bevor sie die Ebene erreichten. Aber wer wollte ihnen glauben, wo doch alles Land ringsum wie ein Tanzplatz war und die Erde üppige Wälder trieb?! Gleichgültig steckte sich der Schilfhaarige die Elsterperlen ins Haar, aus dem sie wieder herauskollerten, ohne daß es ihn sorgte. Nur die Havel erregte noch einmal seinen schlafenden Zorn, weil sie ein so träger Freier war und nichts als schäbigen Sand zur Hochzeitsgabe bot, ein Bündel Binsen dazu.

Manchmal streiften ihn fremde Fische. Immer spürbarer wurde es, daß sie sich irgendeinem Geheimnis näherten. Lauerte ein Freund oder ein Feind darin? Er kletterte oft in die Uferbäume, wo er sich gern wiegte, und spähte umher. Einige wollen ihn sogar traurig aus den Zweigen singen gehört haben, was aber ungewiß ist. Säumig wurden die erst so regen Wasser und schliefen oft in den Wiesen ein. Wie eine Sage erschien ihnen das Gebirge, aus dem sie stammten. Der Grüne aber schlief nicht mehr, wenngleich ihm oft die Lider herunterfallen wollten, sondern lag auf seinem Fluß und blickte angestrengt nach Nordwesten, von wo der Wind so salzig wehte. Welcher Strom wogte ihm entgegen und bremste seine Fahrt? Aus welchen Quellen, aus welchen Bergen, sprudelte so bitteres Wasser, und wer, wer schluckte es plötzlich wieder ein, daß es das Gefährt des Grünhütigen jäh mit sich hinaus nach Nordwesten riß? Nein, kein Gebirge; das dämmerte ihm bald. Ein Riese mußte es sein, gewaltreicher als er, der atmete die Wasser der Erde ein und aus. Nach Salz schmeckte schon alles, was sie leckten, bis auch sie, die aus dem Lande kamen, von Salz durchtränkt waren und sich verwunderten, wenn etwas noch süß war. Große Fische überall; die Elbwellen befragten sie, aber wie sehr sie auch forschten, die Ebene kannte hier keiner und den Grünhütigen ebenfalls nicht. Niemand erinnerte sich, daß jemals etwas anderes als das Meer gewesen war.

Wohin gingst du, Schilfiger?

Mancher, der später in seinen Ländern lebte, wollte behaupten, der Grüne sei vom Meer sogleich zur Quelle im Riesengebirge zurückgeflohen, wobei er den Weg durch die Luft gewählt habe, als Regenwolke vermummt, denn das Wasser, so sagten sie, habe nun einmal keine Heimat, auch nicht im Himmel. Andere hingegen meinten, er schwimme draußen in der Nordsee und sei glücklich, nichts als glücklich. Viele Hände fanden sich nach solchem Gerede wohl nur schwer wieder an den Pflugsterz, so geisterte die wunderliche Fabel durch die Sinne und entwurzelte alle Sicherheit.

Sie sind aus verschiedenen Ländern herbeigeeilt, deren Nachfahren heute in Sachsen und Böhmen, in den Herzländern der Elbe, ihre Wohnstatt haben, sind herbeigezogen aus Franken und Schwaben und auch Niedersachsen fehlen darunter nicht. Der Wandertrieb und die Gier nach jungfräulicher Erde, die sie einstmals geführt haben, gärten noch lange im Blute der seßhaft Gewordenen, wie sehr sie auch der Kampf mit den Wäldern erschöpfen mochte. Stand er in der Tür seines Anwesens, das wie für die Ewigkeit gefügt war, an den Lehnen des Erzgebirges vielleicht oder auch in der

reichen Ebene um Lommatzsch, fühlte wohl manchmal der eine oder andere das unsichtbare Band, welches ihn mit jenen schilfhaarigen Sagewesen verknüpfte, das so viele Namen hatte; ohne jemals zum Ziel zu gelangen, mußte es mit den unsteten Wassern hinabschweifen, gestachelt von dem Fernweh all derer, die in den sächsischen und böhmischen Ländern siedeln und ihre herrliche Unrast mit den Fesseln nimmermüden Fleißes zu binden suchen. „Gib ihm Ruhe!" sagte er vielleicht wie zu sich und schloß sein Haus für die Nacht.

Erich Brautlacht

Münchhausen und der lange Adam

Der lange Adam, der in seiner Jugend, besonders in seiner Studentenzeit, ein gut Stück der Welt gesehen hatte, galt den Pöppelswyckern als ein großes Wundertier.

Wenn in solch einer Stadt einmal unerwartet ein Fremder einschneit, oder wenn ein ehemaliger, längst verschollen geglaubter Bürger in ihr wieder auftaucht, so erweckt er ein Gefühl, das etwa eine Sternschnuppe hervorrufen mag, die plötzlich eines schönen Morgens vor dem Rathaus einer mittelgroßen Stadt entdeckt wird.

So stand der lange Adam zeitlebens in Pöppelswyck in dem Ruf eines großen Abenteurers. Der friedsame Bürger hält nun aber ein Abenteuer, sei es auch noch so harmloser Natur, sobald er seine Ausführung seinen eigenen Kräften nicht mehr zutrauen kann, für eine durchaus verabscheuungswürdige Handlung, für nicht mehr und nicht weniger als ein Verbrechen. So hatte auch der lange Adam einige Zeit, nachdem er sich in Pöppelswyck niedergelassen hatte, durch seine nicht ganz klare Vergangenheit viel Mißtrauen erweckt. Seine lange, über jedes vernünftige Menschenmaß hinausgehende Gestalt war nur geeignet, dieses Mißtrauen gegen den in Pöppelswyck geborenen Arzt zu bestärken.

Der lange Adam pflegte nicht mit seinen Taten und Erlebnissen zu prahlen, und als die Pöppelswycker merkten, er benehme sich nicht, als dünke er sich mehr als sie, schenkten sie ihm ihr Zutrauen, und Adam Wimelken wurde ein beliebter Arzt in Pöppelswyck.

Trotzdem hätten die Pöppelswycker gern von seinen Taten und Erlebnissen in der Fremde gehört, ohne natürlich darum als törichte und unerfahrene Bürger gelten zu wollen und ohne sich den Anschein zu geben, als schätzten sie ein welterfahrenes Strolchentum höher ein als ein peinlich genaues Studium und Beobachten des eigenen Herdes von Jugend auf. Die Pöppelswycker sind nicht weniger neugierig als ein anderes Volk auf der Erde. Als nun der lange Adam merkte, daß er den Pöppelswyckern mit einer hin und wieder ausgekramten Erzählung leicht einen Gefallen tun konnte, wenn er sich bemühte, seine eigene Person bei der Erzählung nicht allzu stark in den Vordergrund zu schieben, machte er von dieser Erkenntnis Gebrauch und ließ in diesem und jenem Gespäch oder gelegentlich der Unterhaltung am Biertisch bei Mutter Stinen, der Sonnenwirtin, ein Erlebnis oder auch ein Gebilde der Phantasie die einfachen Gemüter seiner Mitbürger erschüttern.

Diese mochten wollen oder nicht, in Wirklichkeit hatten sie doch einen mörderischen Respekt vor den Tatsachen, die Doktor Wimelken mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Gläubigkeit seiner Zuhörer vor ihnen aufbaute. Allmählich bildete sich ein sagenhafter Kranz von Erzählungen um den langen Adam, und auf einmal war es eine allen Pöppelswyckern bekannte Tatsache, der lange Adam habe früher mit dem Baron Münchhausen eine größere Reise unternommen. Der lange Adam hörte bald von dem Gespräch und der Schalk lachte aus seinen Augen.

Als er nun, einige Tage, nachdem er von der

ihn selbst betreffenden Neuigkeit gehört hatte, wieder im gewohnten Kreis der Pöppelswycker an dem runden Tisch im rauchgeschwärzten Zimmer der Sonnenwirtin saß und für einige Zeit ein ungewohntes Schweigen in dem Raum herrschte, nachdem Jan Pithuys eine merkwürdige, in dem Pöppelswycker Kreisblatt wiedergegebene Begebenheit berichtet hatte, richtete er sich auf und begann mit leiser Stimme, die immer mehr anwuchs, in einer Betonung, als sei die Voraussetzung seines Berichtes, nämlich seine Reise mit dem Baron von Münchhausen ein längst für alle Anwesenden feststehendes Ereignis, seine Erzählung: Was Jan Pithuys nach dem Kreisblatt berichtete, ist nicht so unglaubwürdig, sagte er, wie es anfänglich scheinen mag. Mit der flüssigen Luft haben die Gelehrten sich schon lange beschäftigt, aber ich selbst erinnere mich eines Erlebnisses mit dem Baron Münchhausen, das das Vorhandensein von flüssiger Luft durchaus bestätigt. Wir ritten damals durch eine unbekannte Gegend und zwar Münchhausen auf einem Esel und ich auf einem Pferd. Andere Reittiere hatten wir nicht zur Verfügung, und da der Esel wegen meiner langen Beine für mich einfach unbrauchbar war, hatte Münchhausen ihn genommen und mir den Gaul überlassen. Der Weg stieg an. Der Esel brachte die Steigung schnell unter sich, während mein Gaul sich stellte, wie wenn ihm das Atmen schwer werde.

Aber allmählich verlangsamte auch das Grautier seinen Schritt. Wir gelangten in einen Wald, in dem uns das dichte Gestrüpp bald lästig wurde. Dazu war die Luft dunkel und schwer. Ein dichter Nebel umfing uns, so daß wir trotz des hellen Tages nicht drei Schritte weit sehen konnten. Münchhausen nahm sein Fernglas in die Hand und sah kopfschüttelnd hindurch. Der Esel stemmte sich mit seinem Kopf gewaltsam gegen den immer dichter werdenden Nebel. Dazu wurde die Steigung immer schwieriger. Schließlich stand der Esel fest und mein Gaul vermochte nur noch mit Mühe sich bis zu ihm weiterzukämpfen.

Das ist eine Merkwürdigkeit, die mir lange nicht vorgekommen ist, sagte der Baron, und der Klang seiner Stimme kam wie aus weiter Ferne zu mir. Auf allen meinen Gliedern lag ein schwerer Druck, und als ich in meine Tasche greifen wollte, war sie wie mit einem Gummiband zugeschnürt. Es war mir unmöglich, das Pferd zu wenden. Wir konnten also weder vorwärts noch rückwärts. Plötzlich sah ich, wie mein Gaul gewaltsam das Maul aufriß und zu fressen begann, trotzdem nichts Freßbares vorhanden zu sein schien. Aber um seinen Kopf herum entstand allmählich eine klare, nebelfreie Stelle, die Münchhausen bald bemerkte. Auch der Esel begann zu fressen und kam langsam einen Schritt vorwärts. Münchhausen und ich sahen das Treiben mit Staunen, bis der findige Baron laut rief: Jetzt hab ich's! Damit zog er sein großes Messer aus dem Rock und schnitt in großen Streifen durch den Nebel, der wie Kuchenstücke nach allen Seiten zur Erde fiel. Bald stand er frei in einem hellen Raum und begann, auch mich loszuschneiden. Es ist Luft, sagte er, nichts als Luft! Ich zog ebenfalls ein Messer, stieg von meinem Gaul und schnitt einen schmalen Weg in die Luft, daß das Pferd mir nachkommen konnte. So gelangten wir mühsam auf die andere Seite des Berges, wo heller Sonnenschein den Tag erleuchtete. Hinter uns führten zwei schmale Streifen, die sich langsam wieder füllten, auf die Höhe des Berges. —

Nach diesen Worten sah sich der lange Adam siegesgewiß in der Runde um. Jan Pithuys nickte verschwiegen, und sein Bruder Hen sah schmunzelnd vor sich. Pit Klömerken, der Bürgermeister, wiegte überlegend sein Haupt. Aber niemand ließ erkennen, ob er die Geschichte glaubte oder nicht, und niemand wagte, dem überzeugenden langen Adam Unglaubwürdigkeiten vorzuhalten.

Wie lange, fragte endlich der mutige Drikes van Dahlen nach einer Pause angestrengtesten Nachdenkens, brauchten die Pferde denn nachher nichts mehr zu fressen?

Georg von der Vring

Der Pferdekönig

Im Jahre 1900 gab die Post jene Jahrhundertkarten heraus, auf denen man die Jahreszahl in einer strahlenden Sonne erblickte. Alle Leute freuten sich damals auf das neue Jahrhundert. Ich erinnere mich genau an jene Silvesternacht, zehn Jahre war ich alt — alle waren voll Spannung, was geschehen würde. Die Glocken läuteten ihre halbe Stunde zu Ende. Schüsse knallten in allen Straßen. Aber etwas Besonderes ereignete sich nicht.

Gleichzeitig mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das neue Postgebäude fertig. Es steht am Ende unserer Straße, ein prunkvoller Bau mit Türmchen, die mit glasierten Ziegeln in der Farbe von Brustkaramellen gedeckt sind. In das riesige Dach sausen aus allen Richtungen die Drähte, um sich an der anderen Seite wieder ins Weite zu zerstreuen. Oben auf der Vorderfront, hoch über dem blauen Briefkasten, schwebte ein schwarzer Adler und er steckte eine rote Zunge aus dem Schnabel.

Wohl das älteste Haus unserer Straße war das des Herrn Böning, Fuhrgeschäft und Milchverkauf, ein Doppelgebäude mit Ziegelbedachung und mit einem weiten Hof voll Wagen aller Art. Drinnen im Wohnhaus erblickte ich über der Küchentür den holzgeschnitzten und bemalten Kopf eines Schimmels mit rosa Nüstern. Er wendete sich traurig zur Seite, riesenhaft aus der hohen Wand heraus: O Königstochter, daß du gangest ...

Die Königstochter hieß Insine Böning. Wir Kinder liebten sie und fanden sie überaus schön; sie hatte einen kleinen Buckel und ist jung gestorben. Sie war die Königstochter in allen Spielen, trug ein Samtkleid mit Spitzen darüber, hatte helles, dünnes Haar und sang mit ihrer kleinen Vogelstimme in unseren Reigenliedern. Alle Pferde im Stall liebten sie.

Ihr großer Bruder hieß Friedrich, ein junger Mann ohne Tadel, mit krausem Blondhaar und herrlichen Zähnen, der allzeit fröhliche König der wilden Pferde, die er auf die Weide ritt. Einmal setzte er mich auf ein dickes Arbeitspferd, so daß ich dessen heißen Rücken durch meine Hose brennen fühlte. Einmal rettete er meinen Freund Hans aus dem Wasser; er ließ sein Gespann auf der Straße stehen und kam zum Graben gerannt, in welchem Hans wie ein pfeifender Dampfer auf dem Rücken dahintrieb. Hansens Mutter, Frau Müller-Hayessen, überreichte ihm als Dank eine goldene Nadel mit einem Kleeblatt. Einmal, vielleicht 1904, war er Soldat, ein grüner Jäger aus Bitsch im fernen Elsaß; da stieg er bei uns aufs höchste.

Und auch mich hat der Pferdekönig gerettet, genau im Jahre 1900, als dies Jahrhundert begann, das so viele junge Männer nötig hatte. Es hing mit diesem Juwel von Post zusammen und geschah so: An einem Herbstabend des genannten Jahres vertraute mir der Großvater einen Brief an, ich sollte ihn rasch in den Postkasten werfen. Ich ging ungern, denn ich würde die Minuten, die mir noch vor dem Schlafengehen blieben und die ich den letzten Seiten meines Briefmarkenalbums (Australien und Polynesien) zugedacht hatte, verlieren; doch sprang ich eilig durch den kühlen regendurchflirrten Abend der Post zu. Die Straße lag finster und still, ich begegnete niemanden. Ich erreichte den neuen Kasten, der fast als eine kleine Wiedergabe seines Gebäudes, ein Staatshaus in Blau, gelten konnte, hob die Klappe und schob den Brief ein. Als ein gründlicher kleiner Mensch wollte ich nachprüfen, ob der Brief gefallen sei, steckte also die Hand durch den Spalt, fühlte ihn nicht mehr, und — da geschah es.

Als ich nämlich die Hand zurückziehen wollte, ging es nicht. Die Hand saß fest. Da drinnen

hinter der Klappe gab es, wie sich herausstellte, eine moderne Fangvorrichtung, die wohl den Inhalt des Kastens vor Dieben sichern sollte. Diese Vorrichtung, ein schmales, scharfes Blech, hielt meine Hand fest. Ich versuchte vorsichtig, freizukommen, aber es gelang nicht. Das Blech war scharf, und es schnitt. Sodann versuchte ich es mit einem Ruck. Aber das tat weh, es riß, so daß ich es wieder aufgab und überlegte. Mir fielen die australischen Marken ein, zu denen ich gern rasch zurückgekehrt wäre. Darauf probierte ich, die Finger seitlich herauszuschlängeln, ohne Erfolg, schließlich mit wütender und verzweifelter Gewalt.

Entsetzlicher Schmerz! Und die Hand saß fest. Sie blutete jetzt, das Blut rann von den Fingern in den Kasten hinein und verschmutzte gewiß Großvaters Brief. Ich war gefangen, das begriff ich mit steigender Angst, vom Maule des Kastens schmerzhaft gehalten, am Fuße der riesigen Post, die mit ihrem jetzt unsichtbaren Adler in den nassen Abend aufragte. Ein Knabe von zehn Jahren, der ohnehin unter der Vorstellung litt, es sei das Dunkel von Mächten bewohnt, welche lauerten, lautlos die Winkel ausfüllten und auf eine Gelegenheit warteten — hier war er gefangen.

Ich habe bestimmt nicht länger als eine Viertelstunde in der Falle des Briefkastens gesessen. Aber dies Stehen in der finsteren, regendurchsprühten Straße, die schmerzende Hand empor, ist mir sehr lang erschienen. Es rettete mich der Pferdekönig. Er kam mit einer Fuhre Sand vorübergefahren, unter einer Zeltbahn sitzend, mit der baumelnden Laterne zwischen den Speichen der Räder. Ich hörte ihn durch die Nebenstraße herankommen und schrie, so laut ich konnte. Da vernahm er über das Getöse der Räder meine Stimme, hielt und stieg ab. Weil ich aber ja festsaß, ging er und schellte beim Postdirektor. Nach einer Weile kam er mit dem Direktor, der einen Regenmantel übergezogen hatte. Dieser fragte:

„Sie kennen den Jungen, Herr Böning?"

„Ja", antwortete Friedrich, „er wollte gewiß nicht stehlen."

Der Direktor öffnete die untere Verschlußklappe des Kastens, nahm die Briefe heraus, griff empor und drückte gegen die Platte. Wieder schmerzte es arg. Dann aber war ich frei.

Friedrich hatte inzwischen die Wagenlaterne geholt, und nun besahen sie den Schaden: die Briefe waren voll Blut. Als sie aber meine Hand erblickten, erschraken sie. Der Pferdekönig sagte unwillig:

„Recht ist es nicht, das da!"

Der Direktor erwiderte:

„Diese kleine Blechplatte ist uns als ein Versuch empfohlen worden, aber ich sehe ein, daß sie sich nicht bewährt. Ich werde anordnen, daß die Vorrichtung entfernt wird."

Er sagte Guten Abend und ging. Friedrich setzte sein Gespann in Bewegung, und wir schritten die Straße hinunter. Ich war in diesem Augenblick sehr froh. Wir sprachen nicht viel. Meine einzige Sorge war, daß jemand von meinem Erlebnis erführe. Es würde genügen, wenn der Direktor das Blech entfernen ließ. Und wenn man mich wegen meiner Hand fragte? Ich nahm mir vor, zu sagen, ich sei gefallen. Wir wünschten einander Gute Nacht, und Friedrich bog mit dem Gespann auf den Wagenplatz.

Das war unser Pferdekönig. Er ist 1914 beim Vormarsch gefallen. Hans, den er aus dem Graben gerettet hat, ist über Somme-Py abgestürzt. Heute gibt es in dem alten Haus, das dem unseren gegenüberliegt, keine Pferde mehr. Niemand fährt hier wie einst, in weißen Handschuhen, Tressen am Hut, die Brautpaare zur Kirche, mit den feurigen Pferden, auf deren Häuptern silberne Sterne in der makellosen Sonne blitzten.

Otto Gmelin

Ein vergnügliches Fest

Ein vergnügliches Pfingstfest konnte im Jahre 1922 wider alles Erwarten ein armer Student feiern, der einige Tage zuvor mit dem Personenzug von Köln nach Hagen fuhr. Damals war, wie man weiß, das linksrheinische Deutschland samt einigen rechtsrheinischen Brückenköpfen von feindlichem Militär besetzt, und es war die Zeit, wo die deutsche Mark schon keinen Hosenknopf mehr wert war und keiner von heute auf morgen voraussagen konnte, ob er sich für einen Millionenschein noch einen Apfel und ein Ei werde erstehen können. Daß unter solchen Umständen ein armer Schlucker, wie genannter Student es war — denn sein Vater war ein mittlerer Beamter und es war noch eine Schwester und ein Bruder da —, nicht auf Rosen gebettet war, und von der alten Burschenherrlichkeit vergangener Zeiten wenig zu fühlen bekam, kann man sich denken. Da er nun wußte, daß das Studium aus des Vaters Tasche nicht mehr lange werde weitergehen können, tat er, was auch andere taten, er suchte für die Herbstferien nach einer Arbeitsstelle in einer Fabrik. Es gab sich, daß ein Hagener Werk ihn einstellen wollte, vorausgesetzt, daß er kräftig genug sei, und dies war ihm gerade recht, denn nur wenige Minuten Bahnfahrt weiter war er zu Hause. Er meldete also, daß er sich kurz vor Pfingsten wunschgemäß dort vorstellen werde, um endgültig alles abzumachen, und schrieb nach Hause, daß er Pfingsten kommen werde.

Freitag vor Pfingsten setzte er sich auf die Bahn wohlgemut und zuversichtlich, wie eben nur ein frischer, junger Bursche sein kann, und einer, der noch keine goldenen Tage gesehen hat, und also noch unentwegt darauf hoffen kann. Schließlich hatte er Grund, guter Stimmung zu sein, denn erstens würde er sich in der Fabrik gut einführen, zweitens würde er für ein paar Tage kein französisches Militär sehen, drittens würde er bei Muttern gut zu essen kriegen, viertens war er gesund, und fünftens war obendrein schönes Wetter.

Nun gab es aber zu jener Zeit in Deutschland außer den armen Schluckern wie unser Studiosus und seine Angehörigen auch noch solche, denen das ganz tolle Blendwerk der Markentwertung und die hohen Zahlen in den Kopf gestiegen waren und die der Meinung waren, es sei jetzt endlich der Augenblick gekommen, wo sie den Schlaraffentraum ihres Lebens verwirklichen und ohne Arbeit reich werden können. Man brauchte nämlich nur ein wenig Schlauheit und Gewissenlosigkeit, so war es nicht schwer, im besetzten Gebiet durch allerlei Schleichwege an Franken und Dollar zu kommen. Hatte man sich davon ein Päckchen errafft, so setzte man sich in einen Zug und fuhr ins unbesetzte Gebiet, wo man einige Tage später schon das Doppelte und Dreifache an deutscher Mark bekam von dem, was man dafür bezahlt hatte. Fuhr man mit diesem Betrag wieder ins Besatzungsgebiet, so konnte man hier, weil hier die Entwertung nicht Schritt hielt, das Spiel wiederholen und es schien, als könne man so durch unaufhörliches Hin- und Herfahren ein reicher Mann werden. Es war nur eine Schwierigkeit dabei: dann und wann kam ein französischer Beamter an der Grenze der besetzten Zone in den Zug, und gelegentlich wurde ein verdächtiger Reisender herausgeholt, sein Betrag, wenn er einen hatte, ihm abgenommen und er selber eingelocht oder ausgewiesen.

Der Zufall wollte es aber, daß im Gedränge des Zuges neben dem genannten armen Studiosus ein solcher Ehrenmann stand, der in seiner inneren Rocktasche ein Mäppchen gespickt voll mit Dollarscheinen, Pfunden und Franken hatte. Als sie nun an der Grenzstation anhielten und wirklich französische Beamte den Zug betraten, voraus ein kleiner, untersetzter Herr in praller Uniform mit einem scharfen Blick, den er, wie wenn er schon wisse, wen er suche, über die Rei-

senden hinspazieren ließ, da bekam es der Ehrenmann mit der Angst. Er schob unauffällig die Hand in die Tasche, holte sein Mäppchen heraus und ließ es auf die Erde fallen, ehe noch der Franzose ihnen nahegekommen war. Unglücklicherweise hatte aber ein anderer Reisender dies gesehen, hob es auf und gab es dem Eigentümer zurück mit der Bemerkung, er habe es verloren. Der behielt es in der Hand, und da ihm der Schrecken schon an der Kehle würgte, steckte er es, als der Franzose sich näherte, seinem Nebenmann, dem Studiosus, in die seitliche äußere Rocktasche, ohne daß dieser es merkte; denn sie standen wie die Zündhölzer nebeneinander. Der Student ahnte nicht, in welcher Gefahr er sich befand, als er dem Franzmann seinen Personalausweis vorzeigte. Seine Aufmerksamkeit wurde gleich auf den Mann nebenan gelenkt, dessen Papiere der Beamte mit grimmiger Genauigkeit prüfte, um schließlich, nachdem er mit seinem Begleiter einige französische Worte gewechselt hatte, ihn aufzufordern, mit herauszukommen zur Untersuchung. Er war auch noch nicht zurück, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte; der Studiosus hatte bald die ganze Sache vergessen und war guter Dinge, daß er nun wieder im freien deutschen Land war. Er ahnte auch nicht, welchen Reichtum er bei sich trug, begab sich in Hagen zum Büro des Werkes, wurde, wiewohl man meinte, kräftig sehe er ja nun nicht gerade aus, mit einem wohlwollenden Kopfschütteln für den 1. August angenommen und spazierte, vor sich hinpfeifend, durch die Stadt, um für seine Mutter möglichst noch irgend etwas zu erstehen. Er hatte sich nämlich seine Barschaft bis auf den letzten Pfennig eingeteilt und hielt es für seine Pflicht, zu den Unkosten seines Pfingstbesuches etwas beizutragen. Wie er nun in die Hosentasche griff, um sich seiner ärmlichen Reichtümer zu versichern, bemerkte er, daß etwas in seiner Rocktasche steckte, und er zog das Mäppchen heraus. Staunend öffnete er es und hatte kaum einen Blick und einen Griff hineingetan und sich der Wirklichkeit dieser Schätze versichert, als er es auch wieder zuschlug und eiligst wegsteckte. Das Blut stieg ihm zu Kopf und er grübelte darüber, wie es in seine Tasche käme und wer der Eigentümer sei. Während er den Weg aus der Stadt hinaus und den Berg hinauf einschlug, kam er auf den richtigen Gedanken. Durchs junge Grün und die strahlende Sommerwelt wandernd, erwog er, ob und wie er dem Eigentümer, von dem er weder Name noch Wohnort wußte, sein Geld wieder zustellen könne, aber er konnte sich seiner Freude darüber nicht verhehlen, daß diese Rückgabe unmöglich war. Schließlich auf einer Bank in der Sonne sitzend, merkte er, daß er schon in Gedanken überschlagen hatte, was sich mit diesen Scheinen alles würde anfangen lassen. Er holte das Mäppchen hervor und, während die Vögel um ihn zwitscherten, zählte er die fremdländischen Papiere und staunte über den Schatz, der bei seinen eigenen bescheidenen Ansprüchen gut und gern ein Semester Studium bestreiten konnte. Da er nun den Eigentümer doch nicht mehr finden konnte und da auch am Fundbüro mit den Scheinen niemand geholfen sein würde, so sagte er sich, daß es nun einmal ein Geschenk des Schicksals sei, und daß alles in Ordnung sei, wenn er nur selber jetzt nutzbringend und sinngemäß mit den Reichtümern verfahre. Nachdem er sich so im reinen war, machte er sich auf den Weg zur Stadt zurück, wechselte auf einer Bank einen Dollarschein und kaufte ein: Schwarze Kirschen und rote Erdbeeren, Wurst und Butter, ein Paar Strümpfe für die Schwester, einen Schlips für den Bruder, Zigarren für den Vater und Blumen für die Mutter und hatte immer noch Geld übrig, nur keinen Platz mehr im Koffer. Vor dem Bahnhof stand ein Kriegsblinder mit einem Hund; dem steckte er noch einen Dollarschein in die Büchse und dann fuhr er nach Hause. — Man kann sich leicht denken, daß es da ein fröhliches Pfingstfest gab, denn es kommt nicht oft vor, daß das Schicksal, das bekanntlich blind ist, bei seinen Streichen der ausgleichenden Gerechtigkeit unter den Arm greift.

Richard Euringer

Bergwerklegende

Püttepiet lag im Frühlingswind über der sprossenden Erde. Er hörte die Feldmaus raspeln. Den Regenwurm. Er hörte den Maulwurf wühlen.

Da war ein Ticken und Picken, ein Wispern und Knistern von Kleingetier, von Käfern und von Spinnen. Ein Wimmeln und Wühlen, Geheimnissen, ein Spalten und ein Spaten; er hörte ein Rauschen wie Wasser und Quell, den Safthub blutender Bäume. Das keimende Korn, den treibenden Trieb, die saugende Wurzel im Boden.

Der Acker lebte unter ihm. Die Scholle wälzte sich ächzend. Er hörte das Erdreich atmen, er hörte es seufzen in stummem Schrei, als poche ein Toter an sein Gehäus, als singe ein Mensch im Brunnen, als lache ein Mädchen, als greine ein Kind, als mahne eine Stimme: „Püttepiet! Püttepiet! Hörst mi nit?"

Püttepiet fuhr auf die Füße. Er schrie die Bauern aus Hof und Stall, die Bürger aus den Gassen. Sie schlugen ein Kreuz. Sie wußten nicht, wie. Sie zweifelten und glaubten. Die Kinder fingen zu weinen an. Die Pferde scharrten und schnaubten.

Sie legten das Dorf auf die Krume, den Grund, sie lauschten hinunter, sie hörten den Mund, den mahnenden Mund aus der Tiefe, als ob ein Gefangener riefe.

Da griffen sie in großer Eile zur Hacke und zum Spaten und stachen eine Grube aus, als grüben sie ein Grab, ein Haus, und gruben einen Brunnen hinunter in die Nacht und teuften mit Picke, Axt und Beil, und teuften einen Schacht.

Sie stießen auf Wasser, sie stießen auf Sand, sie stießen auf Berg und Kohle. Sie schöpften, sie pumpten, sie förderten, sie zimmerten sich die Sohle. Sie schürften, sie schossen, sie sprengten Gestein; sie holten das Stöhnen, das Höhnen nicht ein, das Klopfen, das Rufen, die Stimme, den Schrei, das Ächzen, das Seufzen, die Neckerei.

Sie lärmten und tosten und hämmerten und rumpelten und karrten. Der Haspel pflöckte, da hörten sie's mit: „Püttepiet! Püttepiet!" Aber wischten sie dann den Schweiß von der Stirn und setzten sich aufs Leder und setzten das Henkelpöttchen an und machten sich an ihr Butterbrot, dann schrie der Berg, der schreiende Berg, immer die eine Klage, immer die eine Frage: „Püttepiet! Püttst du nit?"

Sie mochten's nicht mehr hören; sie waren's leid. Sie ließen Speck und Scheibe. Sie packten Bohrer und Hammer, Gezäh und Geleucht, und rückten dem Schrei zu Leibe. Sie schwuren sich einen wilden Eid, den leidigen Rufer zu lösen! Sie wollten die Stimme erschlagen im Stein. Sie fuhren an, sie fuhren nicht aus, sie trieben Stollen und Strecken, immer hinter der Stimme drein, und holten den Rufer doch nicht ein, von Flöz zu Flöz, von Ort zu Ort: er rückte mit, er rückte mit fort, Schritt für Schritt: „Püttepiet! Süs mi nit?"

Die Hunde rollten und polterten, die Schienen kreischten und knirschten. Es dröhnte, es krachte, es barst im Bau. Das Seil lief über die Scheibe. Die Rutsche rüttelte. Tag und Nacht. Der Motor rumpelte seinen Takt. Die Lutten summten und brummten.

Sie häuften Schicht auf Schicht um Schicht; sie gönnten der Zeit den Atem nicht. Sie scharrten und schafften und schuften nicht faul; sie stopfen dem schreienden Berg das Maul.

Aber der fürcht sich nit: „Püttepiet! Püttepiet! Komm's ni mit?" Er narrt sie, er äfft sie, bald da, bald dort, er neckt sie, er lockt sie von Ort zu Ort. Sie forschen, sie lauschen, sie suchen, sie hauen, sie bauen, sie fluchen, sie kommen nit mit, sie werden nie quitt: „Püttepiet! Püttepiet! . . ."

Mario Heil de Brentani

Menschen und Mauern

Eine westfälische Reise

Nimmst du den Atlas her und fährst mit dem Finger nach Westfalen, so bemerkst du, daß vier alte Städte beieinanderstehen wie die Blätter eines Glücksklees. Soest, die alte bäuerliche Westfalenburg am nahrhaften Hellweg-land, Paderborn, Stadt der Kaiser, Bischöfe und Hansen und besinnliches Blatt des Klees, Münster, geheimnisumwittert wie jene kleine eichene Truhe mit dem starken Schloß, in der seit vier Jahrhunderten eine abgeschlagene, verdorrte Menschenhand liegt, und Osnabrück, fürstbischöfliche Burg, frei schwingender Akkord aus alten und neuen Klängen, barock aufgespalten als ein gewaltiges Tor zum Niedersachsenlande hin. Trotz und Hingabe, beide der Überzeugung untertan, haben diesem Lande schon auf Erden Himmel und Hölle bereitet, und dies niemals greller als im Mittelalter, das die Humanisten die graue Zeit nannten, und das doch bei seiner scheinbar dumpfen Gläubigkeit der gewaltige Abschied von den Leidenschaften war. Es schlug laut mit dem Schwerte drein und zwar dennoch mystisch verdunkelt. Nie war ein Zeitalter das sonderbare Zwielicht der deutschen Seele so sichtbarlich zurück wie dieses. Ich habe auf den alten Gemälden in Westfalen die gleichen Menschenantlitze angetroffen, die ich lebendig sah. Eines aber schied die Gesichter dennoch voneinander, der Mythos der Zeit. Auf den alten Bildern ist ein jeder Mann ein nürnbergischer Ritter, der von Tod und Teufel geleitet wird und also in herrischer Abwehrgebärde einhertritt. Die Härte, mit der in den alten Städten unschuldige Jungfern und Frauen in die Hexenfeuer gestoßen wurden, die Grausamkeit der Fehden, die uns erschreckenden Vergeltungsarten des Blutbanns sind nur verständlich, wenn man jene Antlitze mit den Zügen des rücksichtslosen, schier süchtigen Eigenwillens betrachtet. Es war eine harte, nicht so sehr eine rohe Zeit, denn die hätte nicht die innig lieblichen Marienbilder und die keuschen Dome geschaffen.

Die Menschen aber, mit denen ich in den wehrhaften Städten des älteren westfälischen Landes zu tun hatte auf meiner Wanderung, hatten den Glanz ihrer eigenen Zeit in den Augen, und ich meine, es verband sich in ihren Seelen das Bewußtsein der Kraft und der freien Gottergebenheit mit jenem Gefühle volkhafter Kameradschaft, das zu erringen wir einen Weltkrieg verlieren mußten. So trugen sie den Mythos unserer eigenen Zeit. Einst wie jetzt aber sind Mensch und Landschaft von wunderbarer Ähnlichkeit, und auch ihr Rhythmus ist der gleiche. Aldegrevers Ritter und Bürger auf den Kupferstichen waren von ruhigem Atem wie dies Land, und ihre Gestalten waren eine Einheit mit ihren wuchtig breiten, sich dennoch emporschwingenden Mauern und Türmen. Das Wunderlichste ist, daß das Gestein dieser Landschaft, wenn es frisch aufgebrochen wird, wie die Seelen ihrer Menschen ist: Den verwunschenen malachitgrünen Sandstein meine ich, aus dem die Soester ihre sonderbaren hohen Gartenmauern erbauten und aus dem breite Türen, zarter Zierat und schlanke Säulen, Heiligenbilder und Kanzeln geschlagen sind. Wie im Zauber der grünen Kupferdächer, aber von jenem geheimnisvollen Zwielicht überhuscht, das Annette von Drostes Balladen haben, so lebt dies Gestein. Es ist niemals starr. So dick die Mauern auch seien! Dies also ist den Menschen, Mauern und Türmen Westfalens zu eigen: Das doppelgesichtige Bildnis des fälischen Landes. Vielleicht ist es Gottes Seele selbst. Und die Menschen nennen sie: Das zweite Gesicht.

Vom Sachsenherzog Widukind bis zu den Osnabrücker Freiwilligen des 216. Preußischen

Infanterieregiments, das bei Langemarck in das französische Artilleriefeuer stürmte und im Choral verblutete, zu allen Zeiten hat das westfälische Land der Nation starke Menschen geschenkt. Im niederdeutschen Starrsinn aber ist auch viel schuldiges, noch mehr unschuldiges Blut in die Erde geronnen. Die größte Schuld war die, daß die Edlen einander Leids taten und das Leben nahmen, als sei zu Verden einst nicht genügend Sachsenblut unter dem Schwerte der Vergeltung geflossen. Das soll nie wieder sein: Kein Volk, das leben will, läßt seine beste Rasse im Wahne der Starken sich selbst vernichten.

Bewährter Wächter vor dem alten Arminswald im östlichen Westfalen ist Paderborn. Mathäus Merians, des alemannischen Wanderers mit Zeichenstift und Stichel, guter Kupferstich gleicht noch heute dem Bilde der Stadt. An den hundert Quellen des Paderflusses, hart an der sennischen Heide, steht wie ein Sinnbild der Inkehr des Starken das Rathaus. Im Morgennebel aber gleicht dies Haus, dessen kühne Bögen auf schlanken Säulen ruhen, einem Löwen, der sich in die Pranken stützt und das Haupt frei emporreckt. So, als solle es noch heute, nach dreihundert Jahren, vom tollen Braunschweig Rechenschaft fordern, der den Domschatz raubte. Große Versöhnerin Zeit, du hast alles wiedergutgemacht und aus dem armen halben Tausend von Bürgern, das nach dem Dreißigjährigen Kriege in den verkohlten Trümmern hausen blieb, aus den alten, von immer neuen Leidenschaften niedergerissenen Steinen die köstliche Stadt aufs neue erwachen lassen. Wie demütig gefaltete Hände aber stehen die hohen Helme seiner Kirchen in den Himmel und heischen Verzeihung für Raub und Gewalttat aller irren Tage.

Zwei meiner hessischen Landsleute, die gleich mir bei ihr zu Gaste waren, haben der reichen Bauernburg Soest ein Denkmal gesetzt, das nimmer vergeht. Aus dem wunderlichen grünen Sandstein ist das eine, das Osthofentor, mit den süddeutsch kecken Erkerchen am landgetreuen mächtigen Quaderturm. Ein Baumeister aus Ziegenhain in Hessen — er nannte sich Porphyrius nach dem schön gefärbten Steine — hat es vor vierhundert Jahren geschaffen; später baute er an St. Marien zur Wiesen mit, einer Kirche wie eine Jungfrau, mit unvergleichlichen Säulen ohne Kapitäle: Ein aus zagem Herzen emporquellendes Gebet an die Gnade und Schönheit! Des anderen Denkmal aber ist ein Buch, der erste deutsche Roman, der „Abenteuerliche Simplizius Simplizissimus" Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Der törichte Knabe, der durch Fegefeuer und Hölle hindurchschreitet wie Parzifal und der Teufelsritter Albrecht Dürers, maß hier mit den wilden Kumpanen seine junge Kraft und nährte sich nach den wilden Entbehrungen mit bäuerlicher Speise und Soester Altbier, bevor er die Welt überwand und die göttliche Ruhe spürte. Hier in Soest sah ich Meister Aldegrevers bekanntes Liebespaar als echten Stich in schlichten Schenken und in Bürgerhäusern hängen, ich sah Martin Luthers und des getreuen Melanchthon eigenhändige Briefe, den handgeschriebenen altniedersächsischen Kodex des Landrechts: Eike von Repgows Sachsenspiegel. Ich sah die herbe Armut des Turms von St. Patrokli: Irdischer Raum, von breiter Brust durchatmet in seiner Romantik, und nahebei das gotische Gegenspiel, die Marienkirche, jene Jungfrau, erdentrückt und von tiefer Heiterkeit des Herzens. Die köstliche deutsche Mutter aber am Portal besingt man viel zu wenig! Als ich von Soest ging, nickten mir die lieblichen Blütenwolken der Fruchtbäume nach, die über den Gartenmauern lagern, als wollten sie sogleich auffliegen.

Da ich mich alsdann nach Münster wandte, stand ich bald vor dem Rüschhause, dem hoheitsvollen Altenteil derer von Droste, und kein innigerer Spruch zum Eintritt in das Münsterland könnte mir taugen als jenes Wort der wunderbaren Freiin Annette an den Gast ihrer Heimat: „Fühlst Du ein Gast Dich, wie

er lieb / Dir an dem eignen Hausaltare / Dann frisch heran — nicht wie ein Dieb / Nein, frisch, mit fröhlicher Fanfare / Wer unsres Landes Sitte ehrt / Und auch dem Seinen hält die Treue — / hier ist der Sitz an unserm Herd! / hier unsres Bruderkusses Weihe!

Es hat einer ein Buch geschrieben: Münster stecke voller Merkwürdigkeiten. Ich meine: Es ist eine einzige, unfaßbare Merkwürdigkeit; die Goldene Stadt der irren Aufrührer Knipperdolling und Krechting und ihres Zionskönigs Jan von Leyden, deren eiserne Marterkäfige noch an der Marienkirche hängen, und das Münster der Adelshöfe, deren Herren hier den Winter verbrachten und höfische Sitte trieben. Das ist ein gewaltiger Gegensatz. Ich sah aber auch einen heiteren Gegensatz: Die eifrig festgehaltene Gestalt des adeligen Bruders Leichtfuß Romberg, den sie den tollen Bomberg nannten, und dessen phantastische Zechereien sich in ellenlangen Rechnungen hinter Glas und Rahmen ausweisen. Seine Vorliebe für ausschweifende Genüsse des Gaumens also war das Gegenteil der Schlichtheit jener ländlichen Speise des Münsterers, des Schinkens und des Syrupbrotes „Pumpernickel". Alt-Münsters Gegensätze verwirrten mich, und ist es nicht bezeichnend, daß jene furchtbaren Käfige, in denen die zerfetzten Leiber der Wiedertäufer in der Sonne verdorrten, alle drei von lieblicher Schmiedekunst und mit beschwingtem Zierat versehen sind in schrecklicher Einfalt?

Osnabrück aber, das vierte Blatt im Klee, hat viele neue Fäden in den alten Teppich gewirkt, und es gibt kaum eine ältere deutsche Stadt als sie. Als ich durch die alte Bierstraße ging, vorbei an der mütterlichen Schönheit des Walhallahauses, wurde mir in der behäbigen Bürgerrenaissance die Macht der Handelsherren und der überlegene Geist des Stadtsekretärs Justus Möser bewußt. Aber selbst diese Stätte hoher städtischer Kultur hatte ihre irren Lebensjahre. Tausende verschlang der Hexenwahn, der hier bis 1639 währte! Der Westfalentrotz ließ keine Gnade zu: Aus den härtesten Gegnern der Kirche wurden — einmal bekehrt — ihre halsstarrigsten Verfechter und Richter. Ja, in Westfalen unbeirrbarer als anderswo in Deutschland baute der Deutsche aus Treue Dome auf und riß sie aus Treue nieder.

Versöhnend vergoldete, als ich Abschied nahm, die Sonne die alten und die neuen Zinnen, Giebel und Türme. Da erschien es mir, als habe erst unsere herrliche Gegenwart diesem Lande einen Glauben gegeben, dem solcher willensharte Einsatz tauge. Die falschen Propheten des Bruderkrieges sind gestorben. Sie sollen nicht auferstehen.

Die Menschen und Mauern Westfalens würden sie erdrücken!

Industriegebiet

Wo die Sirene in die Sterne gellt,
da schlief einst Gott in stiller Ackerwelt.

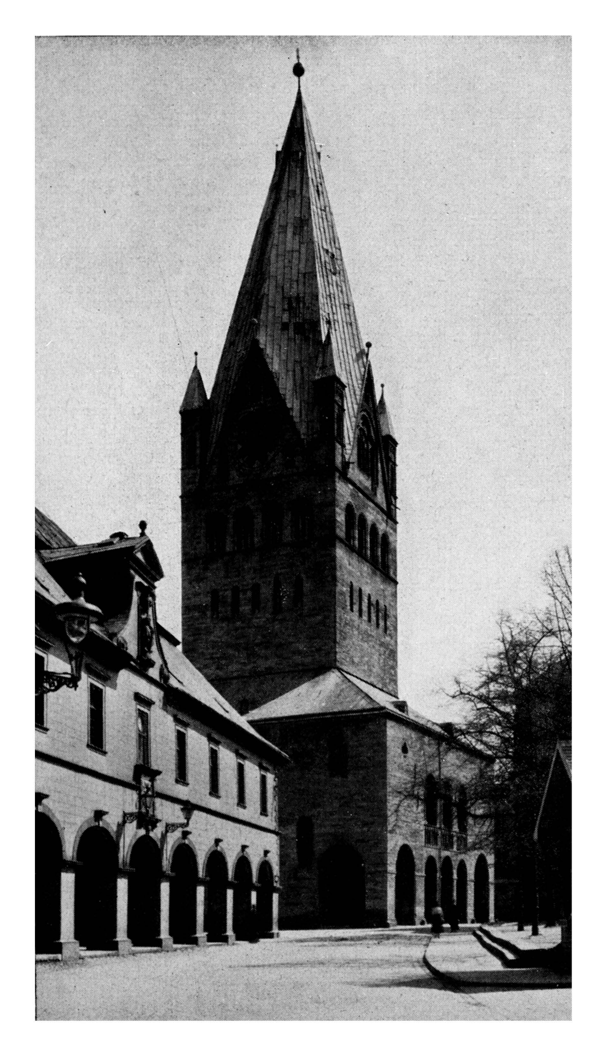
Es kam der Mensch und schuf dies Häusermeer
und grub das Netz der Stollen und der Schächte,
zog ein Geflecht von Schienen kreuz und quer
und pflanzte Riesenfackeln in die Nächte.

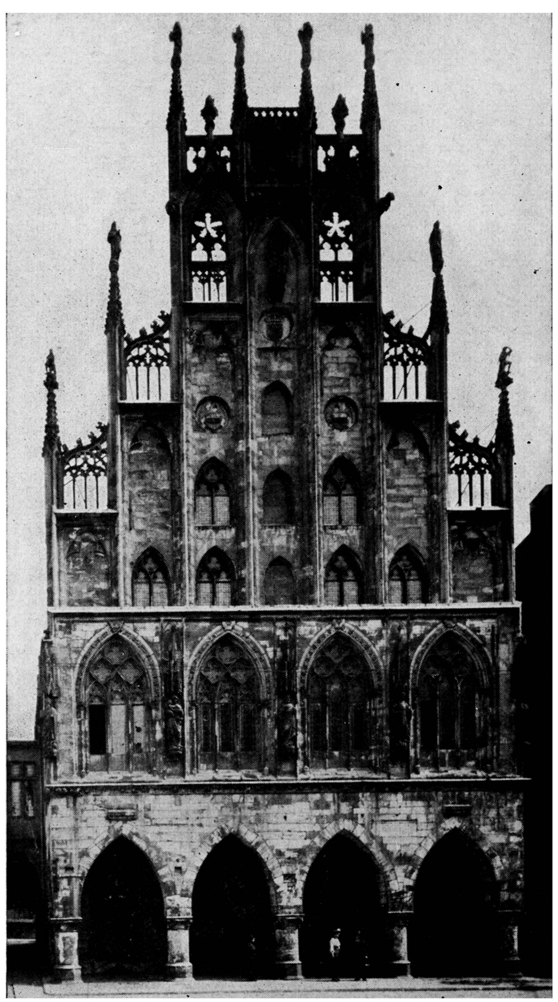
Er säte Zechen in die grünen Felder.
Kein Vogellied — der Sang nur der Maschinen;
er schuf aus Schlacken Berge ohne Wälder,
und Wolkenburgen wuchsen aus Kaminen.

Gott schläft nicht mehr. Er ruft in Feuerzeichen
das Lied der Arbeit Nacht und Tag.
Dies Land ist ein Altar des Lebens ohnegleichen,
ein pochend Herz mit ruhelosem Schlag.

Es hat den Frieden nicht der stillen Auen,
kein müßig Marmorschloß ragt aus der Erde;
dies Land will täglich sich aufs neue bauen
und kennt ein Wort nur: Ewig sei das „Werde"!

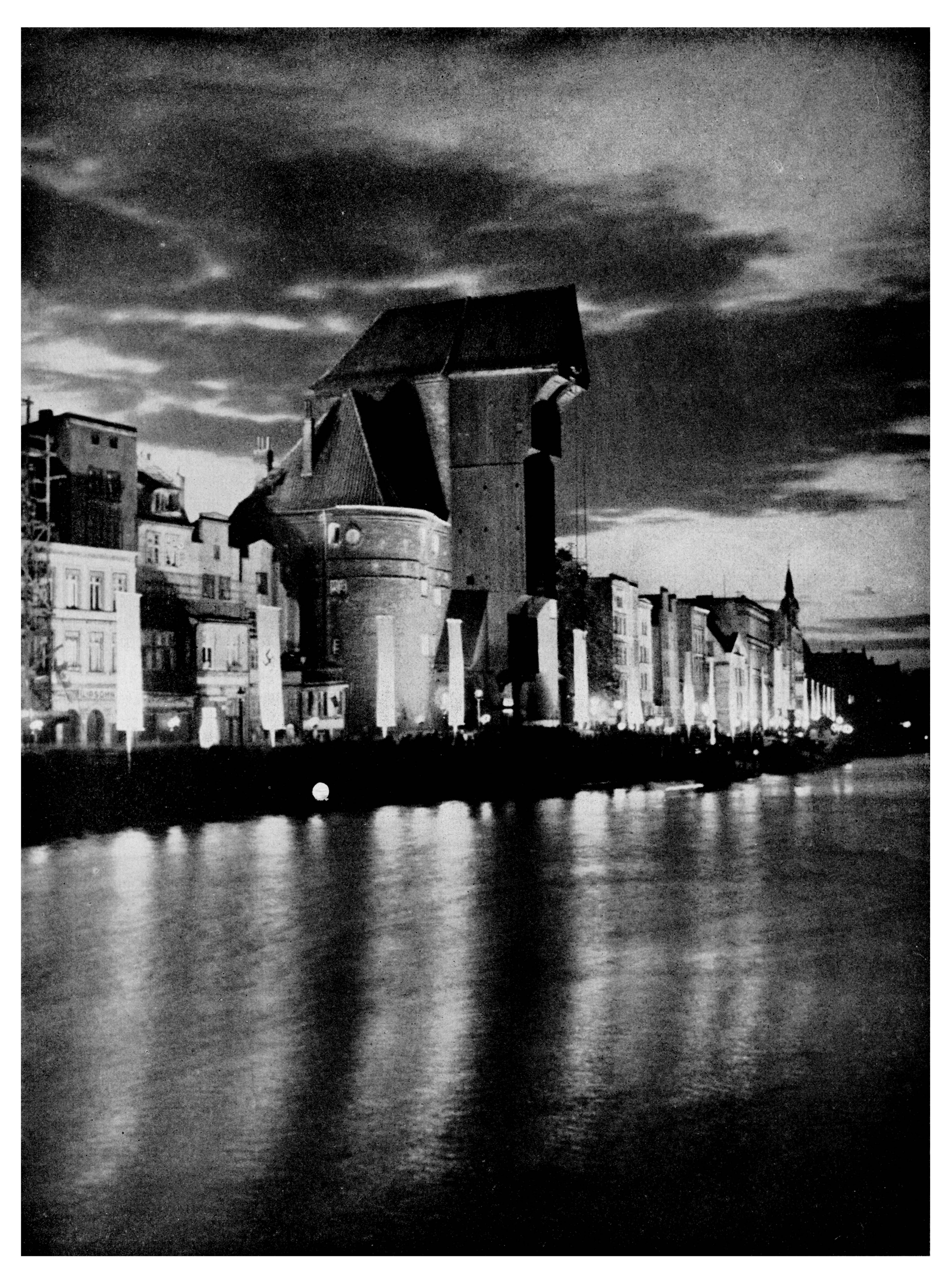
Fritz Nölle





Der Dom zu Soest und das Rathaus in Münster

Aufnahmen: Kunsthistorisches Seminar Marburg



Danzig, die befreite Stadt des deutschen Ostens: Langebrücke mit Krantor

Aufnahme Hans Sönnke

Heinz Steguweit

Späte Wiederkehr

Es gibt Menschen, die werden immer lebendiger, je länger sie tot sind; diese lyrische Feststellung hat recht auch im Dasein des einzelnen. Denke ich an den alten Nachbar Wiesenbrück, der vor dreißig Jahren noch ein Arzt gewesen ist, Sanitätsrat und Armenpfleger dazu, so geht mir das Herz auf wie eine Knospe. Der alte Wiesenbrück reichte keinem Kinde eine saure Arznei, ohne zugleich eine Süßigkeit zu verordnen. Und er tat keinem Erwachsenen die Pein eines Aderlasses an, ohne den Schmerz durch eine Schnurre aufzuheben, mindestens aber zu lindern. Das ist beinahe eine ewige Philosophie. Also berichtete der alte Wiesenbrück gern, daß er im Jahre 1900 — nach langer Irrfahrt durch die Fremde — zum ersten Male wieder an den Rhein gekommen sei, und zwar in die Universitätsstadt Bonn:

„Ich kann euch sagen, mir altem Esel lief es nur so über die Backen! Ein Jugendfreund führte mich noch einmal durch die Hörsäle: es waren die alten Räume und die alten Bänke, in denen ich noch gehorcht und gelernt hatte! Und dann kamen wir nach Godesberg: Immer noch die alten Kneipen, die alte Burg! Ach, und abends spazierten wir, weil es warmer Sommer war, am Rhein entlang, das Siebengebirge vor uns, ein Wunder, sag ich, ein wahres Wunder. Schaut: Johannisfunken flogen, die Studenten kamen mit schönen Mädchen im Arm, ich sagte laut und verzückt: Immer noch das alte Bild und die alte Sehnsucht, immer noch die alte Liebe!

Das aber hatte einer von den Studenten gehört, so daß er sich losriß von dem Mädchen und mich durchaus waffenehrlich zur Rede stellte: „Herr, was erlauben Sie sich? Diese Dame ist meine Schwester!" In diesem Augenblick fiel ich dem Studio um den Hals und rief: „Herrlich, mein Junge, ganz herrlich, und immer noch die alten Ausreden . . .!"

Den braven Nachbar Doktor Wiesenbrück deckt längst die Erde. Aber mit der von ihm überlieferten Schnurre habe ich schon manchen Schmerzhaften getröstet, und diese Erquickten erzählen es jeweils weiter, so daß ich — anfangs, meine ich — zu sagen wohl befugt war: Es gibt Menschen, die werden immer lebendiger, je länger sie tot sind!

Heinrich Burhenne

Männliches Meer

Am Meer kommt die Sonne mit mächtigerem Drange hervor als anderswo, männlicher ist sie in der Schöpfung ihrer Lichtkraft. Durchdringend strahlt sie und bricht sich in Millionen Wellchen und im kleinsten Tümpel des Watts. Zwischen wandernden Wolken sticht sie durch, sie macht zum Spiegel die Schwingen der Möven und Segler, sie leuchtet auf in jeder weißen Fahnenstange, jedem Brückensteg, in den bunten, hellen Gewändern der Menschen, im weißen Gezitter der harten Gräser. Die Sonne greift in die Augen, daß die Augäpfel brennen und sich mit farbigem Glase schützen. Meer und Wind kühlen, was die Sonne angreift. Zusammen schaffen sie das männliche Leben der Landschaft. Ruhig und rot, wie nur ein Mann, der geschenkt hat, geht die Sonne unter und ihr Licht tönt noch im Menschen, der sie erlebte.

Der Wind, der Ruhelose, aber lebt und webt unaufhörlich. Er färbt mit hartem, salzigem Atem unaufhörlich alle Leiber und alle Dinge. Dem letzten schmalen Priel muß er noch Strö-

mung schenken. Ruhelos rauscht und sägt er im harten Schilfgras. Stark steht die grünweiße harte Stranddistel mit ihren harten Kragenblättern und den süßduftenden Pollen. Schön ist diese Süße in all der unerbittlichen Härte ringsum. Liegst du im Dünengrase, im grauen Sande und schließest die Augen: wähne nicht, du lägest leiderlöst, freuderlöst. Du hörst den Ruf des männlichen Meeres: Ruhe nicht. Solang du lebst, ruhst du nicht. Das Ruhelose hat das Meer und dich erschaffen.

Sieh im bunten Gewirr der Strandkiesel die kleine Schnecke. Das winzige Ich, das Lebendige und Zeitliche an ihr ist längst tot. Nun ward ihr Gehäuse zu Stein. So schuf es das Meer als ein Denkmal des schaffenden Tiers und hob es über das Zeitliche in die Dauer. Ein Stückchen Glas ist ganz überzogen von salzigem Reif und milde geschliffen an den Rändern von der Gemeinschaft mit anderen Kieseln und der verwandelnden Kraft des Meeres. Immer begegnet uns das Umschaffende am Meer.

Über uns aber singt nie melodisch und schluchzend ein Vogel: immer das Schreien, harte Jammern und Knirschen der Mövenkehlen. Fernher aber und unbegreiflich der große Atem des Meeres. Dies Heben und Senken, weich und doch wie Stahl, immer im Selbstgespräch und wie im trotzigen Abbruch des Worts in der Brandung. Diese langsame Landnahme bei der Flut! Da kommt die weißrollende Front heran, begleitet von der herben Bruderschaft der Möven. Da ist männlicher Vorstoß, unerbittlich. In Sturmnächten kommt das sehnende Gewässer und überflutet das ihm früher Entrissene herrlich in väterlicher Freude. Und immer wieder tritt es zurück, gehorchend einem rätselhaften Gesetz. Nie verhaftet dem Kleinen, aber immer schenkend dem kleinsten Sandkorn, wird der Mensch hier aufgerufen zu seinen männlichen Werten. Brust an Brust mit dem großen Sohn der Natur möchten wir ehern sein wie er. Denn das Meer bleibt unser brüderlicher Meister.

Nein, keine Geliebte ist das Meer. Keine brütende Wärme und Schmachten ist hier. Immer noch ist das letzte Schmeicheln des Wassers ein männliches Träumen. Nichts Weiches zieht dich ins Zeitliche. Die Härte aber hebt dich ins Zeitlose vor dem unendlichen Meer. In die Weite schicke deine Leidenschaft. Hier wird sie ohne zermürbende Kraft. Denn die Weite und die Härte des Meeres weitet und härtet die Seele. Die unerbittliche Klarheit des Meeres und seines Lebens, das es vor dir ohne den Schimmer eines Betruges lebt, läßt dich in dich selbst und in dein Leben schauen. Die große Linie deines eigenen Schicksals mußt du vor dem Meer überdenken. Es zwingt wie nur der männlichste Freund dazu. Und dem Strengsten sind wir immer am dankbarsten. Nun fühlst du die Größe des Nordens. Nun verstehst du die schöne Herbheit seiner Menschen. Sie verkehrten viel schweigend mit ihrem brüderlichen Meister. Ihre Gesichter sind voll harter Runen, aber in den blauen Augen blinkt nüchtern und überlegen ein Lächeln. Dieses Lächeln blickt männlich aus der Zeit hinter die Zeit. Wie erhebend ist diese Einheit von Mensch und Natur.

Nein, keine Geliebte ist das Meer. Schweigend und wissend nimmst du Abschied: Ich komme wieder zu dir, männliches Meer.

Niedersächsische Volksweisheit

Frün'n maken oft mehr Not, as Water, Füer und Brod. / Arm oder riek, dat is gliek, awers in de Welt brukt man jümmer Geld. / Wullt du Herr bliwen in din Riek, mak di nich den'n Deener gliek. / Wullt du Knecht warn, mußt di bögen, wullt du Buer warn, mußt di rögen. / De Leew fallt so god upp'n Kohklak, as upp'n Rosenblatt. / Hierat ist keen Pärdekoop, Mäken, mak din Oogen opp. / De Fru is in'n Husholt, watt de Teerpott an'n Wagen. / Dat is keen Kunst Buer zo war'n, woll awer et to bliwen.

Martin Luserke

Das Zwischenreich unserer Wattenküste

Fünf Tage lang wandern im alten griechischen Mythos von der ewigen Wiederverkörperung die Seelen aus Himmel und Hölle zur Erde zurück durch das „Zwischenreich" eines dämmrigen, halbwirklichen Flachlandes. In seinem innersten Bereich wird in einer Art Nordlichtschimmer das waltende Schicksal leibhaftig sichtbar. Die Wattenküste unserer Nordsee ist auch ein Zwischenreich.

Sie trennt als breiter Gürtel die Wasserwelt des offenen Meeres heute von dem Seedeich, der als ein zusammenhängendes an 500 Kilometer langes Bollwerk, der chinesischen Mauer vergleichbar, das bewohnte Land gegen die gefahrvolle Öde draußen abgrenzt. Der Nordseefahrer muß seine Durchgänge hinter sich bringen, ehe er in den Hafen kommt. Und ein Wanderer aus dem Landinnern, der unwissend den Deich als das Ufer des Meeres bestiege, sähe bei Niedrigwasser bis an den Horizont hinaus nichts als schlammige Wattgefilde. An unserer ganzen Nordseeküste ist der Rand des Landes nicht zugleich auch die Grenze der See. In einer Tiefenausdehnung von 5 bis 50 Kilometern liegt zwischen beiden ein seltsames Gebiet zutage, das sich zweimal täglich aus einer grauen, von Wasserläufen geäderten Fläche in ein seichtes Meer voller Sandbänke verwandelt. Sollte die Karte als Nordseeküste die tatsächliche Grenze von Wasser und Land zeigen, so müßte diese Linie sich ständig in wunderlich wechselnder Krausheit 6 Stunden lang seewärts hinaus- und dann wieder 6 Stunden zurückverschieben. Noch bei dem Größenmaßstab einer Karte, wie sie im Kursbuch liegt, würde uns das Hin- und Herkriechen dieser Küstenlinie auffallen.

Und wie sich in dem mytischen Zwischenreich der Seelenwanderung für die menschliche Vernunft plötzliche Ausblicke in schicksalhafte Zusammenhänge öffnen, die weder im Jenseits noch in der dichten Wirklichkeit eines Erdenlebens verstattet sind, so gibt es auch in unserm Niemandsland Gelegenheiten zu merkwürdig geweiteter Einsicht. Der Wattengürtel vor der Nordseeküste ist ein Stück Erdoberfläche, auf dem man das Schicksal von „Landschaft" im Treiben der elementaren Mächte so unheimlich bildhaft erkennen kann wie sonst nirgends.

Wenn man davon erzählen wollte, wie unser Volk die Wattengegend im Verlaufe der Geschichte erlebt hat, so müßte man sprechen von den Siedlungsformen an ihrer Grenze und nicht minder von den Besonderheiten der Schiffahrt. Nicht zu vergessen wäre dabei die See- und Strandräuberei, die erst in der Zeit der stehenden Heere und der Zollgrenzen sich aus dieser Gegend verliert, die für sie freilich wie geschaffen war.

Wo unser Zwischenreich nach dem Festlande zu nur immer seine grünen Triften aus dem Bereich der täglichen Überflutungen hob, war es seit den ältesten Zeiten der Menschheit besiedelt. Eine Gegend, in der man auf dem Land ständig damit rechnen muß, daß das Wasser stören kommt, und auf dem Wasser, daß der flache Grund lästig oder gefährlich wird, muß wohl Häuser zeigen, die manches vom Schiff und Schiffe, die viel von Häusern haben. Das niedersächsische Haus der Geestbewohner ist trefflich so beschrieben worden: „Der weite Raum der Einfahrt ist gleichsam ein bedeckter Marktplatz, um welchen herum Menschen und Vieh ihre besonderen Plätze angewiesen sind..." Die friesischen Marschenhäuser liegen in der flachen Küstennähe vereinzelt auf den künstlichen Hügeln ihrer Wurten wie umgestülpte Schiffe. Man könnte sagen, daß auch das Gebälk in ihrem Innern spantenähnlich gezimmert ist. Die Wohnräume sitzen wie die Kajüte in den Tjalken hinten für sich. Man kann keine Brunnen

graben und lebt aus der Zisterne wie aus der Wassertonne an Bord . . .

Und die friesischen Schiffe waren schon zu der Zeit, als die Wikinger in offenen, floßartigen Fahrzeugen ihre kühnen Ozeanfahrten begannen, gedeckte Wohnschiffe mit dem wichtigsten Merkmal einer Menschenbehausung, einem Kochherd.

Erst in später Zeit, wahrscheinlich nach dem ersten Jahrtausend, haben die Menschen das System aufgegeben, den einzelnen Wohnplatz durch Wurten flutsicher zu machen und sind mit Deichbauten angreifend gegen das Wasser vorgegangen. Und diese Deiche, die eine der großartigsten Leistungen menschlicher Gemeinschaftsarbeit darstellen, sind wohl der stärkste Ausdruck dafür, daß der Wattengürtel das unheimliche, menschenfremde Draußen war.

Denn auch die Schiffahrt mußte an der Nordseeküste allezeit gegen widrige Naturgewalt erkämpft werden. Daß sie sich auch schon in den früheren Jahrhunderten zu blühender Handelsfahrt, besonders nach England und den nordischen Ländern, von zahlreichen kleinen Küstenplätzen aus entwickelt hat, zur Fischerei und zum Walfang, der in jedem Jahr Tausende von Männern ins Nordmeer führte, ist ein Beweis von Begabung und Tatkraft, der der geschichtlichen Leistung des Deichbaus entspricht. Auf der Landkarte scheint die Nordseeküste mit ihren vielen Buchten und den drei großen und zahlreichen kleinen Strom- und Flußmündungen, die sie auf einer Strecke gleich der von Köln bis Heidelberg hat, zur Seefahrt einzuladen wie eine bequeme Fjordenküste. Der Flutstrom schiebt die Schiffe ja wie auf einer rollenden Straße tief ins Land hinein, und der Ebbestrom führt die Ausfahrenden hinaus.

Aber überall, wo die Wasser aus dem Binnenland in Stromläufen oder durch die Sieltore der Deiche münden, bewirken gerade die Gezeitenströme, daß sich die feinen Sinkstoffe als Schlick ablagern. Bei niedrigem Wasser liegen die Schiffe in den meisten kleinen Häfen unbeweglich wie auf metertiefen Betten von Schmierseife. Aus einem Hafen wie Emden muß in jedem Jahr so viel Schlick gebaggert werden, daß es einer Decke von über 10 Meter Mächtigkeit entspräche. Wo man die Spülwirkung der Strömungen benutzen will, müssen oft Leitdämme gebaut werden, die Millionen kosten. Ein träger Menschenschlag würde durch die Eigenart der Nordseeküste von der Seefahrt eher abgeschreckt als zu ihr ermuntert werden.

Auch die großen Strommündungen zeigen eine eigentümliche Wildheit. Nachdem man bei der Ausfahrt das passiert hat, was man vernünftigerweise Ufer nennt, fließen die Ströme durch den Wattengürtel noch 20 bis 30 Kilometer zwischen Ufern seichten Wassers oder veränderlicher Schlick- und Sandbänke, die der Reisende auf der Oberfläche der „See", auf der er sich längst noch nicht befindet, nur durch Reihen schwarzer oder roter Tonnen markiert sieht.

In den alten Zeiten hieß das für jedes Seeschiff: Nach der Mühsaal der Hochseefahrt kommt nicht freundlich „Land" in Sicht, sondern lange vorher eine Unterwasser-Küste mit gefährlichen Inseln und Sanden. Die Einfahrt in den Strom mußte nach Bakengerüsten oder den fernen Strichen einiger Kirchtürme und nach schwimmenden Tonnen, wie sie schon vor 500 Jahren ausgelegt wurden, gefunden werden. Lief bei der Ankunft der Ebbestrom aus, so mußte geankert und der Flutstrom abgewartet werden. Und in dieser steten Abhängigkeit vom Strom hatte man bei ungünstigem Wetter eine volle Tagereise und oft mehr durch das Zwischenreich. Die großen Häfen Hamburg, Bremen und Emden liegen ja 60 bis 100 Kilometer landein.

Hier waren die Schiffe wehrloser und für böse Absichten besser zur Hand als auf der offenen See, und so war der Wattengürtel jahrhundertelang bei den Seeräubern aller Küsten von Schottland bis Rußland als Jagdgebiet berühmt. Die Piraterie war auf der Nordsee kein Hochseebetrieb wie im Mittelmeer. Es war ja viel bequemer, die Schiffe in den Strommündungen oder vor dem Passieren der Insellücken

abzufangen, wo das verzweigte Netz der Wattenrinnen dem der Strömungen Kundigen unvergleichliche Verbindungen mit der Verborgenheit des Ödlandes bot. Es ist bekannt, wie die Hansastädte in den Störtebekerzeiten um 1400 unablässig gegen das Unwesen kämpfen mußten. 200 Jahre später zur Geusenzeit hat der Seeraub sich, dem Formalismus jeder Epoche entsprechend, in wahrer Gangsterromantik zu einem geregelten Erpressungsbetrieb entwickelt.

Diese Bedrohung so unheimlich verwickelter Art, die unserm Volk den Nordwestausgang nach draußen zu versperren schien, ist die wichtigste, schicksalsmächtigste Eintragung im Logbuch der Geschichte. Denn dies wenig geheure Zwischenreich wurde uns so zum Schicksal, daß an unsern Küsten allezeit ein ebenso hartes und geschicktes seefahrendes Geschlecht erwachsen ist wie an der norwegischen Felsenküste.

*

Heute erscheint es vielleicht als Übertreibung, diesen Wattengürtel, der kaum noch bewohnt wird, eine der schicksalhaften Gegebenheiten in unserm geographischen Lebensraum nennen zu wollen. Der Kleinbetrieb der eigentlichen Küstenfischerei geht dauernd zurück. Auf den Inseln ist er vor dem Bädergewerbe schon verschwunden. Die Handelsschiffahrt hat sich auf wenige große Verkehrswege zusammengezogen. Und der durchreisende Binnenländer erlebt heute den Wattengürtel wohl nur noch als eine merkwürdige und unlustige Verlängerung bei den Dampferfahrten, die nicht mehr nach dem Fahrplan von Gezeiten und Wetter eingerichtet zu werden brauchen. Nur noch die paar tausend Granatfischer und die Besatzungen der etwa tausend deutschen Küstenschiffe, die längs der deutschen und der benachbarten Küsten Kleinfracht fahren, wissen noch von diesem seltsamen Stück Erde, das insgesamt doch den durchschnittlichen Flächenraum einer halben Provinz einnimmt. Für die Badegäste ist das Watt meist nur der Hinterhof der Strandfront.

*

Und doch ist das heute noch für den Menschen nordischer Art mythische, das heißt sprechende Landschaft. Nach den Erfahrungen, die ein Binnenländer zehn Jahre lang und mehr in diesem Zwischenreich machte, soll hier versucht werden, ihre Sprache mitzuteilen. Denn unser Wattengürtel ist kein Hinterhof am Ende der Welt, wo wenig mehr geschieht, als daß die Ströme unter einem bleichen Himmelsdach den Abfall der Länder ausschütten und wo die letzten Pflanzen auf den Schutthügeln eines absinkenden Bodens noch um eine Daseinsfrist für das organische Leben kämpfen. Sondern dort ist ein Anfang der Welt, wie in unsern alten Mythen vom Riesenheim, wo ungetüme, noch halbstarre Naturmächte ein gewaltiges Wesen treiben und der Mensch sich nur kühn und verschlagen zwischen ihnen behaupten kann. Und der Kampf des organischen Lebens hat heute noch die ungestüme Zähigkeit jener ersten Eroberungen des festen Bodens, zu denen das Leben ja aus dem Wasser aufgebrochen sein soll.

Der Mythos dieser Landschaft kann freilich wohl nur in Ausnahmefällen vom Binnenländer durch das einfache Reiseerlebnis entdeckt werden. Das Watt zeigt keine rasch überzeugende Naturschönheit. Auf den meilenbreiten Sanden draußen bei Niedrigwasser, wo auch die Inseln nur noch ferne Streifen am Horizont sind, wo nichts als Wasser und von der Strömung gefegter Sand ohne eine einzige Muschel unter dem Riesenhimmel sich erstreckt, da kann eine Bedrückung über den Beschauer fallen, als sei er auf einen fremden Planeten entrückt. Selbst der Himmel erscheint hinter der blendenden Sonnenhelligkeit schwärzlich und fremd. Um dieses Unland zu bewohnen, müßte man leben wie die schweifenden Seevögel, die hier draußen brüten ohne Nester zu bauen. Man müßte sich wohl im flachgehenden Wohnschiff in diesem Spiel der Mächte mittreiben lassen…

Es darf eingeschaltet werden, daß mit der steigenden Beliebtheit von Kanu und Faltboot auch diese Zurückeroberung durch den Binnenländer

schon begonnen hat. Für den Wasser-Wandersport ist der Wattengürtel ja ein ideales Gelände mit seinen Gezeitenströmungen, die berechenbar und selbst in ihrer Trägheit und Heftigkeit regelmäßig auf denselben Strecken einmal hin und einmal zurückgehen. Um die Insel Borkum kann man sich auf einer Rundfahrt von etwa 60 Kilometer Länge mit Ausnützung von zwei halben Ebbezeiten und einer Flut in zehn Stunden dauernd mit dem Strom bewegen. Es ist ja nur eine Bereicherung dieses Sports, daß man der Gefährlichkeit des Küstenmeeres durch eine scharfe und geweitete Beobachtung von Wasser und Boden, Wind und Wetter begegnen muß. Der Wattengürtel wird vielleicht ebenso rasch als Sportgebiet erobert werden wie das winterliche Gebirge, in das vor dreißig Jahren auch ja erst die Pioniere des Sports reisten.

Sowohl diese künftigen Küstenwanderer aber als auch jeder, der diesem mythischen Land innerlich nahe kommen will, — jeder muß etwas von den elementaren Mächten verstehen, die hier draußen noch an der Arbeit zu beobachten sind. Die drei oberen „Stimmen" in der Polyphonie unseres Zwischenreichs sind die Gezeiten, ist das Wasserströmen aus dem Binnenland und eine dreifache Wirkung der Windkräfte. Und wie durch eine abgrundtiefe, tragende Stimme wird alles beeinflußt von der Küstenhebung und -senkung. Nur wie eine Figur von erschütternder Beiläufigkeit behauptet sich in dem Spiel der Elementarmächte das organische Leben.

*

Ebbe und Flut, zusammen die Gezeiten genannt, sind die augenfälligste Wirkung der Elementarmächte im Wattengürtel. Sie treiben unablässig quer durch die Tage und Nächte hin ein gewaltiges, aber im ganzen doch verstohlenes Arbeiten. Nur wenn sich von er Spätherbstzeit an die Sturmfluten häufen, wird der ganze Landstrich ein tobendes, unheimches Niemandsland. Aber wenn unsere Beachtung bis hierher gediehen ist, geht es uns immer erst noch wie dem Abenteurer in jenen unheimlichen keltischen Märchen, wo ein Riese nach dem andern an dem versteckten Lauscher vorbeigeht — „aber das ist auch noch nicht der Ganz Große".

Sturmflut — wenn man sie auf dem kleinen Küstenfahrzeug im dürftigen Schutz einer Insel nächtlich vor Anker abreitet und bei der Kajütenlampe die Schlupfwege von Hafen zu Hafen auf der Seekarte studiert, dann kann man vom Gefühl der Nähe des Ganz Großen unheimlich überschattet werden. Denn die Linie dieser Küste mit den tief aus dem Land herausgerissenen Wassersäcken des Jadebusen, des Dollart und der Zuider See reden ja von Schreckensfluten aus historischer Zeit. Noch nicht viele Jahrhunderte ist es her, daß der Ganz Große sich geregt hatte: eine leichte Senkung oder Hebung des tragenden Untergrundes der ganzen Erdwölbung — und die Schreckensfluten waren nur die lärmende Nachwirkung dieser unheimlichen Regung auf der Oberfläche.

Seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung scheint die ganze Nordseeküste sich auf weiten Strecken langsam um Beträge von wenigen Handbreiten im Jahrhundert zu senken, während sie sich in den Jahrtausenden vorher zeitweise gehoben hatte. Auch im Binnenlande gibt es ja Gegenden, in denen sich solche kaum merklichen Änderungen vollziehen; aber sie haben wenig Unheimliches, weil das Leben der Menschen nicht gestört wird. Im flachen Küstengebiet hingegen wird jede Senkung durch das nachschießende Wasser verhängnisvoll. In jenen Schreckenszeiten, als die graue See verheerend ins Land einbrach, waren nicht die Fluten plötzlich auf geheimnisvolle Art höher geworden, sondern das Land hatte sich gesenkt, und man hatte in Unwissenheit darüber die Deiche nicht rechtzeitig erhöht, wie man es jetzt tut. Auch in unsern Jahrzehnten hat es Schreckensfluten gegeben, die drei bis vier Meter über normale Fluthöhe stiegen, nur war man auf den Überfall gerüstet.

Das Seltsamste an dem Tun der Ganz Großen Macht ist, daß Senkungen und Hebungen auf unbegreifbare Art zu wechseln scheinen. Eine Eintragung davon im Logbuch der Geschichte las etwa der Forscher Heinrich Schütte an Siedlungsspuren: unter einer Stelle, wo die Menschen vor der Deichzeit ihre Häuser auf Wurten gestellt und diese Hügel unter der wachsenden Bedrängung durch das Wasser immer höher geschichtet hatten, fand er viel ältere Siedlungsspuren, die vom Wohnen auf trockenem, höherem Boden zeugen. Nicht in Burgen und Domen redet es in unserm Zwischenreich von menschlicher Geschichte, sondern von der fortdauernden Geschichte der Erde mit emportauchenden und verschwindenden Inseln, mit Strömen, die ihr Bett verlegen, und einer steten Notwendigkeit für das organische Leben, sich kühn und verschlagen zwischen den Elementarmächten zu behaupten. Diese Geschichte der Erde vollzieht sich ja auch heute noch überall, und nur der ungeheuerlich weite Pendelschlag, mit dem ihre Sekunden gemessen werden, macht es, daß wir von ewigen Bergen reden . . .

*

In der alten nordischen Dichtung spricht sich noch kein Naturgefühl aus, durch das innere Vorgänge des Menschen mit der Landschaft oder den elementaren Vorgängen in Beziehung gebracht werden. Von der Natur ausdeutend zu reden, setzt wohl eine Art Unabhängigkeit von ihr voraus; etwas zum Gegenstand machen, verlangt Abstand. Der Norden läßt den Menschen zu selten in diese innere Entfernung zurückweichen. Im Logbuch hieß es: Das Watt hat uns schon wieder — mitten in der Nacht!

Für einen kühnen, begabten Menschenschlag aber bedeutet dieses Anheimgegebensein an die Elementarmächte keine Bedrückung, die dumpfen Sinnes macht. Wie der Küstenfahrer an der Nordsee die Macht des Stromes nicht nur kennt, sondern auch dreist, man könnte sagen sportlich ausnützt, so wird im germanischen Norden alle bedrohlich über die Menschen herabhängende Naturnähe der Anlaß zu Taten, deren innere Größe in die gleiche Höhe wächst. Der ewige Rhythmus der nordischen Jahreszeiten zwang die Menschen nach kurzen, lebenserfüllten Sommern in die Tatenlosigkeit der Winter zurück. In ihr aber entstand die Kunst der Sagadichtung. Die Gestirne bewegen sich im Norden in abenteuerlich schiefen Bahnen. Am Horizont glimmen ihre Bilder riesengroß und verschwommen und rücken dann, winzig zusammenschrumpfend, in unermeßliche Höhe. Die alten Seefahrer konnten an diesem Himmel keine Kunst der Nautik lernen. Aber in einer Welt, wo selbst dort oben alles Unruhe und Wandern war, erwuchs das kühne tiefe Wissen, daß alle Ferne — Weg sei.

*

Menschenfreund ist das Zwischenreich der Wattenküste. Wie die Fährten gewaltiger Tiere, die in der Verborgenheit der Nacht aus dem Innersten der Wälder zur Tränke gekommen waren, ziehen sich über diese Landschaft noch heute an jedem Morgen nach allen Richtungen hin die Spuren der erdgestaltenden Mächte. In den Städten merken wir freilich wenig von ihnen und davon, daß die Welt des Lebendigen allezeit zwischen den Mächten nur flüchtig eingenistet besteht. Der Glanz des geistigen Reiches überblendet die Abenteuerlichkeit unseres natürlichen Daseins zwischen Geburt und Tod . . .

Es könnte aber sein, daß die Verdrängung aller Gefühle für die Abhängigkeit unseres elementaren Daseins — dem man nur den letzten Tribut nicht verweigern kann — im geheimsten eine Schwächung ist. Dann wäre es vielleicht gut zu wissen, daß es noch Landschaften gibt, — und neben dem Hochgebirge ist gewiß der Wattengürtel eine solche, — die so eigenmächtig für sich stehen, daß der Mensch sie nicht zum Spiegel seiner Empfindungen machen kann und der Natur in das eigene Antlitz blicken muß.

Wenn der Wanderer in den nordischen My-

then die Nordgrenze des Menschenlandes überschritt, geriet er im Ödland zwischen die Riesen. Daß alles Menschenland offenes, nur durch Kampf zu sicherndes Grenzland ist, dies härtende Bewußtsein prägte wohl den Nordleuten die Kühnheit und Verschlossenheit aufs Gesicht.

Daß unser Leben allzeit nur ein flüchtiges Abenteuer zwischen Naturmächten ist, diese Grenzer-Wahrheit, die den Starken auch noch verwegen macht, kann eine Wanderung, die mit offenen Augen durch das Zwischenreich führt, dem Menschen heute noch einprägen. Wir wissen heut um so vielerlei Schicksal, geschichtliches, soziales, persönliches und noch manch anderes — dort draußen, wo noch immer der Anfang der Welt ist, wird das Bewußtsein groß, daß wir auch noch ein elementares, natürliches Schicksal haben. Aus dem Meer herauf soll ja das organische Leben übers Land gekommen sein. Sich zwischen den Mächten zu behaupten, dies Schicksal wurde ihm auch im Zwischenreich unserer Wattenküste verhängt.

Marta Busch

Schillighörn — Schilligreede

Wie oft bin ich nach Schillig gegangen! Immer wenn ich in das kleine Stranddorf an der Jade kam, war dies mein erster Weg. Auf dem Deiche lief ich dem Leuchtturm von Schillig entgegen. Meine Füße schritten durch weiches Gras, meine Hände, mein Gesicht umwehte der Wind und meine Augen schauten das weite Meer. Dann ging ich dahin mit fröhlichem Herzen.

Am Leuchtturm aber blieb ich stehen und sah auf an seinem hohen, schmalen Eisenkörper. Leuchtturm von Schillig! Jeder, der auf einem deutschen Schiff fährt, kennt sein Licht, das hell durch die Nacht flammt. Und jeder, der von großer Überseefahrt zurück auf die Jade kommt und den Schein in der Dunkelheit sieht, trägt eine heiße Freude im Herzen, da er weiß: bald bist du daheim!

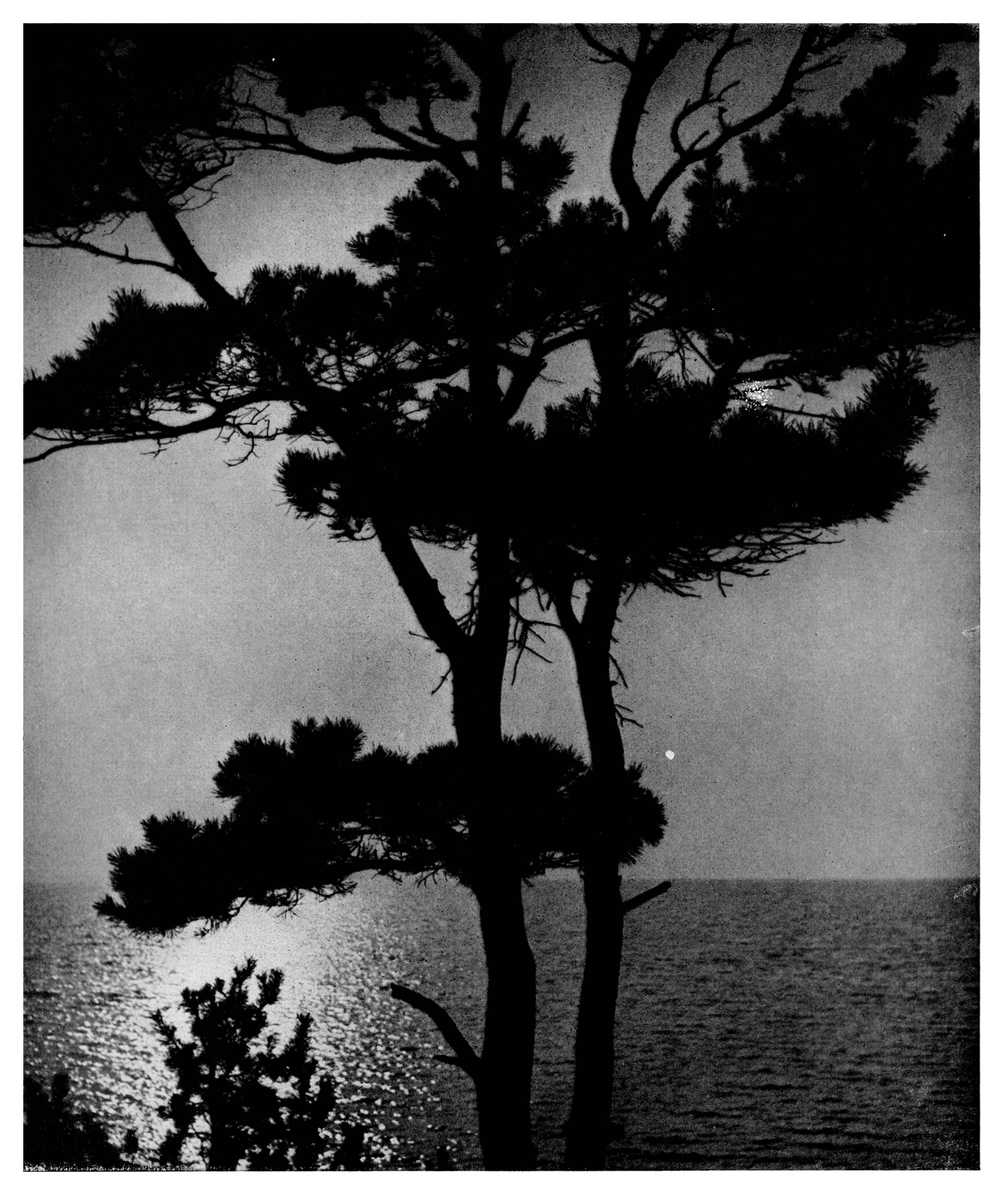
Nur wenige Schritte hinter dem Leuchtturm ragt der Signalmast in die weite, winddurchwehte Luft. Und wo der steht, ist Schillighörn.

Schillighörn, das heißt: „muschlige Ecke!" Bei jedem Schritt vom Deich zum Strand knirschen die hellen Schalen der Seetiere, die das Meer hier anschwemmte, unter den Füßen. Gras wächst darüber, hartes Dünengras, Strandhafer und Wermut. Und an dieser Landecke, wo der Deich im großen Bogen nach Westen biegt, nimmt das graue Meer die Wasser der Jade auf; und die Wellen der Nordsee schlagen auf den flachen Strand von Schillig.

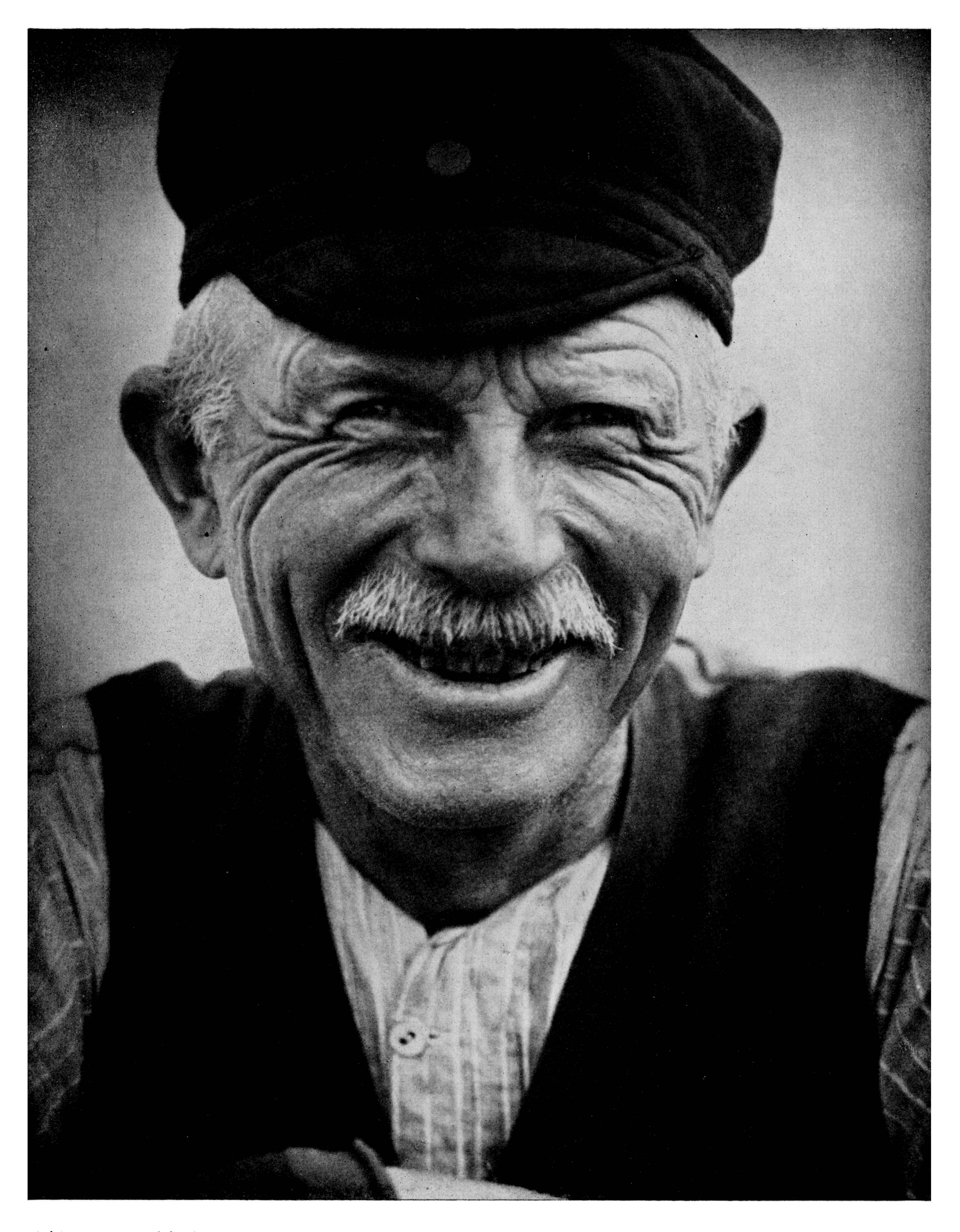
Diesen Strand aber kannte der Feind im großen Krieg! Schillighörn, das wollte der Feind, denn dann stand er im Land und Deutschland war sein! Doch auf der Reede von Schillig lagen Deutschlands beste Schiffe und hielten Wacht. Keine feindliche Bombe fiel auf das Land hinter den Deichen. Und an jenen letzten Maientagen des brennenden Kriegsjahres 1916 dampften diese Schiffe aus der Jade hinaus, über die Wesermündung an Helgoland vorbei, um den Feind vor Jütlands einsamer Küste zu stellen. Bis an den Deich von Schillig hallte das dumpfe Donnern der Seeschlacht am Skagerrak, daß die Menschen auf den Marschhöfen sich mit bangem, fragendem Blick ansahen. Als aber der Abend kam, kehrten siegreiche Schiffe zurück auf die Jade, und die Glut der sinkenden Sonne umgab ihre Masten wie freudige Feuer. Die mächtige Flotte des Gegners war geschlagen, und nie ging eines fremden Soldaten Schritt über den Deich von Schillig!

Ich war noch ein Kind, als das geschah; doch als ich nach Jahren über die Reede von Schillig fuhr, wurde mir alles wieder gewiß.

Das war an einem sonnenhellen Sonntagmorgen im frühen Herbst. Wir segelten auf die Jade hinaus. Wind faßte das Segel, daß es

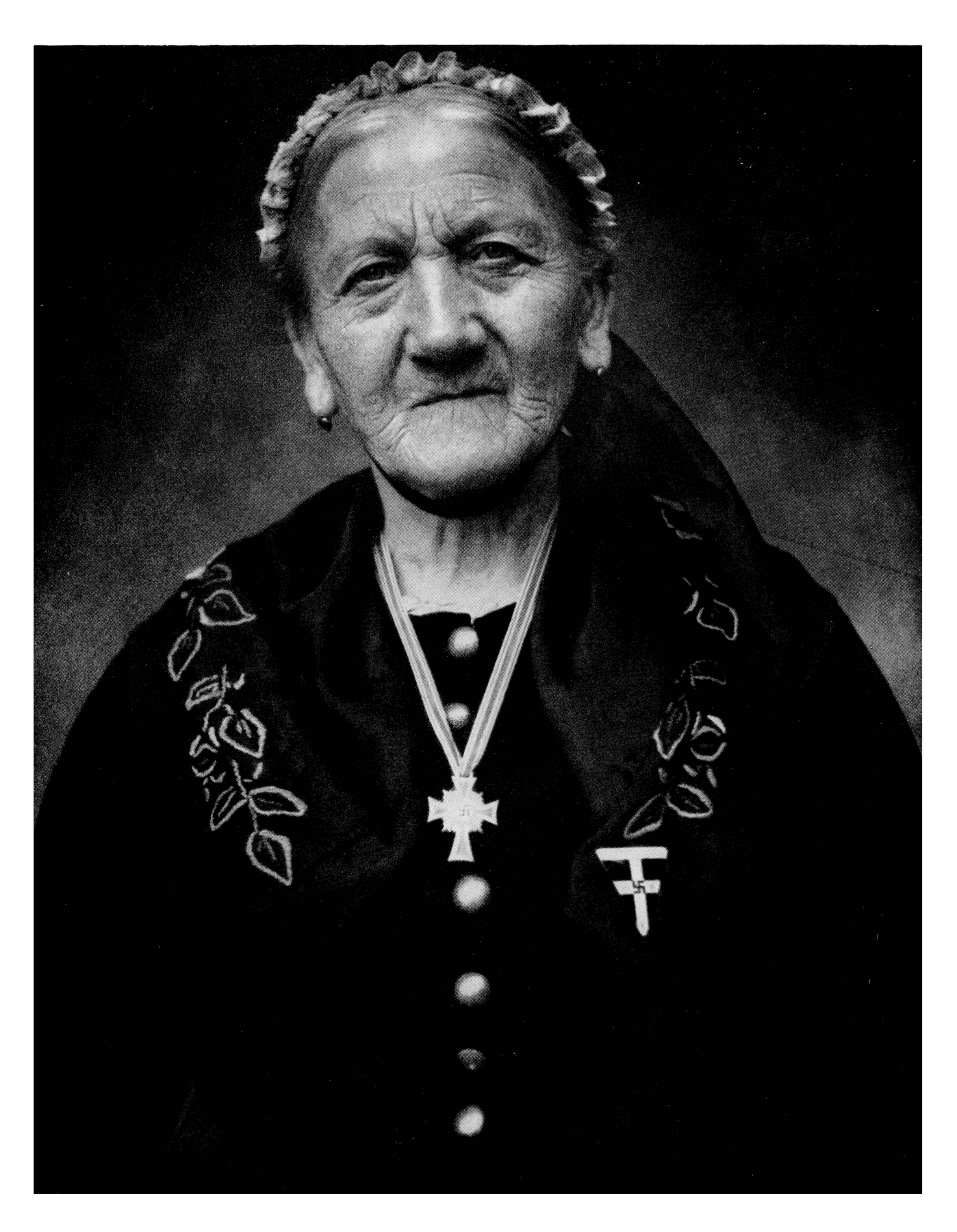


Männliches Meer: An der vorpommerschen Steilküste — Aufnahme Erna Lendvai-Dircksen

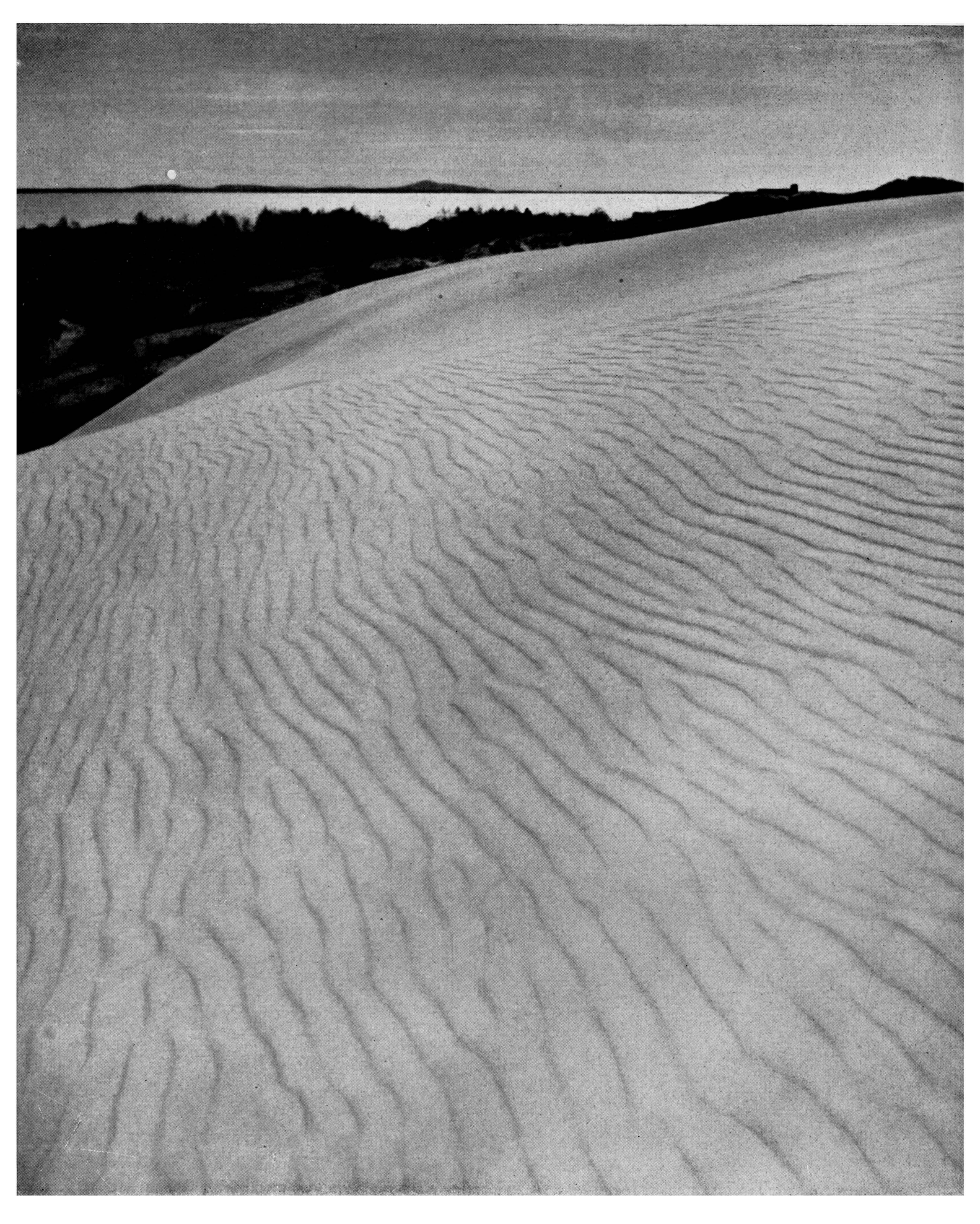


Hiddenseer Fischer

Aufnahme Erna Lendvai-Dircksen



Deutsche Mutter aus dem Mecklenburgischen in alter Tracht, die zu Festlichkeiten heute wieder getragen wird



Düne am Ostseestrand

Aufnahme Erna Lendvai-Dircksen

steif am Mast stand; auf und nieder tauchte der Kutter durch die Dünung. Die Wellen schäumten um den Bug, weißer Gischt flog über Bord. Vor uns leuchtete der Sandstrand von Wangerooge, das Grünland von Mellum war sichtbar und die ferne Küste Butjadingens. Wir segelten mit den ziehenden Wassern, und meine Augen gingen den Wellen nach, die nach Norden strömten über den Skagen, wo Deutschlands Ruhm so hell erstrahlt; weiter hinauf zum Schottischen Meer und an die düsteren Felswände von Skapa Flow.

Skapa Flow! Noch einmal flammte heldischer deutscher Geist auf in jenen dunklen Tagen nach dem heißen Ringen, da alles schon versunken war. Deutsche Schiffe sanken dort in die Tiefe. Deutsche Matrosen und Offiziere lösten selbst die Ventile, daß die Wasser über die Schlachtriesen liefen, ihre eisernen Leiber bedeckten, ehe der Feind sie nahm.

Skapa Flow! Leuchtender Name in Wirrnis und Nacht!

Von da an aber wurde es für Jahre still auf Schillighörn, auf Schilligreede. „Versailles" stand auch dort geschrieben. — —

Wir holten das Segel über und kreuzten auf der Jade, denn wir wollten zurück. Da ward uns ein schönes Bild! Eine Flotille von schmalen, weißen Kuttern segelte in Kiellinie an uns vorbei. Und hochgewachsene, blonde Jungen standen am Steuer, hielten die Segelleine, spähten mit wachen Augen nach den Wassern, nach dem Wind, und sangen ein Lied, wie es einst wohl um die Masten der Wikingerschiffe geklungen war:

„Frei ist die See, und die Eisberge ziehn,
nordwärts in Scharen die Wildgänse ziehn.
Islands Gestade umbraust der Süd,
singt uns von Freiheit und Kämpfen ein Lied.
Auf, Gesellen, am Mast euch geschart,
löst die Segel zur Wikingerfahrt!"

Solches sangen die Jungen auf den Seglern, daß es weithin über die Nordsee hallte. Ich nahm das Lied mit an Land, und als ich wieder über den Deich von Schillig ging, klang es immer noch in meinem Herzen.

Und der Wind lief mit über den Deich, nahm meine Seele und trug sie von Schillighörn über Schilligreede weit hinaus aufs Meer, wo jetzt, wie einst, mutige deutsche Jungen segeln und segeln werden, solange das Wasser ist, der Wind und die Sonne!

Hans Friedrich Blunck

Der Kulenkröger soll Seefahren lernen

Einmal hat es um das Roggenfeld am Rand des großen Holzes schlecht gestanden. Das kam davon, daß die gütige Frau, die für die Saat sorgt und den Halmen Kraft gibt, daß die Roggenmuhme beim Kulenwirt gefangengehalten wurde.

Wie das geschehen konnte? Nun, der Arge hatte ihr eines Tages einen alten Fuchsbau gezeigt und ihr gesagt, wenn sie sich klein machen und eben hineinschlüpfen wollte, würde sie erfahren, warum das Land in diesem Sommer so trocken bliebe. Die Roggenfrau, die viel Sorgen um ihre Ernte hatte, folgte dem bösen Rat. Und sie fand, daß unter ihrem Acker der dicke unholde Wirt alle Quellen in seinen Krug abgeleitet hatte. Aber dann, als er es ihr gezeigt hatte, verschloß der Unhold die Tür, hielt die Frau als Gefangene in seiner lehmigen Tiefe und verbot ihr, je wieder an das helle Tageslicht aufzusteigen. Nun durfte sie mit Seufzen zusehen, wie das Quellwasser zum Bierbrauen gebraucht wurde und wie all das schöne Naß, das sie für ihr Feld nötig hatte, unnütz vergeudet wurde. Vergeblich hob die Frau die Hände, vergeblich flehte sie des Kulenwirts Gäste an, sie zu befreien, damit sie für ihr Roggenfeld und ihre vieltausend Kinder sorgen könnte. Die

Lümmel lachten, wenn das arme Weib die Bitten aussprach, und taten, als gäbe es nichts Besseres auf der Welt, als unholden Gesellen tief unten im Kulenkrug zuzuhören.

Nun vernahm auch der Fuchs, der bei jenem Wirt zuweilen zum Kartenspielen kam, einmal die Klage der Roggenmuhme. Und der Schelm, der selbst so vielen anderen Schabernack antut, hatte Mitleid mit der schönen sanften Frau. Auch ärgerte ihn, daß der junge Roggen nicht wuchs, seine Welpen tummelten sich schon vorm Bau, und sein Weib wollte die Kinder ausführen. Er versuchte also, vernünftig mit dem Kröger zu reden. Aber der tat, als sei er auf beiden Ohren taub.

Da war noch ein anderer Gast, dem die Sache nicht gefiel. Der kleine Igel hatte das Gespräch angehört und dachte sich seinen Teil. Während er den Fuchs sonst nicht ausstehen konnte, stieß er ihn an und nickte ihm zu, gerade zwischen zwei fallenden Karten. Ich werde dir helfen, sollte das heißen. Dann brachten die beiden Gäste ihr Spiel zu Ende und standen auf, um sich, wie sie sagten, die Füße zu vertreten. Vor der Tür aber berieten sie, wie es mit der Gefangenen und mit dem Wasser fürs Roggenfeld werden sollte, und sie verabredeten sich miteinander, daß sie sich wieder begegnen wollten.

Nun ging der Kulenwirt, wenn es ihm auf dem eignen Hof langweilig wurde, zuweilen beim Nachbar Sandkerl zu Besuch. Fuchs und Igel hörten eines Tages, wie er aufbrach, sie schlichen sich in die Tür des Krugs, und weil die Luft rein schien, machten sich die beiden daran — Reineke ist ein guter Baumeister —, das Wasser aufzufangen und es den alten Sickerweg zu senden, den es früher unterm Feld entlang gefunden hatte. Und die Roggenfrau dankte ihnen, und die Ähren auf unserem Feld hoben die Häupter. Als der Kulenkröger mit schwerem Kopf von seinem Nachbar zurückkam, ließen sie rasch den Quell wieder in seine Fässer rinnen.

Der Alte hatte indes Unrat gewittert, er blieb einige Tage zu Haus und gab auf seinen Kram acht. Und draußen brannte die Sonne und der Boden war so dürr, daß er zu Rissen aufsprang und die Halme nichts mehr galten.

Die beiden Bundesgenossen erdachten sich also einen neuen Plan. Eines Tages kam Stickelpickel im dunklen Rock, tat wie ein Prediger, pflanzte sich vor dem Kulenwirt auf und begann ihm ins Gewissen zu reden, er solle eine Pilgerfahrt machen. Wirklich hatte der Alte ein kohlschwarzes Gewissen und ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Aber als er das Grinsen der Gäste sah, schämte er sich seiner Reue, wollte von Umkehr nichts wissen und lachte den armen Stickelpickel aus. Auch kam gerade der Sandkerl in die Tür und lud den Kröger nachbarlich in sein Haus. Da sperrte der Unhold die schöne gefangene Roggenfrau in seine Hinterstube, zog den Schlüssel ab und polterte zu seinem Freunde nach drüben. Und keiner konnte helfen; die Tür, die der Kulenkröger zuschloß, hielt dicht.

Inzwischen wurde es draußen auf dem Felde immer ärger, Fuchs und Igel hatten Sorge um Mensch und Vieh und auch um ihren eignen Winter. Was sollte nur werden, wenn die Mäuse ausstarben, wenn die Bauern die Hähne schlachteten und kein warmer Kuhstall dem klei-



nen Stickelpickel Quartier gab? Sie überlegten also wieder hin und her, und diesmal versuchte sich der Fuchs. Er kam eines Tages wie ein Bote von einer weiten Reise und trat geradeswegs vor den bösen Kulenkröger. Ach, und ach, hieß es da, und dem armen Bruder des Herrn Wirt in der Kule zehntausend Schritt stromab ginge es so schlecht, schier zum Sterben läge er da, und man sei zufällig vorbeigekommen, und der Kranke habe ihn gleich ausgesandt, es sei doch wegen des Erbes, das der Herr Kulenkröger zu erwarten habe.

Nun, diesmal spitzte der Alte die Ohren und wäre wohl gerne der Einladung gefolgt. Zehntausend Schritt sind indes viel zuviel für einen so dicken Kerl, wie es der Kulenkröger ist, und Eisenbahnen sind in seinem Reich noch nicht erfunden. Er mußte Reineke also um Rat fragen.

„Mein Freund Stickelpickel und ich sind in der Seefahrt beschlagen", meinte der Fuchs. „Wie wär's, wenn wir den Fluß hinabführen?"

Es war nicht recht, den kleinen Igel zu nennen, der schon das Grauen kriegt, wenn die Leute nur vom Wasser reden. Vielleicht hatte der Fuchs auch schlimmere Pläne, als ich zu denken wage. Stickelpickel war indes ein Held, weil er mit der armen gefangenen Frau Roggenmuhme solch Mitleid hatte; er nickte zu allem, was Reineke vorbrachte.

„Wer soll uns aber ein Schiff leihen", stöhnte der Kulenkröger, „wo es doch so eilig ist und unsereins so wenig von Seefahrt versteht?"

Der Fuchs schien zu überlegen. „Ich weiß einen alten Bottich", sagte er, „so ein halbes Faß, das trägt uns zu dritt. Wir wollen deine Matrosen sein und dich zu deinem Bruder fahren, Kulenwirt; du hast uns oft genug eingeladen, wenn unsere Taschen leer waren."

Der Kröger traute dem Fuchs — das soll kein kluger Mann tun — und freute sich über die Dankbarkeit der Gäste. Er rechnete also nach, wie lange er wohl ausbleiben würde, sperrte die arme Roggenmuhme wieder in seine Hinterstube und gab ihr für eine Woche zu essen



und zu trinken. Dann zog er seinen schwarzen Rock an und ging mit viel Seufzen und Stöhnen zu Fuß zum Schiff hinab. Es dauert sehr lange; er und seine Art sind nicht gut auf den Beinen, und es war sicherlich richtig, daß der Fuchs vorgeschlagen hatte, statt weite Wege zu machen, in einem alten Faß zu fahren.

Nun war jener Bottich, der, wie Reineke wußte, in einer Bucht des Stroms aufgetrieben war, nicht gerade ein bequemes Schiff. Als der Fuchs die beiden Herren hinführte, sahen sie es sich mit viel Bedenken an.

„Geht ihr zuerst hinein", sagte der Igel, „ich muß obenauf sitzen!" Gegen den Rat konnte niemand etwas einwenden; sollte der arme Kulenkröger vielleicht auf Borsten und Stacheln sitzen? Der Alte war trotzdem mißtrauisch. „Ich will wohl einsteigen", bemerkte er, „aber Reineke soll es zugleich, sonst schwimme ich mit dem Faß davon. Ich verstehe nun einmal nichts von der Seefahrt, auch wenn ich allerhand darüber gelesen habe."

„Kann geschehen!" sagte Reineke und sprang ihm auf die Schulter. Und als der Kulenkröger sich mit viel Stöhnen ins Faß wälzte, setzte er sich auf seine Knie. Anders konnte er es nicht machen, das sonderbare Schiff war gerade so

groß, daß der Kulenkerl mit seinem Sitz drin stak, Schuhe und Waden baumelten im Fluß; es war wohl drollig anzusehen.

„Bißchen Wasser gehört zu einer Seereise", tröstete der Fuchs. „Jetzt will ich dem Igel herüberhelfen!"

Aber dem Kulenkröger war nicht wohl in dem halben Faß, er rutschte mit seinem Sitz tiefer und tiefer. Und weil er mißtrauisch war, wie es die Dicken leicht an sich haben, und ihm bei der Haltung der Atem knapp wurde, griff er den Fuchs bei der Rute. „Du bürgst mir dafür, daß ich gut zu meinem armen Bruder komme!" sagte er.

Der Fuchs hatte schon an Land setzen und den Kulenwirt seinem Schicksal überlassen wollen. Jetzt hatte der Alte ihn in der Gewalt, das ärgerte ihn. „Laß mich los", verlangte Reineke, „wie soll ich unser Schiff abstoßen, wenn du mich festhältst? Du kannst ja den Igel rufen, wenn du dich an jemanden festklammern willst!"

Dem armen Kulenkröger wurde indes immer elender zumut; er konnte sich weder drehen noch wenden. „Den Igel soll der Teufel holen", sagte er, „du hast mir versprochen, mich zu meinem Bruder zu fahren, und sollst es zu Ende führen." Und er packte Reinekes rote Rute mit beiden Händen. „Du kannst mit den Vorderläufen abstoßen", rief er dem Fuchs. „Wenn ich dich festhalte, brauchst du dich nicht zu fürchten."

Nun, Reineke mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. „Ich will's versuchen", sagte er. Und der Igel schaute grinsend vom Land aus zu, und eine alte Ziege, die sich auch die Sache ansah, meckerte vor Erstaunen.

„Beeil dich doch", jammerte der Kröger. Das Wasser schülpte über den Tonnenrand unter seinen Sitz, und das Wasser war kalt. Auch war der Igel frech, höhnte, ob er den Herren nicht fein genug sei, er werde umkehren und dergleichen mehr.

Reineke tat wirklich, als gäbe er sein Bestes her. Er kratzte und blies und machte sich gewaltig zu schaffen. „Wenn du mich nicht besser festhältst", schrie er, „krieg ich das Boot nicht los, spei doch in die Hände".

Der Kulenwirt mußte sich im Kreuz drehen, er war in großer Not. „Wart eben", sagte er, „das ist ein guter Rat."

In dem Augenblick aber, wo Reineke spürte, daß seine Rute frei wurde, war er schon an Land. Es war auch gerade soweit, daß das Faß sich löste, schaukelnd und drehend strudelte es mit der Strömung von dannen. Der Dicke erschrak sehr und winkte, aber der Fuchs stand am Ufer und hielt sich den Leib vor Schadenfreude, und der Igel Stickelpickel schlug sich auf die Knie und kriegte keine Luft vor Lachen. Nur die Ziege hatte Sorgen um den fremden Mann und meckerte.



Ich weiß nicht, wie der Kulenkröger zu seinem Bruder gekommen ist, noch ob er sehr freundlich empfangen wurde. Ich vermute, daß mitleidige Leute sich seiner angenommen und ihm heimgeholfen haben.

Es hat aber doch bis zum Herbst gedauert, bis er seinen Krug wieder erreichte. Da sah es ja trostlos aus. Alle Quellen hatten über Sommer die Felder gespeist, die Menschen hatten sich gefreut über die gute Ernte. Die Roggenmuhme war längst frei — ach, der Unhold wagte nicht zu fragen, wer das wohl verschuldet hatte. Und die Gäste hatten geglaubt, der Kulenwirt sei längst verstorben, und hatten Küche und Keller geleert — wie sollte er da nicht traurig werden!

Der Kulenwirt hat indes den Mut nicht verloren. Er hat seinen Krug wieder aufgetan — ich bin jüngst aus Versehen beinahe hineingeraten. Ich meine aber, gute Leute kommen lieber bei der schönen Roggenmuhme zu Gast als in dem schlimmen Keller unter der Erde.

Die Meerorgel

Die grauen Hügel sind von zarten Schleiern
Tiefblauer Veilchen frühlingsstill umwoben.
Goldgrün das Meer. Noch gestern dumpf und bleiern,
Tönt morgenhell das weiße Brandungstoben.

Ich horche, windumbraust, von meinen Dünen
Der Meeresorgel rollenden Akkorden.
Und Herz und Meer und Wolk' und Wiesen grünen,
Sind köstlich neu und festlich eins geworden.

Berend de Vries

Waldemar Augustiny

Der Brief mit dem Löwensiegel

Auf dem Hofe Bombüll, der irgendwo in den Marschen südlich von Tondern liegt, erschienen eines Tages fremdländische Soldaten und fragten nach dem Fräulein Grethe Kleeschen. Grethe? Die Hofmutter schüttelte den Kopf, die Knechte blieben stumm wie Fische, der Besitzer indes gab zu, daß vor vielen Jahren eine Magd dieses Namens bei ihm gedient habe. Aber erst nach umständlichen Beteuerungen, daß die Soldaten nichts Arges gegen das Mädchen im Sinne hätten, insonderheit, daß sie es nicht im Auftrag eines ausländischen Gerichts fangen wollten, nannte er das Dorf, nach dem das Mädchen verzogen war: Emmerleff, einige Meilen nördlich an der Nordsee gelegen.

Nach einem Tage oder zweien ankerte vor Emmerleff ein Schuner, der mit eisernen Rohren bestückt war und im Topp die niederländische Flagge zeigte. Das Volk lief am Strand zusammen und ratschlagte, was ein solcher Besuch zu bedeuten habe, aber ein Ruderboot landete zwei Soldaten und die fragten nach niemand anders als nach Grethe Kleeschen. Da zeigte man ihnen enttäuscht und etwas höhnisch, doch ohne jeden Argwohn einen Bauernhof, der ein wenig abseits unter den dichten Eichwipfeln verborgen lag; dort diene das hochlöbliche Fräulein als Magd und versorge das Vieh. Die Soldaten fragten nun auf dem Hof, und hier endlich trat die Gesuchte ihnen entgegen, ein nicht eigentlich mehr junges, schwermütig aussehendes Mädchen in dunkelfarbenem Kleid und seltsamerweise mit der Haube bekleidet, die in Friesland die Witwen tragen.

Die Soldaten salutierten wie vor einer großen Herrin, und der eine, seiner Kleidung nach der Ranghöhere, holte aus seiner Ledertasche einen Brief, der trug des Mädchens Namen und war geschlossen mit einem Siegel, das einen schwerttragenden Löwen zeigte. Das Mädchen tat ein wenig verwirrt und sagte endlich, daß es eine Dienstmagd sei und daß ein so großartiger Brief nicht für sie bestimmt sein könne, als aber die Soldaten beteuerten, daß sie nach Bombüll geschickt und von dort nach Emmerleff verwiesen seien, da nahm es heftig errötend den Brief und verschwand mit ihm hinter einer Tür, indes die Kriegsleute bescheiden auf der Diele warteten.

Grethe Kleeschen war in die Küche und von dort in die Stube gelaufen, nun betrachteten sie und die Bäuerin zusammen den Brief. Endlich, nachdem sie beide zu der Ansicht gekommen

waren, daß es mit der Anschrift seine Richtigkeit habe, erbrachen sie vorsichtig, ohne das kostbare Siegel zu verletzen, das gefaltete Papier. Grethe Kleeschen verstand nicht ein Wort, da die Buchstaben vor ihren Augen tanzten, die Bäuerin aber zog das Mädchen, das sie in langen Dienstjahren liebgewonnen hatte, an sich. Denn nachdem sie gelesen hatte, ahnte sie, daß dieser Brief auf das furchtbare Ereignis Bezug nahm, um dessentwillen das Mädchen damals nach Emmerleff verzogen war; sie und ihr Mann waren im Dorfe die einzigen, die darum wußten. Und langsam, um ihm nicht weh zu tun, erklärte sie dem Mädchen, daß der Brief von Niß de Bombell unterschrieben sei und daß sich hinter diesem Namen — nicht weinen — Niß Ipsen, der Jugendliebste verberge, wie aus der Nachschrift hervorgehe; ob der Namenszug aber echt oder aus dunklen Absichten gefälscht sei, das wisse Gott allein.

Indessen kam der Bauer zurück. Er hatte von weitem gesehen, wie der Schuner seine Rahen mit bunten Wimpeln schmückte, er hatte gehört, daß Abgesandte des Schiffes zu seinem Hof, mit einer Botschaft für Grethe Kleeschen gegangen seien, nun kam er, froh, daß mit der Magd auch sein Hof geehrt ward. Auf der Diele fragte er die Kriegsleute aus, und so erfuhr er, Niß de Bombell, niederländischer Admiral, aus Bombüll im Schleswigschen gebürtig, habe den Schuner ausgeschickt, der solle Grethe Kleeschen als des Admirals anverlobte Braut nach Den Haag bringen.

Der Bauer brauchte sich nicht lange zu besinnen, daß dieser Niß kein anderer als Niß Ipsen sein konnte, der Knecht auf Bombüll, der vor langen Jahren den Händen schwedischer Reiter entflohen und nach Holland gefahren war. Großartig fand er, daß Niß Ipsen sich so in der Welt bewährt hatte, und glorreicher noch, daß er seiner Grethe all die Zeit treu geblieben war. So polterte er in die Stube und befahl, ein Essen zu richten, den Gästen, vor allem aber Niß de Bombell, dem Admiral zu Ehren. Was aber sah er? Gedrückt und fast verstört machten sich die Frauen an die Arbeit, daß er glauben mußte, die Erinnerung von damals habe sich ihrer bemächtigt. Da tröstete er, die Bluttat, die Niß begangen, sei doch vergessen und verjährt, da schalt er endlich, jeder Mann von Ehre hätte so und nicht anders gehandelt wie damals Niß.

Denn was war geschehen? Grethe Kleeschen diente noch, eine blutjunge Magd, in Bombüll, da hatten schwedische Reiter des Generals Torstenson auf dem Hof Quartier bezogen. Ein Offizier war des Nachts zu Grethe in die Kammer gestiegen. Niß, ihr Liebster, setzte ihm nach. Statt des Liebesabenteuers hebt ein Kampf auf Leben und Tod an. Der Offizier fällt, Niß aber flieht und ist vor Tau und Tag schon außer Landes. Keine Nachricht von ihm bis zu diesem Tag, da der buntbewimpelte Schuner bei Emmerleff vor Anker ging.

Eine himmlische Fügung hat alles zum Guten gewendet, sagte der Bauer, also legst du ab die Witwenhaube, die du zu deiner Ehre getragen hast. Und man setzte sich um den Tisch, und der Bauer ließ die Kriegsleute erzählen. Vom Matrosen zum Steuermann und Kapitän befördert — das allein war schon des Rühmens wert! Den fluchwürdigen Seeräuber erschlagen — diesen Becher für Niß Ipsen! An unbekannten Küsten die Flagge Niederlands gehißt — Grethe, hörst du, das ist dein Verlobter! Das Mädchen aber flüsterte zur Bäuerin: Er ist viel zu hoch gestiegen für mich!

Was wußten die Soldaten weiter? Ganz Amsterdam hatte am Hafen gestanden, als die Flotte, von Niß de Bombell geführt, mit wehenden Fahnen heimkehrte. Der Statthalter selbst hatte die Admiralskette um seinen Nacken gehängt, und bei der Festtafel hatte zu seiner Rechten die Gräfin von Oranien und zur Linken die Prinzessin von Nassau gesessen. Da flüsterte das Mädchen, grau im Gesicht: Ich bin lange nicht mehr schön genug für ihn!

Die Kriegsleute fuhren fort: Das Glück, so

geht die Sage, hat ihn unverletzlich gemacht. Eine einzige Narbe trägt er am Leibe, hier, von der Schläfe übers Ohr. — Das ist wahr, sagte das Mädchen, die stach der schwedische Reiter ihm. — Warum aber ist das Glück ihm gewogen? Weil oben im nördlichen Friesland ein Mädchen lebt, sagt der Admiral selber das in Treue an mich denkt.

Mein Wort, rief der Bauer, daß kein Mädchen treuer seinem Verlobten anhangen kann. Und man soll in Holland dir deinen Wert ansehen, darum will ich dich ausstatten wie meine Tochter. Das Mädchen aber flüsterte: Er soll meiner Treue gewiß bleiben, aber kommen werde ich nicht.

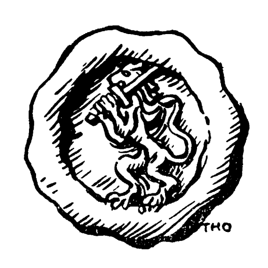
Merkten die Kriegsleute, daß ihre Reden den Erfolg ihrer Reise gefährdeten? Sie blickten auf das Mädchen, dessen Züge sich von Ernst und Kummer verklärten, und schwiegen. Der Bauer aber lachte: Wenn du des großen Admirals Frau bist, dann möcht ich wissen, ob du die Bauersleute nicht vergißt, an deren Tisch du so lange gesessen hast.

Jetzt stand das Mädchen auf. Wollt Ihr Eurem Herrn, dem Admiral Niß de Bombell, meine Antwort überbringen? So schreibt! Und ohne zu bedenken, daß weder Feder noch Tinte zur Hand waren, fuhr sie fort: Ich danke dir, daß du an mich gedacht hast, so wie ich dich nicht vergessen habe allezeit. Und sie hob den Kopf, und es war, als sähe sie zwischen den Deckenbalken sein Licht leuchten. Wenn du glaubst, daß meine Treue dich bei deinen Taten gestärkt hat, so wisse, daß ich dir angehören werde in alle Ewigkeit, wie auch das Leben dich führen mag. Und jetzt, zum erstenmal an diesem Tag, schossen ihr die Tränen übers Gesicht. Wenn du aber glaubst, daß du meiner Gegenwart bedarfst, so wisse, daß ich zu dir kommen werde als deine Grethe, Braut des Admirals Niß de Bombell.

Schon brach sie auf und gebot den Soldaten, ihr zu folgen. Sie nahm Abschied von den Bauersleuten herzlich und bewegt, aber so eilig, als habe sie keine Stunde mehr zu verlieren. Weder Geld noch Heiratsgut, das man ihr anbot, wollte sie mitnehmen, und der Brief mit dem Löwensiegel war die einzige Habe, mit der sie das Deck des Schuners betrat. Den Brief aber schwenkte sie in der Hand, als unter dem Jubel der Dorfleute die Segel aufflatterten und sich füllten, als mit Donner und Pulverrauch der Geschütze die Reise anhob, die sie tat als Braut des Admirals.

Diese Geschichte hat sich wahrhaft begeben. Sie wird noch heute im nördlichen Friesland erzählt, und man kennt den Brief, den Niß de Bombell seiner Braut geschrieben hat. Unter den Liebesbriefen, deren sich die Welt erinnert, verdient auch dieser bewahrt zu werden. Er sei hier mitgeteilt:

Myn Grethe, As du nog van de Gesynning bist, t'welck du weirst, do ick mit dy taglick op Bombell dende, so kam to my na der Haag un war myn Frow. Ick bin tegenwordig Hollandische Admiral Niß de Bombell, vormalen Niß Ipsen, dyn getreue Brydigam.



Wilhelm Lobsien

Der stille Gast

Mit langsamen, schweren Schritten stampfte Jörn durch die engen Straßen der kleinen Inselstadt zum Hafen hinunter, wo sein Boot, halb auf die Seite geneigt, im Ebbschlick lag und auf die Flut wartete. Er hatte allerlei Dinge für sich und die Nachbarn eingekauft, Brot und Tabak, Rum und anderes, was auf der Hallig nicht zu haben war. Umständlich verstaute er die Waren, setzte sich dann an den Strand und lauerte auf das Steigen des Wassers.

Schon heute früh, als er sein Boot von der Halligkante löste und in den grauen Morgen hinaussteuerte, war ihm so seltsam zumute gewesen, als müsse ihm irgend etwas Fremdes begegnen. Im Wind, der frisch und drängend über das Wattenmeer ging, hatte eine ganz neue Melodie geklungen, so eigenartig schwer und dumpf und ganz ohne Kraft, so daß er nur wenig Fahrt gemacht und viel mehr Zeit als sonst zur Reise nach der Insel gebraucht hatte. Die Menschen hier in Wyk, der kleinen Hafenstadt, waren ihm auch ganz anders als sonst vorgekommen, so eigenartig laut und hastig, als könnten sie gar nicht genug vom Tag und vom Leben erraffen, als seien sie bange, ein anderer könne kommen und ihnen etwas wegnehmen.

Mochten sie tun, wie und was sie wollten, Jörn kümmerte sich nicht um sie. Er hatte genug mit sich selber und seiner kleinen, engen Welt zu tun, und die lag weit, weit drüben im Meer und versank fast im Dunst, darüber der Kimm lagerte.

Nein, Jörn kümmerte sich nicht um andere Leute, sondern saß im weißen Strandsand und wartete auf die Flut, die ihn wieder nach Hause bringen sollte. Wie oft hatte er hier gesessen und nach seiner fernen Heimathallig hinüber geblickt! Wie oft hatte er sie im Glanz der Sonne auf schaukelnden Wellen, im Grau der Dämmerung wie ferne dunkle Wolken am Horizont liegen sehen! Und doch kam sie ihm heute ganz anders vor, so wunderlich, fremd und fern, daß ein leise drängendes Heimweh in ihm aufstieg. Aber er mußte sich gedulden und mit der Heimfahrt bis zur Tiede warten.

Den alten, grauen Kopf in beide Hände gestützt saß er da und blickte mit zusammengekniffenen Augen über das Watt, das still und fast bewegungslos vor ihm lag. So merkte er es nicht, daß ein Mann den Strand heraufgegangen kam. Der schien ein Schiffer zu sein. Schwer und breit war sein Gang, ein Südwester beschattete seine Stirn und Ölzeug deckte seinen Körper, trotzdem die Luft ruhig und lau war. Schweigend setzte er sich neben Jörn in den Sand.

Da erst blickte Jörn auf und erschrak fast vor den tiefen Augen, mit denen der Fremde ihn anschaute.

Eine Weile saßen die beiden schweigend beieinander. Dann sagte der Fremde, und seine Stimme klang fern und tief:

„Wohin fährst Du?"

Jörn wies mit der Hand über das Watten-





meer, das leise klingend seine ersten aufkommenden Wellen an den Strand warf.

„Dort hinüber, nach Oland. Und Du? Ich habe Dich nie gesehen."

Ich bin durch alle Meere gefahren, und überall zu Hause, wo der Wind um Masten und Rahen pfeift."

„Das ist viel. Ich kenne nur das graue Nordermeer."

„Und das ist wenig, Jörn."

Jörn blickte erstaunt auf und fragte:

„Woher kennst Du mich?"

Der Fremde lächelte seltsam und leise und blickte dabei Jörn mit wunderlichen Augen an:

„Ich kenne alle Leute, deren Füße auf Schiffsplanken stehen. Ich kenne Kap Horn so gut wie den Kanal, so oft bin ich dort herumgefahren."

Wieder ließ Jörn seine Augen über den Fremden gleiten, um schnell und flüchtig sein Gesicht zu erhaschen. Ein Fahrensmann war er, das konnte man sehn, und alt genug war er auch, um Glauben fordern zu können, wenn er erzählte, daß er oft um Kap Horn gesegelt sei; aber ein wunderlicher Gast war er auch, bei dem einem schier unheimlich wurde. Es war schon besser, ihn am Strande sitzen zu lassen und das Boot zur Heimfahrt zu rüsten; die Flut war wohl auch schon hoch genug.

Der Fremde aber legte ihm mit sanftem Druck die Hand aufs Knie und zwang ihn zu bleiben.

„Was willst du, Jörn? Du kommst früh genug in den Hafen. Die See liegt blank und still. Für dein Segel ist kaum eine Mütze voll Wind da. Weit drüben hinter Amrum aber steht eine schwere Bank, die wird gegen Abend eine steife Brise bringen."

„Du hast recht. Man merkt, daß du ein alter Fahrensmann bist. Vieles mußt du gesehen und erlebt haben."

Der Fremde nickte.

„Hast du auch ihn gesehen", fuhr Jörn fort, „der auf den schwarzen Klippen sitzt, wenn der weiße Schaum darüberspritzt, oder in dunklen Nächten auf der Ruderpinne hockt und sie festhält, daß dein Schiff wie verrückt in die Brandung jagt?"

„Ja, oft."

Hastig wandte Jörn sich ihm zu.

„Und wie war das? Ich meine, wie war dir dabei? Sprach er, oder winkte er?"

Wieder lag das seltsame Lächeln in den wunderlichen Augen des Fremden aber er antwortete nicht.

„Du mußt nämlich wissen, daß mir all die letzten Tage, wenn ich übers Meer fuhr, ganz besonders heute in der Frühe, so war, als wäre er bei mir, trotzdem ganz stilles Wetter war. Du darfst mich nicht auslachen; aber mir war wirklich so, als säße er bald versteckt hinter der Fock, bald in der Last, oder als hielte er das Ruder gefaßt und ließe sich mitschleppen."

„Und wenn es so wäre?"

Jörn starrte ihn mit großen, bangen Augen an:

„Ja, was dann? Sag mir, was dann?"

Mit einem Ruck erhob sich der Fremde, und seine Stimme klang plötzlich ganz anders, als er sagte:

„Das weiß keiner. Doch nun komm und mach

dein Boot flott, damit du heute noch hafenbinnen kommst."

Schwerfällig erhoben sie sich und stakten mit steifen Gliedern über den Damm nach dem Hafen.

„Ich fahre mit dir", sagte der Fremde, und Jörn hielt es für selbstverständlich, so daß er kein Wort der Widerrede fand.

Als sie nahe der Hafenmauer waren, standen dort Schiffer und Fischer und guckten ins Wetter. Jörn winkte ihnen zu und sagte ihnen, halb verlegen, halb sich entschuldigend, daß sein Begleiter ein alter Fahrensmann sei, den er am Strande getroffen habe und der nun mit ihm fahren wolle. Da lächelten sie mitleidig; denn sie sahen keinen Fremden und wußten, daß der alte Jörn zu den Wunderlichen gehörte, die mit sich selber sprachen und allerhand Erscheinungen hatten. Sie hatten darum auch nicht ihren Spott mit ihm, sondern halfen ihm, indem sie sein Boot an der Hafenmauer entlang bis ins freie Wasser zogen, und dann standen sie und blickten dem treibenden Kutter nach.

Die See lag still und blank. Ein müder Wind drückte mit leisen Händen gegen das Segel und schob das Boot träge durch die Wellen. Ringsum versanken die Inseln und Halligen im Dunst, der höher und höher stieg, und fern über Amrums weißen Dünen lag noch immer das schwefelgelbe Licht, in das sich die schwere, schwarzblaue Wolke langsam hineinschob und sich drohend ballte.

Jörn saß am Steuer und blickte lange schweigend zu dem Fremden hinüber, der gegen den Mast lehnte und die Augen lächelnd auf die dunkle Wolke richtete. Was für ein wunderlicher Mann war das doch! Saß dort und sagte kein Wort und half auch nicht, wie es einem ordentlichen Fahrensmann zukam, als Jörg ein Ruder nahm und mit langsamen, gleichmäßigen Schlägen das fast stilliegende Boot weitertrieb.

Nach einer Weile sagte der Fremde, und seine Stimme klang wieder wie aus weiter Ferne:

„Warum tust du das?"

„Warum? Weil ich schneller nach Hause will", erwiderte Jörn verwundert.

Klang es da nicht wie ein Lachen? Lachte der Fremde oder glucksten die Wellen lachend am Bug? Wie feiner Spott zitterte das Lachen noch in den Worten, die der Fremde leise in die Stille hineinschickte:

„Was heißt zu Hause, Jörn? Weißt du, wo dein Zuhause ist? Ich kenne alle Meere und alle Erdteile; aber wo ich zu Hause bin, weiß ich nicht. Was kümmerts mich? Irgendwo landen alle; ob heute oder morgen, ob hier oder da, ist ja ganz einerlei für Fahrensleute. Aber ich bin müde. Wenn du meinst, daß du hafennahe bist, weck mich, damit ich dir helfe, dein Boot festzumachen."

Damit lehnte er sich wieder gegen den Mast, schloß die Augen und schlief ein. Jörn war unter seinen wunderlichen Worten ganz in sich zusammengekrochen, und immer unheimlicher wurde ihm zu Sinn, je länger er zu dem seltsamen Fremden hinüberschaute. Wenn er nur erst auf seiner Hallig wäre! Das Wetter, das schwarz und schwer über Amrum emporstieg, ja, das würde ihm schon helfen können; aber es schien über Sylt hinwegziehen zu wollen. Ob er das alte Zaubermittel anwenden und am Mast kratzen sollte? Gewiß, die jungen Schiffer lachten, wenn sie davon hörten; er aber wußte Bescheid: sobald man am Mast kratzte und dabei Ekke Nekkegann, den Meergott, anrief, kam Wind auf ... Wenn nur der Fremde nicht am Mast lehnte! Schlief er überhaupt? Stellte er sich nicht nur schlafend und schielte dabei durch schmalen Liderspalt tückisch herüber? ... Einerlei, es mußte versucht werden. Jörn überließ das Steuer sich selbst und schob sich vorsichtig an den Mast heran. Schon wollten seine Nägel über das Holz fahren, da stand der Fremde plötzlich groß aufgerichtet vor ihm und blickte ihn höhnisch an.

„Laß die Finger vom Mast, oder ich zerbreche sie dir."

„Ich will doch nach Hause, was hinderst du mich?" wimmerte Jörn, dem die Angst kalt übers Herz kroch.

„Du Narr! Als ob du es in der Hand hättest, wann du nach Hause kommst. Siehst du das Wetter hinter Amrum?"

„Das ist es ja gerade, was mir die Segel füllen soll, bevor es nach Norden abzieht."

„Und wenn es nun kommt, kannst du ihm dann Einhalt gebieten? Hast du Gewalt über Sturm und Wellen?"

„Laß mich! Ich bin doch ein alter Wattenschiffer."

„Ein Narr bist du."

„Und du?" begehrte Jörn auf, „du willst ein alter Fahrensmann sein und fürchtest dich vor dem Wetter? Wer bist du überhaupt, der sich so mir nichts, dir nichts ins Boot hineinschleicht?"

Wieder kam es wie ein Lachen über die See, die sich unter dem aufkommenden Wetter furchte und dunkel wurde.

„Wer ich bin? Dir war doch schon in den letzten Tagen so, als säße er, den du nicht zu nennen wagst, versteckt hinter der Fock oder in der Last, oder als hielte er das Ruder gefaßt und ließe sich im Kielwasser mitschleppen."

Dumpf auf stöhnte Jörn und brach kraftlos in die Knie: „Der bist du?" lallte er, „der Tod?"

„Ich bin's. Und nun zerkratze deinen Mast, so viel du willst, alles liegt ja doch in meiner Hand. Siehst du das Wetter kommen, Jörn? Hörst du es von Amrum herüberheulen und brüllen? Nun zeige, was du kannst, du alter Wattenfischer; aber schnell, bevor es zu spät ist. Siehst du, wie's herankommt? Spring ans Steuer, Jörn, und mach hastig die Schote los oder du gehst koppseis."

Ein höhnisches Lachen schlug dem alten, zitternden Jörn ans Ohr. Wie ein wildes Tier warf sich die Gewitterbö plötzlich in die See und peitschte mit rasenden Pranken die Wellen, daß sie sich jählings aufbäumte. Weißer Schaum stiebte wie Schnee über die Flut, ein flammender Blitz zerriß krachend die Himmelskuppel, grollender Donner rollte über die schwarzen Wogen, und ehe Jörn sich aufgerichtet hatte, um die Schote zu lösen, packte der Sturm das Segel und drückte das steuerlose Boot in die Tiefe.

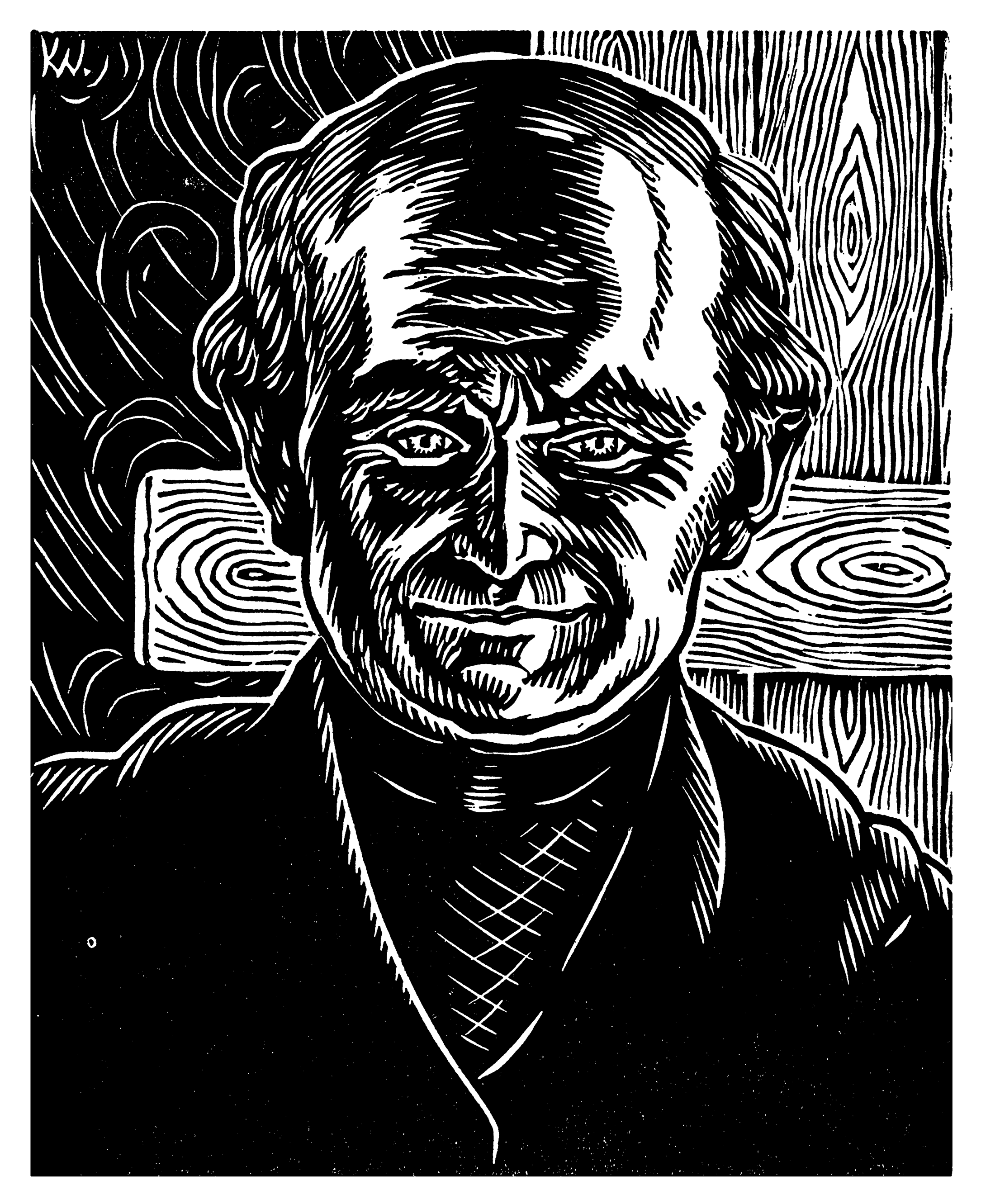
Das Meer war leer, und über die rollende, grollende, tanzende See klang es noch immer wie fernes, höhnisches Lachen.

Der alte Bauer

Aus Erde ist der Mensch gemacht,
und Erde wird er wieder;
aus Erde sproßt der Blume Pracht,
und Erde wird sie wieder;
aus Erde kam des Tieres Kraft,
und Erde wird es wieder;
aus Erde saugt der Baum sich Saft,
und Erde wird er wieder.

Ich steh für Gott den Herrn bereit
zu seiner großen Ernte.
Nichts weiß ich, was ich all die Zeit,
Gewisseres erlernte:
Aus Erde ist der Mensch gemacht,
und Erde wird er wieder;
ob Einer weint, ob Einer lacht,
Erde wird er wieder.

Hans Franck



Holzschnitt Klaus Wrage — Der alte Bauer aus der Räucherkate

Hans Franck

Neunundneunzig

Neunundneunzig Jahre ist Joochen Tießbarg alt. Der Mann seiner Urenkelin, bei welcher er wohnt, pflegt zu sagen: „Eigentlich ist es beinah nicht mehr wahr, daß der Grise Knacker immer noch lebt." Aber sowas darf er nur hinter dem Rücken des Alten aussprechen. Der hat nämlich nicht bloß sämtliche Haare auf dem Kopf, sondern auch Haare auf den Zähnen, die er alle zweiunddreißig dem lieben Gott wohlbehalten wieder abliefern will.

Neunundneunzig Jahre ist Joochen Tießbarg alt und sitzt in der sonnenwarmen Maiensonne neben der zweigeteilten Katentür auf der selbstgezimmerten Bank. Den selbstgeschnittenen und selbstgebogenen Eichenstock hat er mit der schmiedeeisernen Zwinge in die Erde gestoßen Um die knorrige Krücke, die ihm zugekehrt ist, liegt seine Linke. Die ist von der Rechten zugedeckt. Auf dieser ruht sein sauberrasiertes Kinn. Nicht etwa weil es wacklig geworden ist und eine Stütze nötig hat. Sondern weil Joochen Tießbarg schon als Dreiunddreißigjähriger am Sonntag und am Feierabend nichts Schöneres gekannt hat, als so, das Kinn auf seinen übereinandergedeckten Händen, Rechte und Linke auf der Stockkrücke, Eichenstock auf der Erde, in Gottes schöne Welt hinauszusehen. Kein Grund also für ihn, es mit neunundneunzig Jahren anders zu halten. Oder gibt es etwa am ganzen Katen entlang einen Vorgarten, schöner als den ihrigen? Das ist keineswegs nur ein Verdienst seiner Urenkelin, sondern es muß auch ihm angerechnet werden. Mit dem Bücken zum Pflanzen und Unkrautziehen will es allerdings seit einem Jahr nicht mehr so recht vonstatten gehen. Aber die gewundenen Fußsteige an jedem Sonnabendnachmittag harken, da läßt er sich trotz des Einspruches seines Urschwiegersohnes nicht nehmen. Und dann die verdammten Hühner! Wie würde man mit denen ohne ihn fertig! „Kschsch!" macht Joochen Tießbarg, wenn wieder mal so ein Scharrbiest über den niedrigen Drahtzaun geflogen ist, „Kschschsch!" Er hebt, wenn sein Scheuchen nichts nützt, drohend den Eichenstock. Er wirft, wenn auch das nicht hilft, mit Steinen nach den unverschämten Eindringlingen. Die füllen, als letzte Hühnerrettung, stets seine Rocktaschen. Aber damit nicht genug. Auch auf die Kinder muß er achten. Zwar der fünfjährige Fide fängt schon an, vernünftig zu werden. Aber das dreijährige Liesching! Langt die dumme Deern da nicht schon wieder mit der pummligen Hand über die Buxbaumeinfassung? „Liesching, kein Bläumings in'n Goorn plück'n!" ruft Joochen Tießbarg. Nee —!", antwortet die Angerufene, vergißt aber, ihre begehrliche Rechte zu sich zurückzuholen, so daß der Urgroßvater noch einmal — nun schrill und schartig — rufen muß: „Liiiiiesching!"

In diesem Augenblick gleitet auf der geteerten Landstraße, hinter der sich ein blaugrünes Roggenfeld ins unendliche dehnt, ein Auto heran, bremst, hält. Ein vierzigjähriger Mann im hellen, kurzhosigen Sommeranzug, barhäuptig, kahlschädelig, Brille auf der Nase, steigt aus. Als er die Tür zum Vorgarten öffnet, in dem Joochen Tießbarg sonnenselig unter der Katentür sitzt, reißt der das Kinn aus seinen Händen und ruft: „Buut'n bliew'n!"

„Aber warum soll ich nicht zu dir in den Garten kommen, Großvater Tießbarg?" verwundert der Zurückgewiesene sich. „Ich bruuk keen'n Doktor!" beharrt der Neunundneunzigjährige bei seiner Abweisung.

„Ich komme ja gar nicht als Arzt! Niemand von den Deinen hat nach mir geschickt. Ich weiß, daß du nicht krank bist. Aber wie ich dich da urbehaglich in der Sonne sitzen sah, dachte ich: ‚Eigentlich könntest du mit dem Alten, den du nun mindestens zehn Jahr neben der Katentür

hast sitzen sehen, ein paar Minuten reden. Meinetwegen komm ich, nicht deinetwegen. Darf ich nun dein Paradiesgärtlein betreten?"

„Wen't sin mütt —" antwortet der Bedrängte. Nicht eben freundlich. Und dann steht, zum erstenmal in seinem neunundneunzigjährigen Leben, vor Joochen Tießbarg ein Arzt, und zwar so, daß er ihm mit seiner Gestalt die Sonne nicht wegnimmt. Worauf er allerdings erst durch den sonnensüchtigen Alten aufmerksam gemacht werden mußte.

„Nun, wie gehts?" fragte der Doktor. — „Gaud", lautet die Antwort. — „Noch alles in Ordnung?" — „Worüm süll wat nich in Ordnung sin?" — „Na, erlaube mal, Großvater Tießbarg. In deinem Alter steht es meistens anders. Wie ist es mit den Augen?" — O, sagt der Tagelöhner, auf die Augen ist nix zu wissen. Damit kann er das Sonntagsblatt noch gut lesen. Glasfenster auf der Nase, wie der Herr Doktor, braucht er nicht dazu. — „Und die Ohren?" — Ja, muß der Gefragte zugeben, der Mann seiner Urenkelin, der immer etwas abgünstig gegen ihn ist, meint: er hört nicht mehr so nipp wie vor Jahren. Aber das stimmt nicht. Die Menschen sprechen bloß nicht mehr so klar und kräftig wie früher, nuscheln alle. Sind keine richtigen Kerls mehr darunter! — „Verdauung?" — „Ver — Ver — — ?" beginnt Joochen Tießbarg das vermummelte Wort des Arztes abzutasten. Ach so: die Hinterpforte! Ist auch in Ordnung. Jeden Tag einmal auf und zu. Wie sich das gehört.



„Laß mich mal deinen Puls fühlen!" sagt der Arzt und streckt, ohne Zustimmung abzuwarten, seine Rechte nach dem Handgelenk des Wartenden aus. Aber der Neunundneunzigjährige ruft empört: „Nich an'n Liew!" Und um zu verhindern, daß ein Doktor ihn anrührt, reißt er beide Hände von der Stockkrücke herunter und verbirgt sie hinter dem Rücken. Sinnlos steht, in die Erde gestoßen, der Eichenstock vor Joochen Tießbarg. Ob der Doktor noch nicht bald weggeht? Ja, denn er fängt an, seinen rechten Handschuh, den er wegen des Befühlens abstreifte, wieder anzuziehen. Aber ehe der Arzt den Vorgarten verläßt, fragt er: „Wie alt bist du eigentlich?"

Nägnunnägntig", antwortet Joochen Tießbarg; ohne Stolz, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt ist, neunundneunzig Jahre alt zu sein. Der Doktor aber verwundert sich: „Nur ein Jahr noch bis zum Hundert Jahr!" — „Nee", verbessert der Alte, „bloß noch ein halbes Jahr." — „Donnerwetter!" entfährt es dem Belehrten. „Wieso Donnerwetter?" will Joochen Tießbarg wissen. „Was ist denn groß dabei, hundert Jahre alt zu werden?" Da holt der Medizinmann zu einer langen Rede aus und beweist dem fast hundertjährigen Tagelöhneraltenteiler, welches Glück, welche unerhörte Auszeichnung ihm widerfahren sei, daß es im ganzen Land keine fünf Leute gebe, die es an Alter, keine zwei, die es an gesundem Alter mit ihm aufnehmen könnten. Wenn es mit ihm so gegangen wäre, wie es allgemein mit den Menschen gehe, dann hätte er schon zehn, schon zwanzig, schon dreißig Jahre tot sein müssen. Das solle er doch gefälligst einmal richtig bedenken.

Joochen Tießbarg hat sich die Rede des Doktors ruhig angehört. Als sie beendet ist, sagt er: „Je, dat mag för dei rieken Lüüd woll stimmen, äwer woran sall sö'n armen Mann wie ick dotbliewn?" Der Arzt, der während seiner eifern-

den Worte mit dem Handschuhanziehen nicht ganz zuwege gekommen ist, befreit seine Rechte und streckt sie dem Alten zum Abschied entgegen. Der holt langsam beide Hände hinter dem Rücken hervor, umfaßt mit der Linken die Krücke des verwaisten Eichenstocks und legt seine Rechte in die wartende Rechte des Abschiedwilligen. „Warm wie bei einem Fünfzigjährigen", stellt der Doktor fest, als seine Hand die Greisenhand umschließt.

„Eegentlich haar ick sei Emm nicht gäwn müßt!" denkt Joochen Tießbarg im selben Augenblick.

Dann fährt der Arzt durch das Dorf dem Herrenhaus zu. Sehr langsam. Denn dort hat er einer vierzigjährigen Frau nicht nur zu sagen, daß ihr Mann sterben muß, sondern auch, an welcher martervollen Krankheit.

Joochen Tießbarg sitzt neben der zweigeteilten Katentür in der sommerwarmen Maiensonne: das Kinn auf seinen Händen, Rechte und Linke auf der Stockkrücke, Eichenstock mit der schmiedeeisernen Zwinge in der Erde.

Schön ist der Tag. Schön ist das blaugraue Roggenfeld, das kein Ende hat, schön ist sein sorgsam abgezäunter Garten. Der Flieder duftet. Goldregen leuchtet. Schlüsselblumen und Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen und Narzissen, Tränende Herzen und Tulpen wetteifern im Blühen. Schön ist das Feld. Schön ist der Tag. Schön ist — Ein Fink, der auf dem Gartenzaun sitzt, nimmt dem schauenden Alten das Wort ab und jubiliert: „Schön ist die Welt! Schön ist die Welt!" Plötzlich erinnert Joochen Tießbarg sich daran, daß er dem Doktor die Hand gegeben hat, und, ob er will oder nicht, er tut, was er noch niemals in seinem Leben getan hat, er denkt nach über den Tod. Als eine Stunde später der Doktor vom Herrenhaus zurückkommt und auf dem schwarzgrauen Wegband zwischen Garten und Roggenfeld an dem Tagelöhnerkaten entlanggleiten will, sitzt Joochen Tießbarg da, wie er an schönen Tagen, Stunde um Stunde, dazusitzen pflegt: das Kinn auf den eichenstockgestützten Händen. Liesching ist derweil ins Blumenbeet gekrabbelt und rauft mit beiden Händen Himmelschlüssel ab. „Tießbarg!" ruft der Mann im Auto. Der Angerufene sieht nicht auf, hört nicht, schilt Liesching nicht. „Eingenickt!" denkt der Arzt und will weiterfahren. Aber er hält, springt aus dem Wagen. Reißt die Gartentür auf, läuft zu dem schlafenden Alten vor der Katentür. Schreit: „Großvater Tießbarg, Liesching pflückt alle Himmelschlüssel!" Keine Antwort. „Ich muß ihn wachrütteln", sagt der Mann, der dem Alten die Sonne wegnimmt, „er wird mirs danken." Kaum hat die Hand des Arztes die Schulter Joochen Tießbargs berührt, da fällt der Neunundneunzigjährige vornüber.



Nun kann, nun muß der Bestürzte ihm den Puls fühlen. Es hat freilich nur noch den einen Sinn, festzustellen, was er weiß: „Eingeschlafen, ja. Aber für immer eingeschlafen!"

Bis auf unsern Tag sagt man in dem mecklenburgischen Dorf, dessen Name, ebenso wie der Name des Arztes, hier mit Absicht verschwiegen ist: Joochen Tießbarg wäre hundert Jahre alt geworden, wenn er dem Doktor nicht die Hand gegeben hätte. Worauf manche zu widersprechen pflegen: Hundert Jahre bloß? Er lebte heute noch! Wie alt Joochen Tießbarg jetzt wäre, rechnet freilich niemand aus.

Ottfried Graf Finckenstein

Ostpreußen

Der Sturm jauchzt über das Land. Niemand hat ihn gerufen, und niemand ist er von Nutzen, aber danach frägt er nicht. Es gefällt ihm hier auf den weiten Flächen, wo er nicht von dem Irrgarten einer Straßenflucht in der nächsten sich verliert. Hier kann er sich austoben, um die Wette mit den Fohlen, die mit steil erhobenem Schwanz über die Koppeln donnern.

Ach, wie satt ist das Grün der Flächen, satt und reich. Man versteht das Behagen der schweren, schwarz-weißen Kühe, die unter den Kugeln der Weiden wiederkäuen und nur einen erstaunt unwilligen Blick für das übermütige Treiben der Fohlen haben. Dies ist die Niederung, die Heimat des breiten Wohlstandes und der ausgedehnten Bauerndörfer. Sie ist überall gleich, dort, wo die großen Flüsse es sich bequem gemacht haben wie in einem breiten Bett, einerlei, ob sie nun Weichsel, Pregel oder Memel heißen . . .

Aber der Sturm braust weiter, er will noch bei Tage über das ganze Land, und die Niederung ist nicht Ostpreußen. Sie ist mir ein Teil dieser Landschaft der Gegensätze, von der man sagen kann, daß ganz Deutschland darin enthalten ist und die trotzdem ihr eignes Gesicht stark und gelassen den Schicksalsschlägen der Zeiten entgegenhält.

Immer wurde um dieses Land gekämpft, von den Tagen her, an denen die Ritter mit dem weißen Mantel und dem schwarzen Kreuz die Helle abendländischer Gesittung in das dunkle Triebleben der Sumpfwälder brachten. Deshalb stehen überall, wo Menschen sich in geschlossenen Ortschaften ansiedelten, die dunkelroten Backsteinwächter aus vergangenen Jahrhunderten, allen voran die Marienburg. Diese ehrwürdigen alten Herren in ihrem strengen, fast drohenden Gewand sehen einander in die Augen über Wälder, Felder, Dörfer und Städte hinweg. Der Wind kennt sie, es macht ihm immer wieder Freude, an ihren Wetterfahnen zu reißen, daß der Rost schreiend aus den Gelenken springt. Sie sind das einheitliche Symbol im überreichen Wechsel der Landschaft.

Was hat denn sonst das Oberland — die Südwestecke der Provinz bis hinunter in das frühere Westpreußen — mit der Niederung gemeinsam? Nichts, gar nichts! Im Oberland ist das Wort „lieblich" entstanden, oder jedenfalls in einem ähnlichen Landstrich. Es scheint, als lächle die Sonne aus vollem Herzen über diese kleinen Hügel mit ihren steilen Hängen.

Hier ist ein Stückchen Wald, dort ein kleiner See, in jenem tiefen Einschnitt rieselt ein lustiger Fluß, und neben der Mühle liegt die kleine Stadt, ganz schief und zusammengedrückt. Wie herzerfrischend bunt ist das alles, und die Spielzeughäuser der Strandsiedlungen passen gut in dies Bild . . .

Ein wenig weiter beginnt der große Wald, der wie ein breiter Gürtel den Süden und Südosten der Provinz umgibt. Hier ist die Einsamkeit zu Hause, die Stille und der lange Atem der Jahrhunderte. Wer ein ruhiges Herz hat, möchte hier für immer verweilen, um mit den Wipfeln der Kiefern den letzen Gruß der Abendsonne zu erhaschen oder mit ihnen in den Spiegel der klaren Seen zu tauchen.

Immer einsamer werden die Wälder, immer größer die Seen, immer karger das Land, bis schließlich aus der stolzen Erhabenheit dieser drei Begriffe der Name heraustritt, der weit über Ostpreußen hinaus heute als Sinnbild der Schönheit bekannt ist: Masuren!

Aber auch Masuren ist nicht Ostpreußen. Zwischen diesem armen Grenzgebiet mit seiner stolzen Kargheit und der Bernsteinküste liegt ein Landstrich, von der Vorsehung gesegnet für Mensch und Tier. Dichter liegen hier die Dör-

fer aneinander, dunkler ist das Fleisch der Erde, und aus den kleinen masurischen Pferdchen sind richtige starke Zugtiere mit breiten Hüften geworden. Der Wald muß den Weizenfeldern weichen. Nicht einmal die kleinen Gehölze konnten sich hier behaupten, die an Rainen und Schluchten verteilt der Freude des Auges dienen. Die Zweckmäßigkeit herrscht mit Dampfpflug und schnurgeraden Ackerrillen. Und es ist gut so, denn hier wächst ein großer Teil des Brotes, von dem wir leben. Alles ist Schwere und Gediegenheit. Sogar die Wolken scheinen langsamer über den Himmel zu ziehen, denn für den Wind ist hier nichts zum Spielen. Er findet keine Bäume, die er knicken könnte, keinen Sand, um ihn in die Höhe zu wirbeln, und nur die schweren Ähren biegen sich vor ihm in trägen Wellen.

Gegensätze und immer wieder Gegensätze!

Gerade gegenüber der Kurischen Nehrung, deren gelbe Sandnasen höchstens an Ägypten erinnern könnten, liegt das stille Moosbruch, liegen die tiefen Erlenwälder, aus denen plötzlich der vorgeschichtlich anmutende Kopf des Elches in seltsamer Lautlosigkeit auftaucht. Und das Samland mit seiner weichen Luft, die Bernsteinküste mit ihrem hellen Wind? Ach, wer will sie alle beschreiben? Die Bilder wechseln, oft schon nach wenigen Meilen, und jedes ist ein offenes Auge und ein empfindsames Herz wert.

Wo aber ist das Gemeinsame, die einheitliche Grundfarbe, denn die Ordensburgen sind in aller ihrer Eigenart doch nicht mehr als Punkte auf einer großen Fläche?

Ist es vielleicht die Luft? Ja, die Luft hat es in sich! Der Winter ist lang und manchmal noch länger, er reißt sogar bisweilen mit gierigen Armen ganze Stücke des Sommers an sich. Da muß auch die Sonne alle Kraft zusammennehmen, um in dem kurzen Sommer und dem unwirklich schönen Herbst die Früchte zum Reifen zu bringen. Eine starke Luft entsteht aus diesem Kampf. Sie bestimmt Menschen, Tiere und Pflanzen.

Wo gibt es denn noch solche Kiefern? Man sollte sich einmal an den Fuß eines zweihundertjährigen Stammes legen und seinen schlanken Weg zum Himmel verfolgen. Nur Schwindelfreie werden es ertragen, sich so weit von der Erde zu lösen.

Und was für Farben hat dies Land! Woher kommt dies Schwarz in das Frühlingsgrün, das die Blätter zu sprengen droht? Woher dies Leuchten im Herbst, das wie eine einzige Flamme über den Wäldern steht? Weshalb sind Hase und Reh ein gut Teil größer als gewöhnlich, und weshalb haben die Füchse solch ein dichtes Fell, daß die Händler sich darum überbieten?

Das alles liegt an der Luft, einer Luft, in der überhaupt nur das Gesunde gedeihen kann.

Und dann ist da noch die Weite...

Die Weite verbindet die vielen eigensüchtigen Landschaftsteile. Immer ist die Ferne gegenwärtig, nirgends wird der Blick verschlossen, auch das Fremde gehört zum Bekannten. Die Weite ist die eigentliche Seele Ostpreußens, und natürlich ist die Heimat einer Seele der Himmel...

Wie klein sind die Menschen gegen die Weite!

Auch dort, wo sie sich in Städten zusammentun, gewinnen sie nicht viel an Bedeutung. Man soll nichts gegen Ostpreußens Städte sagen, nein. Ihre Speicher mit den ernsten alten Gesichtern sind mit uns befreundet, ihre ernsten Burgen und Kirchen lieben wir, und die Arbeit in den tönenden Hallen achten wir. Aber unsere Städte haben letzten Endes doch kein rechtes Eigenleben, sie sind nicht bestimmend für die Entwicklung.

Wichtiger bleibt der Wind, bleiben die Koppeln und die Wälder, die Seen und der Sand, die Weite und die Luft, die nichts Krankes aufkommen läßt in dieser Schicksalsecke deutschen Lebens.

Lied auf Masuren

Wild in des Ostwinds Gewalt
braust dein Winter, Masuren,
überdröhnt alle Fluren
mit knarrendem Kiefernwald.

Trinken wir dann in der Rund,
knallen im Ofen die Scheiten,
kündet von alten Märchenzeiten
sageraunender Fischermund.

Steigt aber dein Sommer empor,
so lächeln uns deine linden
Hügel in Ährenwinden
lieblicher als je zuvor.

Einsame Inseln stehn
rohrumkränzt in der Welle,
sonnendurchleuchtende Glutengrelle
mildern die tausend Seen.

Schwarzes Gewitter zerbirst,
blauer Blitz blendet nieder,
tropfensprühendes Gefieder
stäubt der Storch auf dem Dachesfirst.

Himmelhoch und flügeleinher
Kraniche schreien, Fischadler gleiten,
Wolken, Winde und Windesweiten
Masurens sind sehnsuchtschwer.

Duft von Wiesen, Wasser und Strand
schwebt in den Abendkühlen —
heimatlich bist du zu schauen und zu fühlen,
schön wie Gottes Land.

Kilian Koll

Ostpreußisches Vorwerk

Einsames Vorwerk, verschüttet im Schnee,
zwei Meilen hinter der nächsten Chaussee,
zehn Birkenstämmchen, ein Haufen Mist
und was sonst noch auf einem Vorwerk ist:

zwei Häuser, tief und schwer wie Schaluppen,
Scheune und Stall, ein offener Schuppen,
gebrauchte Geräte vom Sommer her.
Die Wege verweht — die Felder leer —

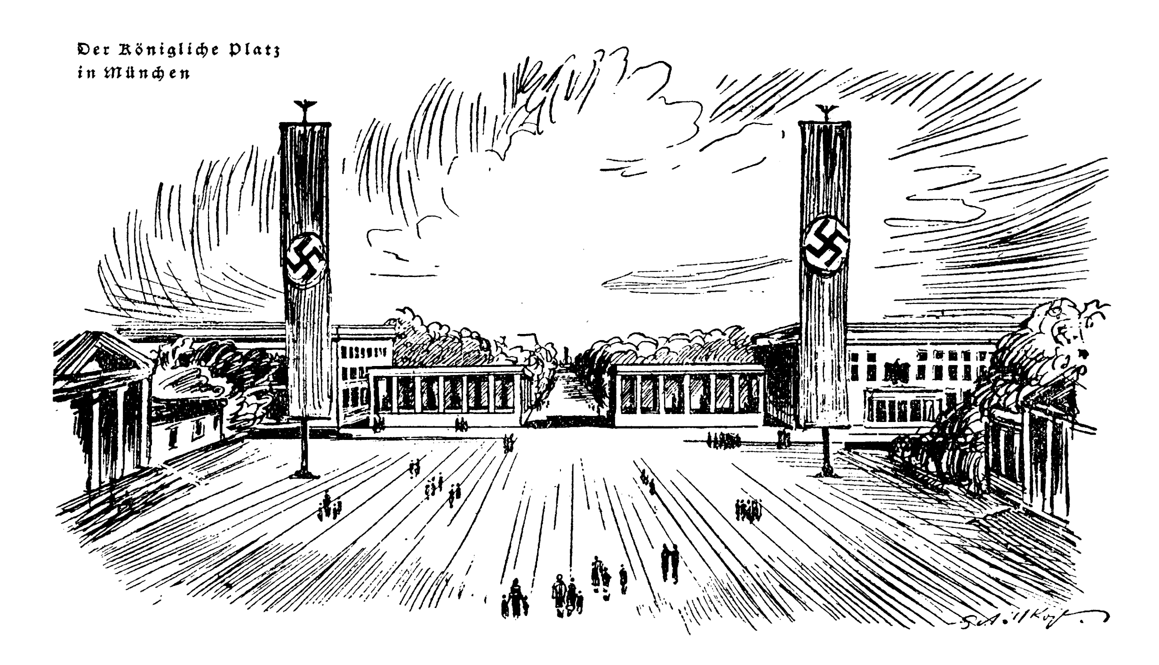
zerzaust die farblose Winterdecke.
Von Osten her faßt der Wind um die Ecke
und schlägt den Atem zurück in den Mund.
Unter Spreu vergraben schläft selbst der Hund.

Seit Wochen kann kein Kind mehr zur Schule,
verödet trauert die Schweinesuhle,
die Sonne verglüht ohne rechten Schein,
und morgen? wird es nicht anders sein ...

Einsames Vorwerk, verschüttet in Schnee,
zwei Meilen hinter der nächsten Chaussee.
Du bist nicht vergessen! Du gehörst dazu!
Zu uns, zu Deutschland! Auch du! Auch du!

Ottfried Graf Finckenstein

Der Königliche Platz
in München

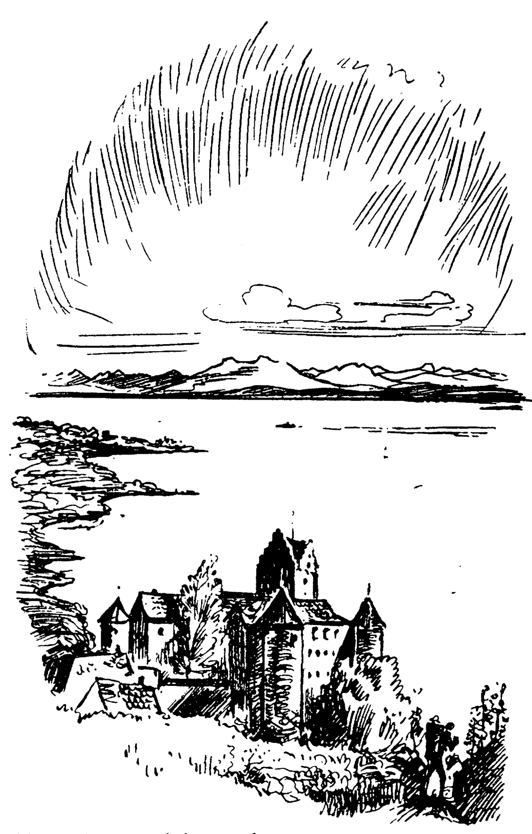


Ernst Adolf Dreyer

Deutsche Fahrt / Von des Reiches Herrlichkeit

Die Deutsche Fahrt im Neuen Reich —: sie ist Erweis des inneren Aufbruches der jungen Nation, sie ist zugleich Aufruf, hinabzusteigen in die tiefen Erlebnisschächte, aus deren natürlichen Gründen Gut und Blut des deutschen Daseins wächst zu machtvoller Größe und seliger Erfüllung. Die Deutsche Fahrt —: sie ist Traum unserer deutschen Jugend und Tat des ganzen Volkes. Aus diesem Bekenntnis zu der schöpferischen Urgegebenheit des eigenen Lebens, zu der Bewährung des gottgesetzten rassischen und nationalen Eigenwertes — aus diesem unbedingt gelebten Bekenntnis bildet sich das erkennende Wissen um die geistige Aufgabe und Verpflichtung deutschen Lebensgefühls und deutscher Kultur. An ihrer Entfaltung und Gestaltung werkt heute ein jeder von uns mit Leidenschaft, wie dies zu allen Zeiten — der Blüte und des scheinbaren Sterbens, des Frohsinns und der Not — die großen Geister der Nation, die Ahnen deutschen Ruhms, die Baumeister des Reiches selbstlos taten und vollbrachten. Denn unermeßlich ist der Wert der deutschen Sendung.

Aber nicht nur in seiner eigenen Gesamtprägung, in seiner geschichtlich erwiesenen und kulturell dokumentierten Bedeutung ist unser Volk und seine Leistung einmalig, — es ist wohl ebenso in seinen Fertigkeiten und in seinen Impulsen, gleich dem Antlitz seiner Gaue, in denen es wohnt, das vielfältigste auf verhältnismäßig kleinem Raum. Und kein Volk steht wie das deutsche derart elementar unter dem Gesetz des Stirb und Werde und unter der segensreichen Auswirkung des Genius, der ihm entsproß, zuerst wohl oft verkannt, ja befehdet wird, bis sein Geist die Wandlung erwirkt. In keinem Volk offenbart sich auch das Göttliche, die Allmacht, so wundersam befruchtend (oft gar sinnverwirrend) wie in der Lebensgestaltung,



Meersburg und der Bodensee

in der Kunst, im Wort der Deutschen. Denn in unserer Nation lebt der hohe Wert der Persönlichkeit, des Führertums. Aus der stark entwickelten Seelenanlage erwächst die Verkündigung, der Glaube, aber auch das Gesetz. Unter der Disziplin der Selbstzucht steht das Schaffen. Und mögen auch der Gedanke und die Phantasie sich gelegentlich maßlose Ziele setzen, mag der Traum unendlich trunken sein — das Gesetz der deutschen Wirklichkeit bannt den Gefühlsreichtum in die fruchtbare Ordnung. Das Leben fügt sich dem organischen Walten. Beschwingt ist der deutsche Mensch, sein Brauchtum, seine Feste bezeugen eine gesunde Sinnenkraft. Und in allen Gauen überwiegt das nordische Erbe: in der rassischen Charakterprägung, in der Lebenshaltung, in der Schwere des Grübelns und der Tiefe des Denkens, in der Zuverlässigkeit der Arbeit und der täterischen Bereitschaft, in der Glaubensfestigkeit und der personhaften Unbedingtheit. Die Härte des Klimas, die geopolitische Lage, die Notwendigkeit unermüdlicher zäher Arbeit tun ein Übriges dazu.

In diesem Land ist die Arbeit ein Ehrbegriff, denn sie wird im Dienste des nationalen Ganzen geleistet. Dieser Ruf der Ehre zur Arbeit und Einsatzbereitschaft für Nation, Volk und Familie vereint sich mit einem Gerechtigkeits- und Freiheitsbedürfnis. Der Deutsche ist ein soldatischer Mensch, aber ebensosehr ist er auch ein Gestalter aus religiöser Fülle, und die Musik wie die Dichtung erweisen eindeutig die Vehemenz und Spannungsweite der Gefühlsreinheit, des inneren faustischen Kampfes, des Ringens um die Kühnheit der Forderung und um das Ebenmaß der Form.

Aber gehen wir selbst hinein in unser Land, brechen wir auf zur Deutschen Fahrt, um die Kräfte unmittelbar zu spüren, die das Antlitz dieser europäischen Herzmitte formten. So empfangen wir Gewißheit, so werden wir im Glauben bestärkt. Und lassen wir den Atem rein in uns einströmen, der die Landschaften und das Leben schuf, jenen schöpferischen Atem, der in der Natur und den Baudenkmälern, der in Stein, Wort, Farbe und Ton lebendig blieb zum Ruhme unserer Nation.

Wir können die Kulturgeschichte der deutschen Heimat sowohl von den ältesten Straßen, den Strömen, wie von den neuzeitlichsten, den Autostraßen und einzigartigen Reichsautobahnen aus gleichermaßen gut verfolgen. Nur frei muß der Mensch die Erlebnisse auf sich wirken lassen, bereit und rein muß er ihnen zugetan sein.

Da mag man zum Beispiel — und wir können nur ganz wenige Beispiele erwähnen — bei der herrlichen Kulturlandschaft um den Bodensee beginnen, die ehrwürdig und doch ewig jung von einer wundertätigen Harmonie der Natur, welche sich bereits dem Süden öffnet, und von der Macht der Geschichte wie des Volkstums zeugt. Konstanz, Meersburg, Friedrichshafen, Lindau, Bregenz — welche Fülle

der guten Tatsachen strömen bei diesen Namen auf den Wanderer ein. — Man mag im glückhaften Wundergarten des Markgräflerlandes, des Breisgaus, in der Dichte der Einsamkeit des erhabenen, zeitlos dünkenden Schwarzwaldes Umschau halten und das unvergleichliche gotische Monumentalwerk des Mittelalters, das Freiburger Münster, bewundern. — Folgen wir dem Rhein weiter zur Stätte der burgundischen Helden und Lutherscher Größe: Worms. Verweilen wir im Dom zu Speyer an der Gruft der salischen Herrscher. Erinnern wir uns des geistigen Königtums Kölns. Gedenken wir des großen Gutenberg in Mainz. Und da ist in der Nähe Frankfurt, die Stadt des Handels und Verkehrs, die auch eine Kaiser- und Dichterstadt war. — Ins Frankenland soll ferner die Fahrt führen, in jene anmutige Landschaft, da sich südliches und nordisches Element zur köstlichen Melodie vereinen. Maßvoll wie Franken ist auch der gewerbefrohe Schwabengau, diese poetische deutsche Landschaft mit ihren traulichen Städtchen und der herrlich gelegenen Großstadt Stuttgart, die sich in Terrassen aufbaut. Diesem Gau entstammen beste deutsche Geister und Sänger. — Drei Städte lassen wuchtig ihre Glocken dröhnen und von großer Geschichte Kunde verbreiten —: die alte Kaiserstadt Bamberg, in künstlerischer Hinsicht wahrhaft eine „Stadt der Wunder und Träume"; die fromme sinnenfrohe Barock- und Rokokostadt Würzburg, einstige Wirkungsstätte Walthers von der Vogelweide und Tilman Riemenschneiders; das erinnerungsreiche Kleinod Heidelberg am Neckar, unvergänglicher Hort des romantischen Geistes. — Und zu dem schweren hohen Klang geistiger und historischer Ereignisse schallen jäh die Hämmerschläge, stampfen dumpf Kolben, ziehen Rauchwolken über eine dämonisch anmutende, von deutschen Männern geformte Welt —: das rheinisch-westfälische Industriegebiet zeugt vom unermüdlichen Arbeitsfleiß vom genialen Schaffensgeist der zahllosen unbekannten Helfer, die durch ihre Werkfreude und Opferbereitschaft gar wesentliche Bauabschnitte am Dom der deutschen Arbeit mitbestimmen. Doch nicht nur hier — wenn auch in diesem Gebiet am eindringlichsten und offensichtlichsten — ballt sich die Kraft deutschen Genies und Fleißes — überall im Großdeutschen Reich regt sich heute wieder das rastlos pulsende Leben der Werktätigen, der Industrie — in Schlesien wie im Erzgebirge, in den Seestädten wie in der Ostmark, im deutschen Osten wie im Sudetengau und im Protektoratsgebiet.

Neben diesem harten Rhythmus der großen Arbeitsgemeinschaft in den Maschienensälen und in den Schächten unter der Erde webt die wunderbare Stille der niederdeutschen Landschaft. Erde — Moor, See, Hügel, Weide, schwarzes Ackerland, Bauernhöfe darauf mit Menschen und Tieren . . . und darüber der Himmel in weiter unendlicher Ferne oder ganz nah, schwer lastend über der Landschaft. In den unmittelbar unter dem Gesetz Gottes lebenden Bauern glüht das irdische Schaffen und Vollbringen aller Menschen. Nur ihr Werk mag wesenhafter sein — auch in den Stunden einer Verfehlung —, weil sie mit dem Sein und der Erde, mit Saat, Ernte und Vergehen wie mit dem Dämon ursächlicher verbunden sind. Die



In der Lüneburger Heide

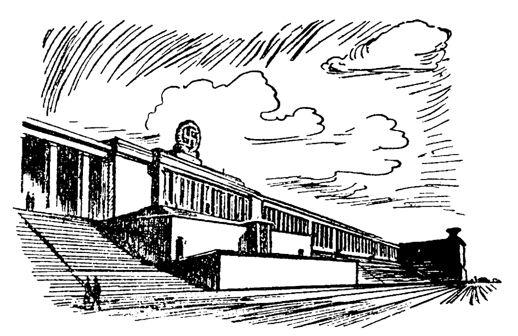
Menschen treiben im Strom des Schicksals — aber die Starken unter ihnen, die Gründer der großen Geschlechter stehen dennoch fest in der Unendlichkeit, sie bilden eine Einheit mit der schwarzen, feuchten Erde und der warm leuchtenden Sonne, ihnen sind die Gestirne Wegweiser. Ja, sie arbeiten wie die Natur, bis einmal urmächtig eine Tat aufblitzt, so seltsam und doch bedingt wie das Geschehen in der Landschaft, an dem der Mensch nicht werken kann, denn die Natur ist sich selbst die Gestalterin. — Diese Menschen, dieses Lebensgefühl findet der Wanderer wohl in der schwermütigen Schönheit der Lüneburger Heide, in den weiten Niederungen an der Nordsee, im heiteren Holstein, im großräumigen Mecklenburg, in Pommern und im weiten deutschen Osten. Ja, er findet diese Ursprünglichkeit des Lebens und Denkens überall dort in deutschen Landen, wo Bauerntum sät und erntet, singt und leidet, mit Stolz für die Heimaterde kämpft und in Demut das tägliche Brot des Herrn bricht. So kann der Wanderer nach Bayern und Kärnten gehen und zu den Almen des Allgäus oder der Steiermark hinaufsteigen, die Höfe des Schwarzwaldes, der Eifel, des Glatzer Berglandes, des Sudetengaues besuchen — er findet den deutschen Bauern, der auch für ihn, den Wanderer, ein Stück Acker bestellt, für ihn Saat auswirft und Garben einbringt.

Blicken wir nun hinein in die Reichsbauernstadt Goslar, jene schöne Feste mit der Kaiserpfalz am Fuße der Harzberge, die sich zum Brocken aufwärts wölben. Geht durch die Bonifatiusstadt Fulda, und erfreut euch an der niedersächsischen Wohnkultur in Braunschweig und Hildesheim. — Und laßt uns andächtig das Sinnbild betrachten, erkennen, das über der Elbe auf felsigem Grund die Stadt Meißen bestimmt: die Albrechtsburg und der Dom stehen trutzig vereint, welch herrliches Zeichen für ein frommes Germanentum! — Aber wie heiser und sinnenfroh, wie lustig vermag auch der deutsche Geist Gestalt anzunehmen, wenn Dresden — in der schönen sächsischen Berg- und Elbelandschaft — sein frohgemutes Antlitz zeigt. Hier im mitteldeutschen Gebiet finden sich weitere wichtige Mittelpunkte: das einst kampferprobte Magdeburg, die Messe-, Buchhandels- und Musikstadt Leipzig, die Hamlet- und Lutherstadt Wittenberg. — Eines besonderen Verweilens wert sind die Hansestädte voll alter Kultur und vornehmer Tradition: Bremen, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund. Und die gewichtige Pforte zur Welt: das herrliche Hamburg entfaltet um das blaue Alsterbecken herum und am Hafen ein internationales und gleichermaßen typisch hanseatisches Leben.

Wir wollen auch mit Freuden den deutschen Grenzlanden im Osten einen Besuch abstatten. Zunächst diesem schönen Ostpreußen, das Früchte des höchsten Geistes wie des guten Bodens erzeugt. Der oft schwermütig stimmende Klang der weiten Flächen prägt dies Land, das vom ewigen Triumph des Willens kündet, wie dies ebenso von der Mark Brandenburg gelten mag. Unermeßlich ist die Tiefe der Wälder, und



Die Marienkirche im freien Danzig

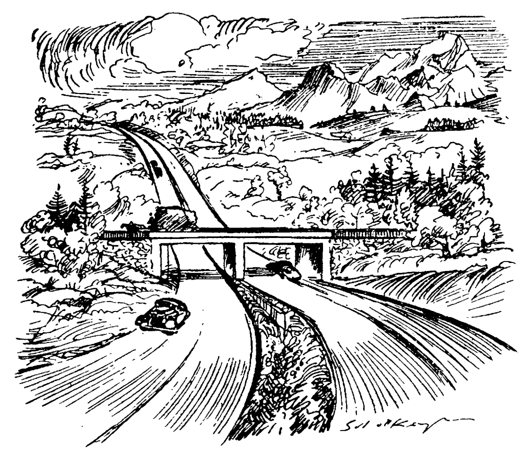


Tribüne der Luitpoldarena in Nürnberg

märchenfroh leuchten Seen hervor. Schwarz dämmernd lagert das Meer, gewalttätig umklammern Dünenwüsten das Leben, erwürgen Behausungen und Wälder. Verhalten lauert das Haff, erhaben und südlich blau weitet sich das Meer. Die Arbeit der Menschen ist hart, und die Macht Gottes durchwandert ihre Träume. Der Elch, dieses massige Untier, ist Zeichen des Landes: ewiges Gesicht, Anfang und Ende, Wildheit und Weisheit. Tod und Dunkelheit werden Gefährten in der Einsamkeit — aber wo diese Mächte dich unverhohlen anstarren, dich an sich zu ziehen versuchen: dort allein wird auch das Licht zur Macht, dort gedeihen die strahlende Kraft der Idee und die große Ernte, das Wissen um Sein und Sollen und die wehrhafte Bereitschaft zur Verteidigung, wie es die machtvolle Marienburg, wie es das Mahnmal von Tannenberg erweist. So ist das Ostland Land der starken Fäuste und der klaren Hirne, denn Boden und Natur fordern diese Haltung. Und mit der staatsschöpferischen Leistung des deutschen Ordens, mit der kantischen Idee und dem Umsturz des Kopernikus fügte sich die große preußische Synthese. Von der nördlichsten deutschen Hafenstadt Memel, vom herrlichen alten Danzig über das wichtige Königsberg zum großzügigen Breslau begleitet uns die Sendung des deutschen Ostens hinunter in das wundersam ernste Sudetenland mit seinen Wäldern und Heilquellen, in die dunklen Bergwälder und gesegneten Täler des Protektorates Böhmen-Mähren mit der einstigen deutschen Kaiserstadt Prag und in die frohen Gefilde der Ostmark, aus denen Salzburg, Wien, Graz, Klagenfurt und Innsbruck — voll südlicher Pracht grüßen.

Und wir lenken unsere Fahrt zu den höchst eigenartigen erholsamen Inseln Rügen und Helgoland, in das wuchtige Riesengebirge, in das urwüchsige Glazer Bergland und im äußersten Westen in die eigenartige herb romantische Eifel. Wir wissen, daß der Wanderer ohne besonderen Hinweis den Weg zu den verlockenden bayerischen und ostmärkischen Bergen findet, daß er hier unter einem prächtigen Volksstamm und inmitten eines so gewaltigen wie lieblischen Naturparadieses zwischen Bodensee und Marchfeld, zwischen den Karawanken und den Berchtesgadener Alpen das Höchste zu erleben vermag, was Menschen zu erahnen möglich ist: die schier unfaßbare Größe und schöpferische Weisheit des Gebirgs — über die keine geologische Deutung hinwegtäuschen kann. — Das deutsche Mittelalter und die hohe neue Zeit empfangen in Nürnberg eine unvergleichliche Anschaulichkeit. Die wunderbar gelegene Donaustadt Passau und das gesegnete Bayreuth wären zu nennen. Das alte Augsburg und das neueste München bilden köstlichste Schätze im reich gefüllten Schrein deutscher Herrlichkeit.

Wie vieles konnten wir nicht erwähnen, ob-



Auf der Reichsautobahn von München in die Alpen

wohl wir wissen, daß es nicht minder bedeutsam und eindringlich für deutsches Wesen zeugt! Aber das Herz des Reiches wollen wir nicht vergessen, es stimmt jeden Wanderer froh und stolz: Thüringen. Der Anmut und der Armut dieses Landes erwuchsen höchste Geistesgüter der Nation: eine religiöse, musikalische und dichterische Reformation. Wir brauchen ja nur Städtenamen wie Naumburg, Merseburg, Erfurt, Weimar, Jena, Eisenach zu nennen, und ein Monumentalbild fügt sich, das von der Erfüllung deutschen Geistes in Technik und Kultur, in Religion und Lebenshaltung kündet. Festlich und allem Erdenleid entbunden thront die Wartburg auf hoher Bergkuppe, eine Pilgerstätte der Deutschen, ein deutsches Symbol in aller Welt.

Und immer wird die deutsche Fahrt im großartigen Berlin, im edlen Potsdam wie in der prächtigen Mark Brandenburg die Zeichen alter Kraft und neuer machtvoller Größe grüßen, denn ein heller Morgen strahlt über des Reiches Herrlichkeit.

So folgen wir denn froh dem Ruf des deutschen Dichters Hans Friedrich Blunck:

Her zu uns, wir schreiten, schreiten,
Laßt was stritt, faßt den Tritt,
Deutsches Lied wird uns geleiten,
Brüder, Schwestern, schreitet mit!

Eines Volkes, ohne Grenzen —
Werkmann, Bauer, Bürger, gleich —
Wandern wir aus frühen Lenzen
In die Sommer erntereich.

Heilig Wort, das uns verbindet,
Muttersprache zart und groß
Hat die Herzen all entzündet,
Alle trägt ein einzig Los.

Lied und Glauben, Recht und Sitte
Hast du groß der Welt geschenkt,
Wachse, deutsches Volk der Mitte,
Allen Völkern eingesenkt.

Her zu uns, wir schreiten, schreiten,
Laßt was stritt, faßt den Tritt,
Deutsches Lied wird uns geleiten,
Brüder, Schwestern, schreitet mit!

Immer wieder wollen wir dankbar daran denken, daß in diesem durch die einzigartige Tat unseres Führers Adolf Hitler geschaffenen Großdeutschen Reich jeder Deutsche an dieser Deutschen Fahrt durch die Vielfalt der Reichsherrlichkeit und Stätten rastloser Arbeit teilnehmen kann — ohne materielle Belastung. Stamm fährt heute zu Stamm, und die Gemeinschaft vertieft sich. Das Erlebnis der deutschen Lande wird jedem zur Kraftquelle des Glaubens an die nationale Größe, deren Ehre, Kampf, Arbeit und Opfer gelten. Unerschöpflich ist Deutschland an Naturschönheiten, an Stätten kultureller, technischer, wissenschaftlicher Großleistungen, nie wird man deshalb die Fahrt für abgeschlossen betrachten können. Und unüberwindlich ist die soldatische Kraft, ist der Wall der Befestigungen zum Schutze unseres Großdeutschen Reiches.

Der Führer spricht:

„Erst wenn ein Volkstum in allen seinen Gliedern, an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu jenem hohen Gefühl steigern, das wir mit Nationalstolz bezeichnen. Diesen höchsten Stolz aber wird auch nur der empfinden, der eben die Größe seines Volkstums kennt."

„Die innige Vermählung von Nationalismus und sozialem Gerechtigkeitssinn ist schon in das junge Herz hineinzupflanzen. Dann wird dereinst ein Volk von Staatsbürgern erstehen, miteinander verbunden und zusammengeschmiedet durch eine gemeinsame Liebe und einen gemeinsamen Stolz."

Karl Götz

Kirchschullehrer am Schwarzen Meer

Vor einer langen Zeit sandten die russischen Herrscher, allen voran die Kaiserin Katharina II. und hernach der Zar Alexander I., Sendboten nach Deutschland, die Manifeste an den Scheunentoren der Dörfer anschlugen, worin Land in Hülle und Fülle, Militärfreiheit, Freiheit von allen Steuern und Lasten und religiöse Freiheit versprochen waren. Damals zogen Tausende und Abertausende aus den engen Tälern Südwestdeutschlands hinunter ans Schwarze Meer, wo von Bessarabien bis in den Kaukasus hinein bald ein deutsches Dorf neben dem andern lag. Unter den Schwaben, die vor dieser langen Zeit mit auszogen, waren viel ernste und vortreffliche Menschen. Doch standen sie, wie auch viele ihrer Söhne und Enkel noch, stark im Banne ihrer frommen Schriften und gingen in weltlichen und geistlichen Dingen oftmals absonderliche Wege.

Was einer ihrer Kirchschullehrer unter ihnen erlebt hat, erzählte mir einer der ihren, Jakob Schuhmacher, eines Tages in Eureka in dem nordamerikanischen Staate Süd-Dakota, wohin sie nach dem Jahre 1870 vom Schwarzen Meer weg in hellen Scharen gewandert waren und wo sie ein gewaltiges und vielgerühmtes Weizenland geschaffen haben. Das eben besagte Eureka war sogar einmal der größte Weizenmarkt der Welt gewesen.

Dort also erzählte mir Jakob Schuhmacher die Geschichte des Kirchschullehrers Albert Stumpp. Schuhmacher war später wie die andern nach Dakota gekommen. Er war selber noch Schullehrer in Rußland gewesen, und man hörte von ihm sagen, er sei ein unruhiger Geist gewesen. „Ich ging", begann er zu erzählen, „in Gnadenfeld im Taurischen Gouvernement als ein kleiner Knirps selbst noch zu Stumpp in die Schule. Ging gerne in die Schule, muß ich gleich dazusagen. Obwohl er ganz neue Saiten aufgezogen hatte. Den Großen wollte es am Anfang nicht ganz passen. Er war ihnen schon in den ersten Tagen hinter all ihre Schliche gekommen. Aber das tat nichts; denn er wußte so viele Dinge und er tat sie uns auch so zu wissen, daß wir morgens nicht schnell genug in die Schule kommen konnten. Schule, wissen Sie, das war ein leeres Bauernhaus. Ein Raum, so nieder, daß man mit der Hand leicht an die Decke langen konnte ohne ein Riese zu sein. In diesem Raum saßen hundert Kinder und oft noch mehr.

Mein Vater war nicht gut auf den neuen Schullehrer zu sprechen. Er hielt nichts von den neumodischen Dingen, die wir mit einemmal aus der Schule heimbrachten: Geschichten von dem großen Preußenkönig, von Napoleon und von den Russenkaisern, allerlei Wissenschaft von andern Ländern und solcher Dinge mehr. Mit all solch weltlichem Fürwitz kämen wir am jüngsten Tage nicht weit, meinte er. Er hatte den neuen Lehrer stark im Verdacht, daß dieser, was zu unserem Heile und was richtigem Herkommen nach eines Kirchschullehrers Aufgabe wäre, arg vernachlässige, wodurch er nicht nur seiner Seele Seligkeit in Gefahr bringe, sich vielmehr auch an uns und an dem Amte, das ihm verliehen, schwer versündige. Das war des Vaters Ansicht, und er machte kein Hehl daraus.

Da kam eines Tages noch eine arge Sache dazu. Das war damals, als man mich zur Schule führte. Meine Mutter ging mit mir

wie die andern Frauen: in der einen Hand eine Tasche voller Eier, in der andern, in große, grüne Blätter geschlagen, Butter oder Schmalz und wohl auch ein Stück Fleisch. Der Lehrer fragte mich allerlei Dinge, auch wie ich hieße, wie alt ich wäre, ob ich auch ein Lied oder Verslein wüßte, auch, ob ich zählen könne. Dabei nickte ich heftig und die Mutter sagte sogleich, daß ich bis hundert zählen könnte. Der Schullehrer hielt mir 6 Finger hin und fragte, wie viele das wären? Aber das hatte mich noch nie jemand gefragt und ich erschrak ordentlich und wurde rot wie ein Krebs. Wie sollte ich solches auch wissen. Ich konnte anfangen: 1, 2, 3, 4, 5 . . . und dann liefs wie am Schnürchen hinauf bis auf hundert, bis ich dann fast keinen Atem mehr bekam. Da hielt er mir aber schon die gespreizten Finger einer Hand alle hin und fragte wieder. War das ein wüster Garst! Er zeigte 2 Finger, und auch darauf vermochte ich nichts zu sagen. Es liefen mir auch schon die großen Zähren über die Backen, und wenn ich mich recht besinnen kann, habe ich auch laut zu heulen angefangen. „Sehet", sagte der Schullehrer dann zu meiner Mutter, „man sollte sich bei den Knirpsen lieber mit fünf Dingen, die sie wahrhaftig zu überblicken und zu unterscheiden vermöchten, begnügen, als daß man sie gedankenlos mit dem Maule auf hundert schnurren läßt." Meine Mutter wurde rot. Sie war keine so leise. Sie drehte sich nach den Frauen hinter ihr um, die alle den Kopf mit den dunklen Kopftüchern ein wenig auf die Seite und ein wenig nach vorn geneigt hielten: „Hat man so etwas jemals schon gehört, so etwas?" sagte sie und schüttelte langsam mit dem Kopf. Dann wandte sie sich doch wieder zum Pulte hin: „Schreibet vollends auf, Schullehrer, was aufgeschrieben sein muß. Und darüber, was man mit den Buben sollte oder nicht, darüber werden schon auch die Kirchenväter ein Wort mitzureden haben."

Unser Vater war einer dieser Kirchenväter. Es waren durchweg ältere Kolonisten. Sie dingten den Schullehrer, sie regelten die Bezahlung und sie kündigten ihm auch auf, wenn er nicht mehr nach ihrem Sinne war oder wenn es ihnen einfiel, er sei zu teuer. Vielleicht auch dann, wenn er ein Mädchen aus einem fremden Dorfe nahm. Der Schullehrer war ihr Knecht. Sie sagten ihm auch an des Pfarrers Statt, der acht Dörfer zu versorgen hatte und deshalb selten kommen konnte, was gelernt werden solle und was sie sonst für recht und nötig hielten.

Daheim war an jenem denkwürdigen ersten Schultag eine hitzige Aufregung, und mein Vater schlug nach dem Abendsegenlesen den Brastberger, unser Gebetbuch, das die Alten noch aus Deutschland mitgebracht hatten, zornig zu.

Ich ging die ersten Tage jedesmal zitternd ans Schulhaus hinauf. Aber es war eigenartig: wenn ich den ruhigen Mann sah, war die ganze Not vorüber und ich wurde geradewegs vergnügt in dem großen Schulsaal, wo die Kleineren neuerdings vorn sitzen mußten, da der neue Schullehrer die Großen auch in den hinteren Bänken stillzuhalten vermochte. Ich wurde so vergnügt, daß ich einmal meinen Vordersitzer mit dem Hasenschwanz, den auch wir Kleinen zum Federputzen schon mitnahmen, im Nacken kitzelte. Der Schullehrer nahm mir das Schwänzchen weg und hängte es neben die Wandtafel. Da mußte ich es nun 14 Tage lang voller Sehnsucht anstarren. Danach bekam ich es wieder, da ich mich ordentlich aufgeführt haben muß.

Da rief mir, als ich an einem Nachmittag heimkam, der Vater. Er ging ins Haus und winkte mir nur leicht mit dem Kopf, ihm zu folgen. Er sah zornig aus. Er deutete mir mit einer kurzen Handbewegung an, ich solle an den Tisch sitzen. Ich legte Mütze und Schulsack auf die Bank und sah ängstlich zum Vater hin, der mit großen Schritten durch die Stube ging. „Da hört man ja schöne Sachen", sagte er. O weh, dachte ich, jetzt weiß er gar das mit dem Schwänzchen. Der Schweiß trat mir auf die Stirn. „Ich habs aber wieder gekriegt, weil ich

so gutgetan habe", sagte ich hastig. Aber er schien gar nicht auf mich zu hören. Er trat an den Tisch her, stemmte beide Fäuste auf die Platte, beugte sich vor und hieß mich das Buchstabierbuch aus dem Sack holen, das uns der Schullehrer gegeben hatte. Er riß es herum, blätterte hastig darin, fing dann von vorne an und machte bei der Seite halt, auf der das kleine b stand. Ich weiß noch, es waren auf die Seite Buben gemalt, die den Samenstand des Löwenzahns ausbliesen. Der Vater sah die Bilder an und sagte: „Larifare, das!" Dann zeigte er mit dem Zeigefinger auf das allein und groß in die oberste Reihe gedruckte b. „Wie heißt der?" fragte er mich. „b—", sagte ich, nicht be. „b—, wissen Sie, nur so hingeblasen, gewissermaßen nur so hingehaucht. Man mußte schon ganz scharf hinhören, wenn man das ganz leis platzende Öffnen der Lippen hören wollte. b—, wie wir es in der Schule gelernt hatten.

Die großen Schüler, die schreiben mußten, wenn wir lasen, hatten sich am Anfang immer wieder hinter den Rücken ihrer Vordermänner geduckt und hatten gelacht, bis ihnen der Schullehrer einmal eine Rede gehalten hatte, bei der ihnen das Lachen vergangen war.

„Was", sagte der Vater, „wie heißt der?" Ich hauchte den Kerl nochmals hin, wie wir es gelernt hatten. „So", sagte der Vater, „so, b—, b—, b—!" Er ahmte mich so verächtlich und dabei so zornig nach, daß ich am ganzen Leib zitterte. Er setzte seinen Zeigefinger unter das b und sagte: „be heißt der." Das e zog er lang hinaus. „Be heißt der, das merkst dir." Dann konnte ich gehen.

Die Mutter fragte mich am Brunnen, was gewesen sei. Heulend sagte ich, der Vater habe gesagt, der b— heiße nicht b—, er heiße be. Ich zog das e genau so lang hin, wie der Vater es hingezogen hatte. Da hörte ich ihn durchs Haus kommen. Ich lief durch den Hof und stellte mich hinter einen der Stöße geformter und zum Brennen getrockneter Mistbrocken. Ich hörte den Vater noch zwischen Sommerküche und Stall sagen: „Den Streit und Unfried bringt einen der ins Haus."

Ich lief verstört davon. Was hatte ich denn getan, daß der Vater so zornig war? Ich drückte mich bis zum Abend herum, und es war mir gottserbärmlich zumut. Der Schullehrer hatte uns doch gesagt, daß er b— heiße und nicht be!

Am Abend dann kamen die Kirchenväter bei uns zusammen. Der Schulze mußte schon in der Stube sein, denn der Vater hatte seine Pfeife in eine Nische beim Stallfenster gelegt. Es galt bei uns als unpassend, zu rauchen, wenn der Dorfschulze dabei war, und es dünkt mir noch gut, wie der Vater manchmal sogar auf der Straße die Pfeife in der Rocktasche verschwinden ließ, wenn ihm der Schulze auf der Straße entgegenkam.

An solchen Abenden wagten wir Kinder uns in unseren Betten nicht zu mucksen.

Nach vielleicht einer Stunde rief der Vater nach meinem Bruder. Er mußte sich nochmals anziehen und ein paar Männer holen. Auf dem Tisch, flüsterte er zu mir in die Kammer herein, liege mein Buchstabierbuch. Da fing ich zu heulen an und rief nach der Mutter. Ich hätte mein Hasenschwänzchen doch wieder bekommen, und ich wollte es gewiß nie mehr tun. Ich weiß nicht, was ich in meinem Jammer sonst noch alles gesagt habe. Die Mutter schalt mich einen dummen Buben und hieß mich gleich ruhig sein und mit Heulen aufzuhören. Die Kirchenväter wären nicht meinetwegen gekommen und die hätten Wichtigeres zu tun, als über einen dummen Federputzer zu schwatzen.

Das war mir nun ein schlechter Trost. Und als der Bruder mir, wie ich schon fast am Einschlafen war, noch zuflüsterte, die Kirchenväter seien zu dem Kirchschullehrer gegangen, da setzte ich mich aufrecht in mein Bett und die Tränen liefen mir über die Backen. Auch nachdem die Mutter nochmals hereingekommen war, wälzte ich mich noch lange unruhig von einer Seite auf die andere, bis ich dann schließlich doch in einen fiebrigen Schlaf fiel.

Am andern Tage habe ich dann selber ge-

merkt, daß nicht ich die Ursache der seltsamen Vorgänge war. Was aber in dieser Nacht vorgefallen ist, habe ich erst in späteren Jahren erfahren:

Die empörten Männer waren sich klar darüber geworden, daß der Kirchschullehrer einer von den Neueren sein müsse, die vom Antichrist geschickt wären. Denn es steht im Buche eines Betgewaltigen geschrieben: „Sie werden sich den Unmündigen nähern mit leis Gelispel und mit schalkhaft Betören." Das allein sei es. Denn wie wäre sonst von einem Manne, von einem ausgewachsenen, kräftigen Manne mit gesunden Gliedern zu verstehen, daß er lalle wie ein Kindlein, so das Gehen noch nicht vermöge? Nein nein, der Satan sitze hinter solcher List. Das Betbuch sage auch: „Aber trauet ihrer Unschuld Süße nicht. Denn ihre Süße wird bald Plärren und Zetern sein." Es sei genug. Was habe der nicht alles schon heimtückisch in die Schule gebracht, viel bös Ding, das nichts darin verloren habe. Da läge die große Kirchenordnung, die die Väter noch aus dem alten Land mitgebracht hätten. Und darin sei nach Gottes Willen und nach ehrbarer Herren Einsicht festgesetzt: „Frommer zu werden ist das Hauptwerk und sollen die Kinder deswegen immerzu den lieben Gott vor Augen haben. Schulen sind nicht anzusehen als eine bloße Bereitung zum bürgerlichen Leben, sondern als Werkstätten des Heiligen Geistes."

Also beschlossen die Männer, noch in selbiger Nacht vor das Haus des Kirchschullehrers zu gehen und ihn wissen zu lassen, daß seine Satanslist erkennet sei.

Er hatte in jeder Nacht das Licht lange brennen und man sah von der breiten Dorfstraße in seine Stube in der Küsterwohnung, zu ebener Erde. Unsere Häuser waren ja alle nur ebenerdig erstellt, am Platze fehlte es ja nicht in dem weiten Lande.

Der Schullehrer saß auch wieder, wie in jeder Nacht, bei den Büchern. Mochte der Herr über uns alle wissen, was für Teufelsbücher das waren.

Von den Männern klopfte einer ans Fenster und rief: „Kirchschullehrer! Tut das Fenster auf und loset, was euch der Herr unser Gott sagen läßt durch seine geringen Knechte. Ja, schauet nur, die Kirchenväter stehen alle zusammen vor eurem Fenster und noch andere Männer dazu, so um das Heil unserer Kinder bangen." Der Schullehrer war ein besonnener Mann und niemals erschrocken. In aller Güte soll er gesagt haben: „So redet. Ich will euch gerne Antwort stehen. Aber es ist aus der Weis', daß Kirchenväter mit ihrem Schullehrer durchs Fenster hereinreden." Doch als er sie hatte bitten wollen, hereinzukommen, da sollen sie, wie sie ausgemacht hatten, miteinander angefangen haben zu sagen: b, b, b . . ., wohl ein paar dutzendmal. So, wie es den Kindern in den vergangenen Wochen zu sagen gewiesen worden war. Sie müssen aus diesem hingehauchten Laut ein böses Gespött gemacht haben, und dann in selber Weise aus dem d und aus dem r und aus all den andern, die laut zu sagen nur möglich ist, wenn man ihnen einen klingenden Laut vor- oder nachsetzt. Aber sie hätten kaum begonnen gehabt, da sei das Unglück geschehen: der Schullehrer habe langsam sein Fenster zugemacht und habe sich, mit dem Rücken gegen sie, wieder seinen Büchern zugewandt. Sie sangen dann, obwohl mein Bruder die stärksten Sänger hatte holen müssen, nicht alle Lieder, die sie hatten singen wollen. Man hörte hernach, es sei vor allem das Bußlied gewesen, worin der Vers steht:

> Es ist verdorben der Verstand,
> mit Finsternis umhüllet,
> der Will ist von dir abgewandt,
> mit Bosheit angefüllet;

und aus dem Lied zur Schulvisitation im alten Gesangbuch die Strophe:

> Steure, Herr, den ärgernissen und der
> Bosheit dieser Welt,
> Die schon manches hingerissen und noch
> immer netze stellt.

Ach, erhalte in der treue, reiße mächtig
aus gefahr,
die so theur erlößte Schaar, daß dein herz
sich ihrer freue!
Es betrifft, Herr, deinen ruhm; schüze doch
dein eigenthum.

Man hätte meinen sollen, der Kirchschullehrer Albert Stumpp hätte damals in Grimm und Schmerz das Dorf verlassen. Er hätte leichtlich wieder eine Stelle bekommen; denn es gab Dörfer, die um gelernte Schullehrer froh waren. Und der Kirchschullehrer in Gnadenfeld hatte nicht nur die Befähigung zum Küster und Kirchschullehrer von der Wernerschule zu Sarata zugesprochen bekommen, er hatte am russischen Seminar die russische Prüfung als einer der Besten hinter sich gebracht. Er hätte leichtlich gehen können. Ich habe später erfahren, daß ihm die Russen damals eine Inspektorstelle angetragen hatten. Die Russen hätten dann einen russischen Schullehrer schicken oder doch zum mindesten verlangen können, daß sie in Gnadenfeld einen angestellt hätten, dem das Recht zum Schulen von Russenseite zugesprochen war. Und die konnte man damals zählen. Das hätten die Russen mit Fug und Recht tun können, denn nach dem Gesetz unterstanden neuerlich alle Schulen der russischen Regierung.

Nein, der Kirchschullehrer Albert Stumpp ist geblieben. Wie die Sache dann in Gnadenfeld genau weitergegangen ist, das hat niemand richtig erfahren. Der Kirchschullehrer war zu nobel und die Kirchenväter waren letztlich doch zu gescheit, darüber auszusagen.

Ich weiß freilich noch, daß wir an einem der folgenden Tage die Seite mit den blasenden Buben in unserem Buchstabierbuch haben aufschlagen müssen. So, wie heißt der, der da oben so fett hingedruckt ist, hat der Schullehrer gefragt. Er hat dann auf mich gewiesen, und ich habe — denn des Vaters kurze, zornige Unterweisung war mir deutlich im Kopf geblieben — hinausgerufen: be! So habe ich den Mund noch nie vorher aufgemacht gehabt wie zu dieser kurzen Antwort. Da stand aber der Schullehrer auch schon neben mir, faßte den Haarschopf an meiner linken Schläfe und lupfte mich daran in die Höhe. Wie oft er gesagt habe, daß er bei allen Dummheiten, die wir beginnen, ein Auge zudrücken wolle, nicht aber bei dieser . . . Ja, das hatte er gesagt. Aber der Vater hatte mich doch unterwiesen, wie zu sagen wäre. Ich war wieder einmal schwer verstört und brachte meine Gedanken nicht mehr zusammen. Ich weiß auch noch, daß wir einmal Briefe mitnehmen mußten an alle die Männer, die in der für mich so schweren Nacht in unserer Stube waren. Ich weiß auch, daß der Schullehrer einmal einen halben Tag lang mit dem Vater gesprochen hat und daß ich mein Buchstabierbuch habe in die Stube hineinbringen müssen, wo die beiden am Tisch gesessen sind. Der Schullehrer hat ganz ruhig gesprochen, ja, die Mutter hat gesagt, sie hätte ihn ein paarmal ganz vergnügt lachen hören, während der Vater sehr zornig gewesen sein muß.

Der Schullehrer muß aber, da fernerhin alle Jahrgänge b— zu sagen lernten anstatt be, vermocht haben, die Dickköpfe zu überzeugen, daß auf diese Weise das Lesen leichter und geschwinder in die Köpfe geht. Er hat ihnen vielleicht sogar glaubhaft zu machen vermocht, daß, wo immer mehr Russisches verlangt wurde — von diesem b-Sagen abhänge, ob sie fernerhin die Vätersprache überhaupt noch richtig zu lesen und zu schreiben vermöchten, oder ob nicht alles vom Russischen erdrückt werde. Er hat einem der größten Fortschritte des Menschengeistes, diesem, die Kinder nicht mehr Buchstaben, sondern Laute sagen zu lehren, in unseren Dörfern am Schwarzen Meer zum Sieg verholfen.

„Was lachen Sie", fragte der Jakob Schuhmacher, der Erzähler, die Männer, die in Eureka in Dakota mit dabeisaßen. „Jawohl, ich habe so gesagt: Fortschritt des Menschengeistes. Haben sie nicht ein Geschrei darum gemacht und einen Auflauf? Und war das nicht um jeden großen Fortschritt so?"

„Ich habe dann", fuhr er fort, „in späteren

Jahren noch erfahren, daß sich gerade damals, als Albert Stumpp noch im scharfen Widerstreit zu seinen stieren Böcken lag, die Küster und Kirchschullehrer der Gegend versammelten, daß sie da über das Gesetz vom 28. Januar 1891 beraten haben, worin festgesetzt war, daß fürderhin alle Schulen der Regierung unterstellt sein sollten. Auf dieser Versammlung sollen sie ihr Leid voreinander offenbar gemacht haben. Der schwarze Huschler, ein kleiner, finsterer Mann, auf den ich mich noch wohl besinnen kann, soll aufreizend und gotteslästerlich geschimpft haben. Es sei eine Schand' und eine Unehr', wie die Bauern mit den Kirchschullehrern umgingen. Wenn die Herren vom Schulzengericht zum Farrenkauf und zum Hengsteinholen gingen, dann falle ihnen ein, könnte man, wenn man schon unterwegs sei, auch noch einen Schullehrer dingen, es gehe in einem hin. Jawohl, so sei es. Und dann sei man der Schuhabputzer für jedermann und sei schlechter gehalten als der Kuhhirt. Und wenn man komme, um anzusagen, daß die liederlichen 300 Rubel Bankassignaten das Jahr über nirgends hinreichten, da die im Contract aufgereihten Accidentien selten anfielen, so müsse man sich sagen lassen — jawohl, gerade so hätten sie zu ihm gesagt: Ob ihn der Haber steche? Ob ein Kirchschullehrer vielleicht eine Magd brauche, ha? Er solle seinem Weibe zuerst die sündhafte Hoffahrt austreiben. Und wie es denn allemal sei bei der Visitation? Da komme der Pastor, den man nur sehe, wenn es einzusammeln gelte. Da säßen dann die Kirchenväter und hernach fehle es, wie der Pastor sage, hinten und vorn. Davon aber sage kein Mensch etwas, daß die Früchtlein, wo sie zur Schule kommen sollten, mit dem Gewehr in den Gärten lägen und die Vögel schössen. Daß sie, kaum taue es im März, wegliefen wie aus einem Taubenschlag und nimmer kämen bis der erste Schnee falle. Und den Alten sei alles recht. Er habe manche seiner Bürschlein im ganzen Winter kein dutzendmal in der Schule gesehen, und wenn er zusammenzähle, wie oft einer ans laute Lesen gekommen sei, so mache das das ganze Jahr noch keine halbe Stunde aus. Und dann müsse aber doch der Schullehrer schuld sein, wenn die Bürschlein so dumm seien, als kämen sie aus dem Mohrenland. Ja, wo wolle man denn da hinkommen? Und wenn man nützlichere Dinge als Memorieren und Memorieren, worüber man noch zum Düppel werde, tun wolle, so stünden auch schon wieder die Kirchenväter, diese Heiligen, da und sagten einem die halbe Bibel auf, so, als ob diese rotznasigen Nichtskönner mehr vom Schullehren wüßten als der Schullehrer selbst.

Der Huschler muß ganz wild gewesen sein. „Ich habe genug", soll er gesagt haben, „und lieber will ich jetzt Säue hüten. Und euch wirds nicht anders zumute sein. Aber es ist noch nicht nötig, daß wir Säue hüten. Ist auch nicht nötig, daß wir längerhin die Schuhputzer machen. Die Bauern, die neunmalgescheiten Kirchenväter und die Pfarrer sollen ihre Nasen aus den Schulen lassen. Die Regierung bietet uns die Hand. Das Gesetz hat alle Schulen der Regierung untertan gemacht. Wißt ihr denn, Kirchschullehrer, was das heißt? Das bessere Leben kommt! Die Regierung stellt uns an und wir bekommen eine Pension und wir sind Regierungsleute und haben einen Dreck zu fragen nach den Maulaffen, die mir die Magd wegsprechen wollen und die der Schurz meines Weibes ärgert. Wir müssen mit der Regierung gehen, die allezeit gut mit uns gewesen ist. Das müssen wir, das! Kirchschullehrer vom Taurischen Gouvernement!"

Sie mögen damals viel hin- und hergeredet haben. Sie alle haben ihr Bündel zu tragen gehabt. Auch Albert Stumpp hätte auspacken können. Denn nach der damaligen Nacht hat ihm keiner der Bauern mehr wollen Milch abgeben. Manche Eltern haben ihre Kinder daheim behalten und haben ihm sagen lassen, daß sie ihre Kinder nicht in die Höhle des Löwen schickten. Er hatte inzwischen auch erfahren, daß ein erbärmlicher Mensch namens Huberholt,

dem sein Schwager, einer der Kirchenväter, ins Brot helfen wolle, auf seine Stelle ziele. Aber am Ende stand Albert Stumpp in der Versammlung doch unter die Kirchschullehrer und sagte: „Man hört bisweilen solch traurige Nachrichten. In unseren Dörfern stecken die Köpfe oftmals in Finsternis. Aber es ist uns aufgegeben, Geduld zu üben und standhaft zu sein. Die Pfarrer kommen nicht aus unseren Dörfern. Sie kommen von fernher, wo die Menschen ganz anderer Art sind, wenn sie auch unsere Sprache sprechen. Sie dünken sich hoch über unserem verblendeten Volke. Unsere Leute machen, was niemals sein Sinn sein kann, das Wort Gottes zur furchtbaren Geißel und zu einem Quell der Finsternis. Unsere Bauern leben sich selber zum Feinde. Und glaubet mir, die Regierung ist ihnen auch nicht Freund. Wir, die fremden Völker, die man gerufen, Grenzwall und Landbrecher zu sein, mißfallen ihr. Wir sollen mit allen anderen die Sprache ihres Landes reden, und wir sollen gleich werden dem Volk in diesem Lande. Die Regierung nimmt unsere Schulen in ihr Regiment und — vielleicht — auch uns Kirchschullehrer in ihren Schutz. Sie will aber, daß unsere Schulen in ihrer Sprache weitergehen und nach ihrem Sinn. Ihr meint, so schnell gehe das nicht in Rußland. Und in der Sprache des Landes fest zu sein, sei nur Gewinn. Man hätte es doch oft genug erfahren. Ja, ich glaube auch, daß es nicht schnell gehen wird. Es wird langsam und still und lächelnd gehen, so still, daß wir gar nicht merken werden, wie eins ums andere die Sprache unserer Väter nicht mehr versteht und wie ein Dorf ums andere hingeht ins Russische hinein, von dannen keine Rettung mehr sein wird.

Der Staat würde Herr sein über die Schulen, nicht mehr die Kirchen. Auch ich würde ein Herr werden. Ich habe die russischen Prüfungen so gut gemacht wie einer. Ich hätte auf keinen Kirchenvater mehr zu hören, nicht einmal auf den Pfarrer. Ja, ich könnte ihnen den Herrn zeigen, ich könnte die Säumigen strafen lassen und ich könnte ihnen den Zorn in den Kopf treiben, wenn ich lehrete, wie das Gebot der weltlichen Hand es verlangte und wie es auch mein Sinn wäre. Und wenn sie sich sperren würden, so könnte ich die Obrigkeit zu Hilfe rufen, die darin meine Ergebenheit erkennen müßte. Dann aber, Brüder, wäre mir besser, daß ein Mühlstein an meinen Hals gehänget würde und ich ersäufet würde im tiefsten Meer. Dann hätte ich die Deutschen an die Russen verraten."

Er hielt ein. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ja, an die Russen verraten. Damit hätte ich das Dorf umgebracht. Denn inwendig würde das Deutsche in ihnen stecken und außen wären sie russisch geworden: in den Mützen und in den Stiefeln und in den Worten und in den Gesängen. Und das Inwendige und das Auswendige würden in alle Ewigkeit nie zusammenpassen. Würden gegeneinander streiten jeden Tag. Und ein Mensch, an dem es so herumzerrt jeden Tag, der kommt nicht zur Ruhe, der kommt auf den Abweg. Der wird auseinandergezerrt. Der wird ein Tor oder ein Lump oder was weiß ich. Und mit Toren und mit Lumpen wäre auch den Russen nicht geholfen. Männer, wir, die wir in unseren Dörfern karg gehalten werden und geschmält und — wie ich weiß — oftmals arg gekränkt, wir sind die einzigen Freunde dieser Dörfer. Uns karggehaltenen und geschmälten und arg gekränkten Kirchschullehrern im Taurischen Gouvernement ist aufgetragen, für die zu stehen, die uns karg halten."

Albert Stumpp ist dann wieder in sein Dorf gegangen. Staatsfeindlicher Gesinnung beschuldigt — er hat nicht gefragt, durch wen — ist er bald danach beurlaubt worden. Eines Tages aber ist er wieder dagewesen als Kirchschullehrer in einem anderen Dorf. Er hat über die Dürftigkeit der Kirchenschulen besser Bescheid gewußt wie wir alle. Aber er hat auch gewußt, was nach ihnen gekommen wäre. Er hat die Geduld gehabt, die mir, dem hitzköpfigen Jakob Schuhmacher gefehlt hat. Freilich, wegens des Lau-

tierens hat es zu meiner Zeit keinen Auflauf mehr gegeben. Aber sonst: mir stand der Sinn nicht nach den Abgründen des Offenbarungsbuches. Ich schrieb dem Bruder meiner Mutter, der mit den großen Zügen nach Dakota gekommen war, ob es dorten noch Land gebe. Gottlob, es gab noch Land in Dakota. Damit hörte ich auf, ein Knecht der Kirchenväter zu sein. Aber ich muß es wohl sagen: Es ist gut, daß es Menschen gab, die Knechte blieben, obwohl sie größer und wichtiger waren als die, die ihnen befahlen. Sie dienten letztlich ihrem eigenen Gebot. Dies Gebot hieß sie, unsere Dörfer beschützen vor denen, die auch ihre eigenen Feinde waren. So sind diese alle wichtig. Ich bin es nicht. Denn ich bin meinem Wohle nachgegangen. So brauchen sie über mich, den Jakob Schuhmacher, nichts zu notieren. Aber das über den Albert Stumpp, das wäre des Aufschreibens wert. Und so habe ich denn hier die Geschichte jenes Kirchschullehrers vom Schwarzen Meer aufgeschrieben für die, die gleich Jakob Schuhmacher und gleich mir der Ansicht sind, daß diese Geschichte das Aufschreiben verdiene.

Heinrich Zillich

Das Dorf Tartlau in Siebenbürgen

Im 12. Jahrhundert rief der ungarische König Geysa deutsche Bauern und Bürger nach Siebenbürgen zum Schutze der Ostgrenze seines Reiches. Sie bauten Städte und Burgen und setzten damit den Kumanen und Peschenegen, die Ungarn bis dahin oft überfallen hatten, eine feste, manchmal überrannte, doch immer wieder neuerrichtete Mauer entgegen. Nur der südöstliche Landstrich, das Burzenland, blieb noch unbewehrt, bis siebzig Jahre später König Andreas II. den Deutschen Ritterorden mit dieser Gegend im Bug der Karpaten begabte. Vierzehn Jahre blieb der Orden da, schuf Dörfer, schuf Kronstadt, und wurde dann, weil er sich von der Oberherrschaft des Königs zu befreien suchte, vertrieben. Der Orden hatte wahrscheinlich die Absicht, das Burzenland selbständig und zur Zelle eines in den Osten vordringenden Staatswesens zu machen, die deutschen Siedlungen im Rücken zu umfassen, um schließlich an der alten Völkerwanderungsstraße ein Gebiet zu beherrschen, dessen Ausdehnung nur erträumt werden kann; ein Traum allerdings mit lockenden Verwirklichungsmöglichkeiten, wenn man bedenkt, daß der Ordensmeister Herman von Salza war. Wen die Schuld dafür trifft, daß der Orden zu früh losschlug, ist unaufgeklärt. Die Ritter mußten abziehen und begannen oben im Norden ihr großes geschichtliches Werk.

Ein beispielloses Schicksal war dabei der Gemeinde Tartlau beschieden, die — wie mir ihr Pfarrer einmal erzählte — in fünfhundert Jahren fünfzigmal niederbrannte. Nur die Kirchenburg im Kern des Dorfes, in jedem Jahrzehnt des Mittelalters bestürmt, trotzte und gab den Bauern Kraft, ihre Höfe immer wieder aufzubauen.

Tartlau liegt an militärisch wichtigster Stelle. Es ist die erste deutsche Gemeinde, die der von Osten durch den Bosaupaß nach Siebenbürgen eindringende Feind berühren mußte. Die deutschen Ritter hatten, als sie 1212 das Burzenland besiedelten, in dem Passe eine Befestigung, die Kreuzburg, errichtet; damit war die Gemeinde aber nicht genügend geschützt, weil sie mehr als eine Stunde davon entfernt in der Hochebene angelegt worden ist. Sie hatte also noch einen Sonderschutz auf eigener Dorfmark nötig. Ursprünglich bestand er wohl in Palisaden und Erdwällen, doch als die Macht der Gemeinde wuchs und ihre mächtige Kreuzkirche aufstieg, wurde diese mit steinernen Mauern umgeben, durch Zubauten vergrößert, und so entstand die ausgedehnteste Kirchenburg ganz

Siebenbürgens. Ihre Bauentwicklung zieht sich Jahrhunderte hin durch eine Kette von Not, Kampf und Bewährung.

Die Kirchenburg, aus der sich eine Vorburg wölbt, hat gewaltige Ausmaße, weil darin ein ganzes Dorf Platz finden mußte. In der Mitte steht die gotische Kreuzkirche. Kreisförmig schließt sich darum das Kastell, aufgebaut aus rohen Feld- und Flußsteinen. Die Ringmauer, zwölf Meter hoch und fünf Meter breit, trägt oben einen eingebauten Umlauf, der mit Ziegeln gedeckt ist und die vier gewaltigen Wehrtürme miteinander verbindet, zugleich auch den Zugang zu den Schießscharten und Pechlöchern ermöglicht. Um die Hauptringmauer zog sich früher noch eine niedrige Mauer, wohl zum Schutze der Herden und anderer Habe; ein breiter Wassergraben umzog die Festung. Innen an der Hauptmauer befinden sich noch heute 260 Kammern, darin die einzelnen Bauernsippen bei Belagerungen Unterkunft fanden. Ein Gewirr von Holztreppen führt zu diesen Stuben. Für Pfarrer und Schule war auch ein Raum vorgesehen.

Wir wollen in der Chronik des Dorfes ein wenig blättern. Da ist zunächst zu melden, daß 1242, dreißig Jahre nach der Gründung, die Mongolen die Gemeinde niederbrannten und viele Menschen wegführten. Sechsunddreißig Jahre später erleidet das Dorf durch die Tataren das gleiche Schicksal, und nach sieben Jahren nochmals. Dann schweigt die Chronik lange. Ihr nächstes Wort berichtet von wiederholten Tatarenverheerungen in den Jahren 1336 bis 1345. Hierauf schweigt sie wieder. Von 1421, wohl zu einer Zeit, wo die Kirchenburg schon in ihrer heutigen Größe stand, wird berichtet, daß Tartlau durch die Türken zugrunde ging, zehn Jahre später nochmals, nach einigen Monaten wieder. Sechs Jahre darauf werden 36000 Gefangene aus Siebenbürgen von den Türken verschleppt, darunter viele Tartlauer. Einige Jahrzehnte lang herrscht Frieden. 1493 verheeren die Türken das Burzenland und treiben zahllose Menschen, auch aus Tartlau, in die Sklaverei. In diesen Jahren aber kauften die Bauern das letzte adlige Haus in ihrem Dorfe auf, schlugen dem Grafen Béldi den Kopf ab und prozessieren trotz Pest und Türken. 1520 brennt das Dorf nieder; Hexen legten den Brand, sie werden gefoltert und hingerichtet. In den folgenden Jahrzehnten setzen Feinde immer wieder den Feuerhahn auf Tartlauer Höfe. 1531 überfällt Graf Maylat die Burg und gibt sie erst für ein großes Lösegeld zurück. 1547 plündern die Türken den Ort, die Bauern in der Burg müssen erbittert zusehen, wie ihre Habe verschwindet, vier Jahre darnach wieder. Ein Jahr später nimmt Fürst Vlad die Außenmauer der Burg; die Hauptmauer wird tapfer verteidigt; er brennt den Ort nieder, zieht heim in die Walachei und läßt die Pest zurück, die im Burzenland 5000 Menschen tilgte. Nach fünf Jahren kommt der Fürst der Moldau, lagert bei Tartlau und zeigt sich als Freund. Doch folgen nach zwei Jahren die Tataren; Tartlau brennt nieder; vier Jahre später sogar Dorf und Schloß, zehn Jahre darauf lassen die Tataren kein einziges Haus unversehrt. Nach zwölf Monaten richtet ein Erdbeben großen Schaden an. Die Tartlauer bauen Ort und Burg so schön auf, daß schon nach vierzehn Jahren der siebenbürgische Fürst eine Zeitlang in ihrer Burg Hof hält. Dreiundzwanzig Jahre vergehen, da verwüstet Fürst Michael der Walachei den Ort, ohne ein Haus zu schonen, drischt die Frucht aus, führt sie weg und legt alles in Asche. Viele Menschen werden hingerichtet. Viehsterben setzt ein. Nach wenigen Monaten ist Fürst Michael wieder da, zweimal in einem Jahr, im folgenden nochmals. Die Not wird entsetzlich. Tartlau brennt ab. Die Menschen essen die Ähren auf dem Felde. Sie ziehen selbst den Pflug durch die Schollen. Der Chronist meldet, daß manche dabei wieherten wie Pferde.

In fast allen folgenden Jahren schlagen Flammen aus dem Dorf oder lagern verbündete Truppen in den Häusern. Die Burg fällt nicht. Das Vieh wird geschlachtet, die Bauern auf dem Felde gemartert, weggetrieben, die Saat

gemäht. Türken, Rumänen, siebenbürgische Heere, ein unentwirrbares Durcheinander! Erst nach 1616 wird es ruhiger, denn in den dreißig folgenden Jahren brennt Tartlau nur fünfmal ab, 1652 bis auf acht Häuser, auch die halbe Burg sinkt in Asche. Im gleichen Jahre kommen die Türken wieder, sechs Jahre später nochmals, das Dorf brennt, die Burg ergibt sich nicht. Vor dem Kronertor stellen die Türken gefangene Bauern der Nachbargemeinden auf und bieten sie zum Kaufe an. Kinder wurden für zwei bis drei Taler, Erwachsene für zehn Taler von der Burgbesatzung freigelöst, aber sie hat zu wenig Geld, um alle zu kaufen, kaum für die deutschen Gefangenen reicht der Schatz. Wer keinen Käufer fand, wurde vor der Burg von den Türken niedergesäbelt und verscharrt.

In den nächsten Jahren dringen die Osmanen mehrmals ins Land, aber die Zeiten scheinen etwas friedlicher; darum ziehen die Tartlauer selbst aus und zerstören das Schloß ihres Prozeßgegners Graf Béldi bis auf den Grund. 1683 marschieren die Türken zur Eroberung Wiens durch das Burgenland und an Tartlau vorbei.

Einige Jahre darauf sind die Kaiserlichen in Siebenbürgen. Kaum nehmen sie es in Besitz, beginnen die Kurutzenkriege mit den Ungarn, die sich Wien nicht unterwerfen wollen. Tartlau leidet unendlich, wird mehrmals niedergebrannt, auch die Türken kommen wieder. Die Kurutzen erobern sogar einmal die Burg und martern die Dorfbeamten. Bis in das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geht das so weiter, dann endlich breitet sich unter dem deutschen Doppeladler Ruhe aus. Pest und Cholera wüten zwar einigemal, aber der Markt wird wohlhabend, die inneren mißlichen Zustände, Untreue von Beamten und Verkommenheit werden ausgemerzt, die Jesuiten versuchen die in der Reformation lutherisch gewordenen Bauern zu bekehren — vergebens. Noch zweimal zieht der Krieg über Tartlau, 1848 und 1916, aber gemessen an den Leiden der Vorfahren sind es geringfügige Ereignisse.

Inzwischen hat das Land seine Staatszugehörigkeit gewechselt, glitt aus der kaiserlichen in die ungarische, aus dieser nach dem Weltkrieg in die rumänische Hand. Das Dorf blieb deutsch, doch nahm auch seine rumänische Bevölkerung, die in den frühesten Urkunden nicht erwähnt wird, zu und hält heute der deutschen die Waage.

Als während des Weltkrieges der letzte österreichische Herrscher Tartlau besuchte, führte ihn der Ortspfarrer in die Kirchenburg. Sie gingen durch das wohl dreißig Schritt lange Torgewölbe. In der Mitte hängt ein Fallgatter, unter dem man durchschreiten muß. Schon vorher hatte der Pfarrer dem Kaiser erzählt, daß seine Bauern vor den Edelleuten niemals Achtung empfanden und einen gar geköpft hatten, was dem Gefolge des Herrschers wenig behagte. Als sie zum Fallgatter kamen, sagte der Pfarrer, das Gatter falle nach Meinung der Bauern auf jeden, der gelogen habe, darum heiße es das Lügengatter. — Sieh — und da machte der Kaiser, der gerade jenen unseligen Sixtusbrief geschrieben, der die Bundesgenossenschaft mit dem Deutschen Reich heimlich verraten hatte, einen großen heftigen Schritt. Aus dem Gefolge aber, das mehr zu wissen schien, als es wissen durfte, flüsterte einer dem Pfarrer zu: „Lassen Sie solche Späße!" Das Gatter fiel nicht. Die Burg ist friedfertig geworden.

Sie steht groß und grau, Kinder lärmen darin, die Zöglinge eines deutschen Bezirkswaisenhauses. So schützt das riesenhafte Kastell noch immer das Leben. Die Nachfahren der alten kriegerischen Bauern führen den Pflug vor der blauen Karpatenwand wie ihre Väter. Es sind — wie die Nachbarn sagen — widerschlächtige Menschen, hart, schlau und streitsüchtig, von den Paßwinden gegerbt. Ihre Dreschmaschinen summen, ihre Höfe stehen groß, ihre Felder sind sorgfältig bebaut; wirtschaftliche und gesellige Vereine, Dorfbank und Genossenschaften, Schule und Kirche wurden ihre Wehr. Ihr starkes Volksgefühl ist unerschüttert.

Maria Kahle

Deutsche Frauen in Südamerika

Man sagt wohl: Wollt ihr ein Volk kennen lernen, so fragt nach seinen Frauen. Auf meinen Reisen bei den Südamerikadeutschen ist es mir — in manchen Siedlungen in erschütternder Weise — klar geworden, daß dies Wort im Auslande für unser Deutschtum noch stärkere Bedeutung hat als in der Heimat. Im Auslande, wo die bodenständigen Deutschen als Bürger fremder Staaten leben, ist die Erhaltung der Volkspersönlichkeit fast ganz von den ursprünglichen Kräften abhängig, die der einzelne in der Familie, in der von der Mutter bestimmten Atmosphäre ihres Hauses und der „Kinderstube" und durch das Aufwachsen im Bannkreis der deutschen Muttersprache in sich aufnimmt. Denn dadurch unterscheidet sich die Lage der Volksdeutschen von den Reichsdeutschen im Auslande, daß sie ohne den Schutz eines eigenen Staates ganz allein auf die Wachstumskraft und geistig-seelische Wehrkraft ihres Volkstums angewiesen sind.

Ja, sie sind Deutsche wie wir, — und doch herausgehoben durch ihr Schicksal, durch ihre besondere Geschichte im neuen Land, herausgehoben durch die Bedrohtheit ihres völkischen Lebens, durch die verwirrenden Einwirkungen der fremden Umwelt, die das, was uns in der Volksheimat als selbstverständlich erscheint, in Frage stellt. Die Frage nach dem Deutschbleiben, also nach der Treue zu sich selbst und zu den Ahnen, wird jedem Dasein jenseits der Reichsgrenzen auferlegt. Es gibt kein Ausweichen. Im Heimatvolke mag sich der einzelne in und hinter der Gesamtheit verstecken; aber im Ausland hebt er sich ab von der fremdvölkischen Umgebung. Es wird ein Bekenntnis von ihm gefordert.

Und hier steht die Frau im Mittelpunkt der großen Frage. Denn sie ist die Entscheidende: in der Gestaltung ihres Hauses, das Heim und Heimat bedeutet, da draußen unendlich viel mehr als inmitten des eigenen Volkes; sie ist die Entscheidende in der Erziehung und Heranbildung ihrer Kinder, die ihres Lebens Zukunft sind, aber auch ihres Volkes Zukunft. Wenn die deutsche Frau im Auslande den gesunden Lebenswillen einer kinderfrohen Mutter verliert, hilft uns die beste Kulturrüstung nichts. Aber viele Kinder vermehren wiederum die Macht der Fremden, wenn sie von der Betreuerin ihrer frühesten Jugend, der Mutter, nicht in deutschem Geist und in der selbstverständlichen Übung der Muttersprache erzogen werden. Wie wahr ist Pestalozzis Wort, daß die Geschicke der Völker in ihren Kinderstuben liegen!

In einer der brasilianischen Kolonien habe ich einmal in der deutschen Schule die Kinder gefragt: „Wieviel Geschwister habt ihr zu Hause?" Da hoben sich viele Finger: „Elf", „Vierzehn", „Sechzehn", so ging das fort, bis einer ganz beschämt sagte: „Nur neun . . ." Kinderreichtum wird bei den deutschen Kolonisten noch als Gottessegen betrachtet. Eine zahlreiche Kinderschar ist aber auch Hilfsarmee des Siedlers in seinen Pflanzungen, wo andere Hilfskräfte fehlen. Raum und Nahrung sind in Überfülle da; so wird die deutsche Kolonie glückliches, verheißungsvolles Jugendland. Dieser Kinderreichtum ist ein besonderes Kapitel im Ruhmesbuch der deutschen Siedlerfrau, die bei ihrer schweren Magdarbeit in Feld und Stall und Haus zwölf, fünfzehn, oft noch mehr Kindern das Leben gibt und sie aufzieht. Was würde uns alle Arbeit für unser Volkstum helfen, wenn die biologische Kraft des Volkes versiegte!

Wie tapfer sind diese Kolonistenfrauen! Sie stehen in den neuen Siedlungen neben dem Mann im Wald und helfen beim Bäumefällen, sie sind ihm Arbeitskameradin im vollsten Sinn des Wortes. Bei Tagesanbruch eilen sie aufs Feld und arbeiten in glühender Sonne auf den

Pflanzungen bis zur Abenddämmerung; die Mittagspause ruft sie nach Haus nur zum Schaffen in Küche, Hof und Stall. Ohne Hilfskraft muß die Kolonistenfrau wirtschaften; sie hat gelernt, am selbstgebauten Backofen neben der Hütte das würzig-gelbe Maisbrot zu backen, sie hat in den Anfangszeiten der Siedlung gesponnen und gewebt, mit den Farbwurzeln und Farbhölzern Brasiliens das selbstgewebte Zeug gefärbt, — sie hat dabei noch Zeit und Kraft gefunden, die arme Bretterhütte heimeliger zu gestalten, wie nur die deutsche Frau es vermag, mit ein paar Decken, einem Blumenstrauß auf dem Tisch, dem Herrgottswinkel an der Wand, „wie's daheim war". — Sie leben unbewußt noch aus den Kräften bäuerlichen Volkstums, diese demütig-tapferen Kolonistenfrauen. Das große Werk, das ihre Männer im letzten Jahrhundert in Brasilien geschaffen haben, ist undenkbar ohne den Anteil der Frau. Über das Wirken in die Familie hinaus leisten diese Frauen opferbereit soziale Arbeit, vor allem in den Frauenvereinen; durch Sammlungen und Feste haben sie die nötigen Gelder für ihre Schulen aufgebracht, und im Einsatz für die Erhaltung des Deutschtums ist die Kolonistenfrau, die deutsche Mutter, oft kämpferischer und in der Verteidigung trotziger als der Mann.

Ich sehe sie noch vor mir, die große hagere derbknochige Kolonistenfrau in der abgelegenen Waldsiedlung Brasiliens, in deren Nachbarschaft ich während des Weltkrieges einige Monate wohnte. Sie arbeitete wie ein Mann, die wortkarge Theres, härter und ausdauernder als ihr eigener Mann, der nebenher das Schneiderhandwerk betrieb und ein bleicher dürrer Spintisierer war, der abends über astrologischen Büchern saß. Als die Nachrichten von den deutschen Siegen in die Siedlung gelangten, hatte die Theres einige Stücke ihres aus Deutschland mitgebrachten Leinens in den deutschen Farben eingefärbt und daraus eine Fahne genäht, im Walde eine schlanke Palmite geschlagen als Fahnenstock, und nun hißte sie bei jeder neuen Siegesnachricht diese deutsche Flagge. Eines Tages kam ein polnischer Kolonist vorbei, der in der Nähe wohnte, und als er die Fahne sah, begann er wild auf den verängstigten Schneider einzureden und Greuelmärchen von den deutschen Barbaren zu erzählen; doch mitten im geifernden Wortschwall wurde er unterbrochen durch die vom Felde heimkehrende Theres, die den Polen am Kragen packte und ihn zum Hause hinauswarf.

Aber als dann die Novembertage des Jahres 1918 über uns hereinbrachen, stand die Frau vor mir mit verstörtem Gesicht: „Sagen Sie mir die Wahrheit, können Sie das glauben?" Nein, ich glaubte es nicht, — keiner von uns da draußen glaubte es. Aber nach langen furchtbaren Wochen mußten wir es dennoch für wahr halten, als die ersten Briefe aus der Heimat anlangten. Da hat die Theres in ihrer verschlossen mütterlichen Art mich getröstet: „Deutschland kann ja gar nicht untergehen", sagte sie. Anderes wußte ihr Herz nicht, und mehr Worte fand ihre niederdeutsche Art nicht. Es war auch genug; ich sah ihre Augen, in denen ein Licht stand, das ich nie zuvor darin geschaut hatte. Oh, sie hätte alle Feinde dieses Deutschlands, das stumm in ihrer Seele lebte, aus der geschändeten Heimat hinausprügeln mögen, das sagte mir ihr schmaler zusammengepreßter Mund; aber ihre Augen enthüllten das andere, die grenzenlose Liebe, die dennoch glaubt und vertraut über jede hoffnungslose Wirklichkeit hinweg.

Viele Bilder steigen in meiner Erinnerung auf — es sind auch trübe, umschattete dabei, von Müdigkeit und Untergang, aber ein treues tapferes Herz wiegt zehnmal zehn verzagende und versagende auf, reißt schließlich auch neunmal zehn schwankende mit sich! — da ist das Bild eines Siedlergartens, in dem die Kinder nach Anweisung der Mutter in einem Winkel sich spielerisch die alte Ahnenheimat aufgebaut haben, Berglandschaft aus Westfalen soll es vorstellen, ein Dorf im Siegerland; ein kleiner künstlicher Hügel, das ist der Hauberg, an

dessen Fuß der elterliche Hof der Mutter liegt: ein Holzgebäude wie aus der Spielzeugschachtel genommen, der kleine Hannes hat es gebastelt und mit Sand bestreut, ein Weglein führt zum Dorf, getreu nach dem schmerzlichen Heimwehgedächtnis der Mutter ist es gebaut. Ein Dorf mit Häusern aus Span und Brettlein, schwarz-weiß angemalt, so daß sie den Fachwerkhäusern im Siegerland ähneln, und wieder ein schmaler Weg zu Hügeln aus Sand: Berge der alten Heimat. „Wir hatten zuerst auf den Bergen Bäumchen gepflanzt, aber sie wachsen hier zu schnell, sie überwucherten alles." Nein, laßt es nicht von Tropenwachstum überwuchern, das kindlich-schön gefühlte Bild der verlorenen Ahnenheimat. —

Ihr Mütter, wie wißt ihr aus der Kraft eures Gemütes Symbole zu finden für das unruhig brennende Leben, das euch hin und her reißt zwischen der Liebe zum neuen mühevoll erkämpften Boden und dem alten Vater- und Muttergrund!

Und wäre es nur das Blühen einer blauen Kornblume, die ihr in euren Garten pflanzt, daß sie Farbe und Sommerkorn-Erinnerung der alten Heimat euch nahe bringe! Wie lebt das Mutterland im Herzen der deutschen Frau, die schwerer als der Mann vergessen kann, — weil sie schwerer, erdschwerer ist . . .

Der Ochsenkarren, der mich zu einer deutschen Kolonie in Paraguay bringen soll, rumpelt schon stundenlang über tief mit Löchern ausgefahrene, steinübersäte Feldwege in glutzitternder Staubwolke dahin; die Sommersonne dieser Breiten brennt mit 39 Grad im Schatten. Einzige Erfrischung ist das Bild eines Baches, an dem paraguayische Wäscherinnen hocken, dunkles Indianerblut. Blendendweiß schimmert das Waschzeug, das sie durch die Fluten ziehen. An einer armseligen Ranchosiedlung kommen wir vorbei, graue verwahrloste Hütten liegen am Wege, halbnackte Kinder spielen auf den ausgedörrten Gassen. Doch am Dorfesende, etwas abseits, liegt ein weißes Haus unter Palmen; ein großer Vorgarten leuchtet von weitem schon mit seiner Blumenbuntheit, — welch eine Fülle von Blumen! Nirgends sonst sieht man in dieser Dürre Blumen, — und hier scheint ein Stück Paradies niedergesunken zu sein. Da ist ja Rittersporn, seidig hellblau, und da ranken Rosen am grünen Zaun, und Reseden, wahrhaftig, Reseden blühen am Kieswege. Und das weiße Haus hat grüne Läden, vor den geöffneten Fenstern bauschen sich weiße Gardinen. „Hier wohnt eine deutsche Frau", sagt der Fuhrmann, der braune Paraguayer. Hat er nicht recht, der Landeskundige, wenn er betont: Hier wohnt eine deutsche Frau! — Der Mann kämpft und erwirbt, er erbaut das Gefüge der neuen Heimat, er setzt sich politisch mit den Pflichten seiner Staatsbürgerschaft auseinander, er gibt den Zoll, den er schuldet, dem Vaterland seiner Nachkommen. Doch die Frau lebt weiter aus den Kräften des alten Mutterlandes, aus diesen geheimnisvollen Kräften, — und sie läßt das Weben ihres deutschen Gemütes sich verspinnen um die Seelen ihrer Kinder. Nicht als ob Mann und Frau sich scheiden in der Treue zu ihrem Volkstum; stark und fordernd ruft der Vater zu deutscher Haltung und Zucht neben dem Einsatz für das neue Vaterland; aber die leisen Strömungen aus dem Herzen der Mutter sind das ganz elementar Bindende, sind das Heilige, das fortwirkt aus frühen tumben Kindheitstagen bis ins erkenntnisreiche Alter, sind das Undeutbare und Unerklärliche, das uns bewegt wie die blaue Kornblume, die im Südland unter Palmen im grellen Licht der Tropensonne erblüht.

Wilhelm Pferdekamp

Der vergessene Häftling

Mexikanische Anekdote

Als der Enteignungstaumel über den mexikanischen Acker hinfegte und über Nacht die Besitzenden arm und die bis dahin Besitzlosen zu Hörigen des Bankkapitals machte, geriet auch Ruhland in arge Bedrängnis. Zwar war seine Kaffeefarm so klein, daß sie nach dem Gesetz nicht aufgeteilt werden konnte, aber dennoch machten ihm die Agitatoren, schon weil er ein Ausländer war, eine Menge Scherereien.

Ruhland betrachtete es als sein gutes Recht, sich zur Wehr zu setzen. Die Farm galt ihm auch mehr als ein bloßer Besitz; sie war seine und auch schon seines Vaters Geburtsstätte; und sein Großvater, der vor Metternich und den Karlsbader Beschlüssen nach Mexiko geflohen war, hatte auf dem schönen Fleckchen Erde ein neues Leben begonnen. So jagte denn Ruhland die Agitatoren, sooft sie sich auf seiner Farm sehen ließen, kurzerhand davon, bis sie ihm eines Tages Soldaten auf den Hals schickten, die ihn ins Gefängnis der Provinzhauptstadt brachten.

Im Gefängnis setzte sich Ruhland sofort hin, einen Beschwerdebrief an den Gouverneur abzufassen. Er teilte übrigens die Zelle mit einem noch jungen, finster blickenden Mexikaner, dem eine lange Haft deutlich anzusehen war: er war erschreckend abgemagert, und das Weiße seiner Augen war, wie so häufig bei Mexikanern indianischen Blutes, vor Bitternis gelb geworden. Der Mann hatte bisher wortlos auf seiner Pritsche gesessen. Als nun Ruhland Federhalter und Papier herausnahm, begann er mit einem Seufzer die erste Unterhaltung:

„Ach, Sie Glücklicher! Sie können wenigstens schreiben!"

„Wieso?" fragte Ruhland, „Können Sie's nicht?"

„Nein, sonst würde ich wohl nicht mehr hier sitzen."

Ruhland bot dem Mann in aller Form seine Hilfe an: er wolle ihm gern das, was geschrieben werden müsse, aufsetzen.

„Ich war Chauffeur, müssen Sie wissen", erzählte nach kurzem Zögern der Mexikaner, „und hatte ein Kind angefahren. Dafür bekam ich zwei Monate; ich gebe zu, eine angemessene Strafe. Aber dann haben sie wohl oben im Büro meine Papiere verlegt, oder es ist sonst was damit geschehen; jedenfalls haben sie mich seitdem vergessen. Und nun sitze ich schon über fünf Jahre!"

„Ja, Mensch, haben Sie sich denn nie beschwert?"

Sicher habe er das, meinte der Mexikaner resigniert, und nicht einmal, sondern hundertmal. Gleich nach Ablauf der zwei Monate habe er sich beim Wärter gemeldet, doch der Wärter habe erklärt, er könne nur schriftliche Beschwerden annehmen.

„Und schreiben", fügte er leise mit einem verschämten Lächeln hinzu, „schreiben kann ich ja nicht."

Ruhland legte seinen Federhalter hin und ließ sich die Geschichte in allen Einzelheiten noch einmal erzählen. Immer wieder versicherte der Mexikaner, daß er alles versucht habe, um zu seinem Recht zu kommen. Der Wärter aber, der geflissentlich niemanden an ihn heranlasse (vielleicht wolle er nur Geld, und Geld besitze er nicht), riefe ihm stets — er, der Gefangene, brauche nur seinen Mund aufzutun — „schriftlich, schriftlich" entgegen.

Ruhland reichte nun zwei Klagen an den Gouverneur ein, die eine für sich, die andere für seinen Mitgefangenen. Ehe Antwort kam, vergingen mehrere Wochen, und diese Zeit benutzte Ruhland, seinem Genossen etwas Lesen und Schreiben beizubringen. Sie wurden dann auch

beide am selben Tage aus dem Gefängnis entlassen. Zum Abschied umarmte der Mexikaner den Farmer, wie es gute mexikanische Sitte ist:

„Lieber Freund, Sie werden noch von mir hören. Wir Mexikaner sind nicht undankbar."

Im wilden Getriebe der kommenden Zeit vergaß Ruhland seinen Gefängnisgenossen. Die Stürme der Revolution kehrten das Unterste nach oben; Schuster beförderten sich zu Generälen; Telegrafisten wurden Gouverneure; Banden bekämpften einander und plünderten die Dörfer aus. Wer eben konnte, verließ das Land oder zog in die Stadt.

Ruhland war auf seiner Farm geblieben, trotz allem. Sie hatten ihn einmal um Lösegeld verschleppt; sie hatten seine Ernte angezündet und zwei seiner Arbeiter erschlagen; sie hatten mehrmals die Farm bei Nacht überfallen und alles Vieh geraubt. Dennoch hatte er ausgehalten.

Doch als die Zeiten dann ruhiger wurden, begann wieder, und diesmal verbissener, der Kampf um den Acker. Agitatoren verkündeten von neuem das Ende des Privateigentums, und in ihrem Gefolge befanden sich die Landmesser, die bereit waren, die Drohung gleich zu verwirklichen. Um Recht und Gesetz kümmerte sich niemand.

In seiner höchsten Not beschloß Ruhland, den Agrarkommissar seiner Provinz aufzusuchen. Dieser Mann hatte in der letzten Zeit durch seine gerechte Strenge von sich reden gemacht: ihm wollte Ruhland seinen Fall vortragen. Er ritt mitten in der Regenzeit in die Stadt.

Zu seinem Erstaunen wurde Ruhland ohne langes Antichambrieren vorgelassen Der Agrarkommissar, ein rundlicher, streng blickender Mann, bot ihm einen Sessel an und drückte zugleich auf einen Klingelknopf. Bald darauf füllte sich das Zimmer mit dem Personal der Agrarkommission: Landmesser, Delegierte, Prokuratoren, welche Titel sie auch führen mochten, Ruhland kannte die Gattung. „Jetzt ist's ganz aus", dachte er. Da erhob der Kommissar seine Stimme:

„Seht euch diesen Mann genau an!"

Ruhland meinte, es seien nicht Augen, sondern Pistolenmündungen, die ihn anstarrten.

„Ich will", fuhr der Kommissar fort, „daß diesem Mann kein Haar gekrümmt wird. Geht jetzt!"

Ehe Ruhland die Wendung ganz begriff, hörte er den Kommissar ein paar Worte sagen, bei deren Tonfall ihm inne wurde, daß er die Stimme kannte.

„Lieber Freund", sagte der Kommissar, „unsere arme mexikanische Erde ist nun genug mißhandelt worden. Ich bin dabei, der Regierung meine Erfahrungen mitzuteilen: wir müssen auf neue Fragen auch neue Antworten geben. Ich habe nicht vergessen, daß Sie, lieber Freund, sehr schreibgewandt sind, und ich bitte Sie nun zum zweiten Male: Helfen Sie mir!"

Ruhland war von seinem Sessel aufgesprungen. Während seine Einbildungskraft sich bemühte, das Bild eines abgemagerten Gefangenen der rundlichen Fülle eines Agrarkommissars anzugleichen, packte ihn der Kommissar unter den Arm und führte ihn lachend zur Kanzlei hinaus:

„Aber erst wollen wir ein Glas Bier auf unser Wiedersehen trinken!"

Führer!

Und wenn sie uns auch alles nehmen,
wenn sie den Boden uns entreißen,
und unsere Arme, unsere Leiber
in zentnerschwere Ketten schweißen, —

wir werden ewig uns bekennen,
wir werden immer zu dir stehn, —
wenn auch die letzten dieser Kämpfer
für deinen Sieg zum Tode gehn!

Erich Röthel

AUS ALTER TRUHE

Die vier Künste

Dichtung

Nicht wie das Spiel vereinige die Poesie die Menschen; sie vereinigt sie nämlich, wenn sie echt ist und echt wirkt, mit all dem mannigfachen Leid und Glück und Streben und Hoffen und Fürchten, mit all ihren Meinungen und Fehlern, all ihren Tugenden und Ideen, mit allem Großen und Kleinen, das unter ihnen ist, immermehr zu einem lebendigen, tausendfach gegliederten innigen Ganzen, denn eben dies soll die Poesie selber sein, und wie die Ursache, so die Wirkung.

Friedrich Hölderlin

Malerei

Wie ist's, daß mir die heutigen Künstler unseres Vaterlandes so anders erscheinen als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein geliebter Dürer? Wie ist's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Malerkunst weit ernsthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättet als diese zierlichen Künstler unserer Tage? Mich dünkt, ich sehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde stehet, — wie die Vorstellung, die ihr sichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorschwebt, — wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuschauer wohl am stärksten und sichersten ergreifen und seine Seele beim Ansehen am mächtigsten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Teilnahme und freundlichem Ernst, die eurer lebendigen Einrichtung befreundeten Wesen auf die Tafel treu und langsam auftraget.

Als Albrecht den Pinsel führte, da war der Deutsche auf dem Völkerschauplatz unseres Weltteils noch ein eigentümlicher und ausgezeichneter Charakter von festem Bestand; und seinen Bildern ist nicht nur in Gesichtsbildung und im ganzen Äußern, sondern auch im inneren Geiste dieses ernsthafte, grade und kräftige Wesen des deutschen Charakters treu und deutlich eingeprägt.

Gesegnet sei mir deine goldene Zeit, Nürnberg!, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich rühmen konnte. — Aber die schönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg und verschwinden, wie glänzende Wolken über das Gewölbe des Himmels hinwegziehen. Sie sind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen sie aus inniger Liebe in ihr Gemüt zurück, aus bestaubten Büchern und bleibenden Werken der Kunst.

Heinrich Wackenroder

Architektur

„Soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin", so ruft Goethe angesichts des Straßburger Münsters aus, „wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Wort gotisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können, das ist deutsche Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Wir treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder, im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein treffliches Werk.

Diese charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja, unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig.

Von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele."

Johann Wolfgang Goethe

Musik

Ein wohltätiges Geschenk verlieh die Natur unserm Geschlecht, da sie auch den gedankendürftigsten Gliedern desselben die erste Sprosse der feinen Sinnlichkeit, die erquickende Tonkunst nicht versagte. Ehe das Kind sprechen kann, ist es des Gesanges oder wenigstens der ihm zutönenden Reize desselben fähig; auch unter den ungebildeten Völkern ist also Musik die erste schöne Kunst, die ihre Seele bewegt. Das Gemälde der Natur fürs Auge ist so mannigfaltig abwechselnd und groß, daß der nachahmende Geschmack lange umhertappen und sich an der Barbarei des Ungeheuren, des Auffallenden versuchen muß, ehe er richtige Proportionen lernt. Aber die Tonkunst, wie einfach und roh sie sei, sie spricht zu allen menschlichen Herzen und ist neben dem Tanz das allgemeine Freudenfest der Natur auf der Erde. Schade nur, daß aus zu zärtlichem Geschmack die meisten Reisenden uns diese kindlichen Töne fremder Völker versagen! So unbrauchbar sie dem Tonkünstler sein mögen, so unterrichtend sind sie für den Forscher der Menschheit; denn die Musik einer Nation, auch in ihren unvollkommensten Gängen und Lieblingstönen, zeigt den inneren Charakter derselben, das ist die eigentliche Stimmung ihres empfindenden Organs, tiefer und wahrer, als ihn die längste Beschreibung äußere Zufälligkeiten zu schildern vermöchte.

Jean Paul

Bayrisches Alpenlied

Der Franz läßt dich grüßen
Gar hoch und gar fest,
Vom Palmbaum hoch sprießen
Gar vielerley Aest.
Mit grünblauer Seiden
Ein Kränzlein hängt dran,
Drum sollst du wohl meiden
Ein anderen Mann.
Ja Mädel, sein Lieben
Nimmt sonst mal ein End,
Wie Röslein da drüben,
Die Reif hat verbrennt.
Im Thal liegt noch Nebel,
Die Alpen sind klar,
Doch wird er bald sehen,
Was unten ist wahr.
Er sieht wohl die Schwalben,
Sie ziehen dann nieder
Die Küh von den Alpen,
Sie kommen auch wieder.
Jetzt klingeln sie, grüßen,
Sie haben gut Haus,
Viel Brünnlein drin fließen,
Ein Golddach ist drauf.
Das Haus ist ganz offen,
Kein Ringel dafür,
Der Franz thut wohl hoffen,
Du klopfst an die Thür.
Am buchsbaumern Tischlein,
Drauf stehn zwey Glas Wein:
Er schenkt klaren Wein ein,
Er saget was fein.
Er redet was wahr ist,
Er trinket was klar ist,
Er liebet was fein ist:
Lieb Mädel er grüßt dich.

Aus des Knaben Wunderhorn

Schall der Nacht

Komm Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freuden-Schall
Aufs lieblichste erklingen,
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen seyn
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.
Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen seyn,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.
Echo, der wilde Widerhall,
Will seyn bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören;
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.
Die Sterne, so am Himmel stehn,
Sich lassen Gott zum Lobe sehn
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch Gott thu preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.
Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die faulsten seyn
Und schlafen liegen bleiben,
Vielmehr bis daß die Morgenröth
Erfreuet diese Wälder-Oed,
In Gottes Lob vertreiben;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Aus des Knaben Wunderhorn

Scherz

Einen Morgengruß ihr früh zu bringen,
Und mein Morgenbrot bei ihr zu holen,
Geh' ich sachte an des Mädchens Türe,
Öffne rasch, da steht mein schlankes Bäumchen
Vor dem Spiegel schon und wäscht sich emsig.
O wie lieblich träuft die weiße Stirne,
Träuft die Rosenwange Silbernässe!
Hängen aufgelöst die süßen Haare!
Locker spielen Tücher und Gewänder.
Aber wie sie zagt und scheucht und abwehrt!
Gleich, sogleich soll ich den Rückzug nehmen!

Närrchen, rief ich, sei mir so kein Närrchen:
Das ist Brautrecht, ist Verlobtensitte.
Laß mich nur, ich will ja blind und lahm sein,
Will den Kopf und alle beide Augen
In die Fülle deiner Locken stecken,
Will die Hände mit den Flechten binden —
„Nein, du gehst!" Im Winkel laß mich stehen,
Dir bescheidentlich den Rücken kehren!
„Ei, so mags', damit ich Ruhe habe!"

Und ich stand gehorsam in der Ecke,
Lächerlich wie ein gestrafter Junge,
Der die Lektion nicht wohl bestanden,
Muckste nicht und kühlte mir die Lippen
An der weißen Wand mit leisem Kusse,
Eine volle, eine lange Stunde;
Ja, so wahr ich lebe. Doch, wer etwa
Einen kleinen Zweifel möchte haben
(Was ich ihm just nicht verargen dürfte),
Nun, der frage nur das Mädchen selber:
Die wird ihn — noch zierlicher belügen.

Eduard Mörike

Adalbert Stifter an seine Frau

Am Donnerstag ist der Tag, an dem es neunundzwanzig Jahre sind, seit uns das heilige Band der Ehe vereinigt. Auch heuer wie im vorigen Jahre will es die Verkettung von Umständen, deren wir nicht Herr sind, daß wir diesen Tag nicht miteinander feiern können. Ich sende Dir also diese Zeilen, nimm sie freundlich in Dein Herz. In diesen neunundzwanzig Jahren haben wir viele Freuden miteinander geteilt, wir haben manches Ungemach, wir haben Unglück und harte Schläge miteinander getragen. Die Freude hat uns beglückt, das Ungemach hat unsere Herzen fester aneinandergebunden und hat sie geläutert. Und so ist beides eine Gabe des Himmels zu unserem Besten. Ich danke Dir auch für Deine wandellose Treue und für Deine unbegrenzte Liebe in diesen neunundzwanzig Jahren. Ich danke Dir für alles Gute und Herzliche, das Du mir zugewendet hast. Die Verbindung mit Dir ist das Glück meines Lebens geworden. Die Hochachtung, die ich für Deinen Wandel faßte, hat auch mein Wesen besser gemacht, und ich danke Dir dafür. Verzeihe mir die eine oder andere Kränkung, die ich Dir zugefügt habe. Mein Herz wußte nichts davon, und wenn es in Übereilung geschah, so ist die schwere Reue in meinem Gemüte darauf gefolgt. Du hast mir alles Liebe in größerem Maße zuteil werden lassen, als ich es verdiente. Gott wird dieses Geschenk auch für die Zeit, die uns noch miteinander zu leben gegönnt ist, erhalten. Ich werde Dich ehren und lieben, solange ich lebe, und wenn wir das Schönste, das wir hienieden haben, auch in ein Jenseits mitnehmen können, so werde ich Dich auch in diesem Jenseits ehren und lieben. Ich werde an dem Tage Gott bitten, daß er Dich wohl und glücklich erhalte, und daß er uns noch eine Zeit zusammen gönne und keines zu lange einsam auf dieser Welt lasse. Denke, wenn Du Dein Herz an diesem Tage zu dem höheren Wesen wendest, auch meiner, und denke überhaupt an diesem Tage meiner in Liebe und Güte. Ich werde ihn nur im Andenken an Dich vollbringen.

An Frau Rebekka

bei der silbernen Hochzeit

Ich habe dich geliebet und ich will dich lieben,
So lang' du goldener Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es besser ist.

Ich will nicht von dir sagen, will nicht von dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat dich mir gegeben:
So segnet keine andere Hand.

Sein Tun ist je und je großmütig und verborgen;
Und darum hoff ich, fromm und blind,
Er werde auch für unsere Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichtum sind.

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie wert werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet
Im Meer, so weit und breit und hoch!
Doch manchmal auch hat unser Herz geblutet,
Geblutet . . . Ach, und blutet noch.

Es gibt in dieser Welt nicht lauter gute Tage,
Wir kommen hier zu leiden her;
Und jeder Mensch hat seine eigne Plage,
Und noch sein heimlich Crêve-coeur.

Heut aber schlag ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
Vergesse allen meinen Schmerz;
Und drücke fröhlich dich, mit voller Liebe,
Vor Gottes Antlitz an mein Herz.

Matthias Claudius

Die ewige Volksgemeinschaft

Die Wirtschaft kann nicht alles lösen, es liegt in ihrem Wesen, daß neben dem Erfolg irgendwie stets wieder der Mißerfolg marschiert. Es liegt im Wesen eben dieses wirtschaftlichen Kampfes begründet, daß schon aus der natürlichen und notwendigen Auslese heraus dieser Weg stets mehr oder weniger immer wieder über Opfer führt. Wie einfach, diese Gefallenen dann liegen zu lassen! Wie einfach, zu sagen, sie sind gestürzt, sie sind gestrauchelt, was kümmert das uns. Hier muß die Volksgemeinschaft in Erscheinung treten und muß diesen einzelnen, die das wirtschaftliche Leben zu Fall gebracht hat, sofort wieder auf die Beine helfen, muß sie unterstützen und muß sie wieder eingliedern in einen neuen Prozeß des Lebens der Gemeinschaft.
Nun könnte man sagen, wenn die Wirtschaft nicht alles lösen kann, warum lassen Sie das nicht durch den Staat lösen? Heben Sie doch Steuern ein. Wir haben natürlich auch die Möglichkeit erwogen, diese große Hilfeaktion für den Winter vom Staate durchführen zu lassen. Wir sind aber von diesen Erwägungen sofort wieder abgekommen, weil wir glauben, daß wir damit den einzelnen Deutschen freisprechen würden von seiner Verpflichtung. Er würde sich wieder denken, das ist die Aufgabe des Staates. Wir aber wollen ihm eine lebendige Gemeinschaft zeigen. Was heißt Staat? Volksgenosse, du bist der Staat!
Nicht der Staat soll dich zwingen, daß du dieser natürlichen Pflicht genügst, sondern du sollst deiner Empfindung für die Volksgemeinschaft selbst lebendigen Ausdruck geben! Du mußt herantreten und freiwillig Opfer bringen. Du sollst dich nicht davon drücken und sagen, das ist unangenehm für mich. Mein lieber Volksgenosse, sei glücklich, wenn du im Rahmen deiner Volksgemeinschaft dein tägliches Brot verdienen kannst. Denn du verdienst es nicht, weil du da bist mit deiner eigenen Kraft, sondern du verdienst es, weil die ganze Volksgemeinschaft hinter dir steht. Alle die Millionen ermöglichen dir es, daß du dein Leben hast. Würdest du allein stehen, was wärest du denn auf dieser Welt? All deine Kulturhöhe, dein Einkommen, das Vermögen, Gehalt und Lohn, du erhältst es nur, weil du ein Glied dieser großen Gemeinschaft bist. Die Höhe der Kultur, an der du vielleicht teilnimmst, du verdankst sie nicht nur der Gegenwart, sondern der Arbeit zahlloser Geschlechter vor dir, all der Millionen deutscher Vorfahren, die ihr Leben eingesetzt haben, damit du heute leben kannst, damit du verdienen kannst!

Das ist unser Krieg! Wir sind im größten Eroberungsfeldzug der Weltgeschichte begriffen, nämlich wir erobern uns unser deutsches Volk. Das ist die schönste Eroberung, die es überhaupt geben kann: Wenn man ein Volk besitzt, das eines Sinnes, eines Herzens, eines Willens und einer Handlung ist. Wenn das gelingt, dann wird uns die Vorsehung auch sonst den irdischen Lohn nicht versagen.

Was ihr gebt, das gebt ihr nicht der Regierung, das gebt ihr dem deutschen Volke, das heißt, ihr gebt es euch selbst! Je größer die Opfer sind, die ihr dafür hingebt, um so mehr verteidigt ihr den Bestand dieser Gemeinschaft und damit wieder eure eigene Existenz. Je mehr ihr in der Erkenntnis aufgeht, daß die Opfer, die wir von euch fordern, mithelfen, eine Volksgemeinschaft aus der Theorie zur wirklichen Gemeinschaft des Lebens zu erheben, um so mehr werdet ihr selbst an dieser Gemeinschaft Anteil haben, und sie wird euch glücklich machen.
Denn das müßt ihr wissen: Die Menschen kommen und die Menschen sterben, aber diese Gemeinschaft, aus der sich immer wieder die Nation erneuert, sie soll ewig sein! Und für diese ewige Gemeinschaft tretet ihr ein, indem ihr für sie sorgt.

(Aus der Führerrede zur Eröffnung des Winterhilfswerkes 1935/36 am 9. 10. 1935)



Holzschnitt Georg Sluytermann von Langeweyde

An die Heimat

Ob du mich liebst, ob du vermeinst,
Ich sei dir gar entronnen,
Dir bin ich gut, du fernes Land
Der Trauben und Madonnen,
Mein Heimatland!

Die Mutter hast du in den Schrein
Der ewiglichen Erde
Getan und birgst mein Innigstes
Bis zu dem frohen Werde,
O Heimatland!

Du selbst, von Auferstehungsglanz
Die Tage hin umwoben,
Bist gottgeliebt und atemleicht
Aus Strom und Tal erhoben —

Dich überschwebt die singende
Gewalt der Morgenglocken,
Kein Busch und Baum ersättigt sich
An goldenem Frohlocken —

Die Städte, wie ein Jahr im Herbst
mit Frucht und Sinn beladen,
Fast ruhen sie zu wundersam
In deinen Erntegnaden!

Die Welt geht rasch und tröstet schlecht
Ist einer müd geworden.
Er wandert unter Wandernden
Und sucht Dich allerorten.

Er sucht umsonst. Du bist nicht viel,
Nur irgendwo inmitten
Der Welt ein Acker und ein Stein,
Wo alles ausgelitten,
O Heimatland!

Ich komme bald. Das Jahr verfällt.
Die Mutter in der Erden
Ruft Kind um Kind hinab. Es soll
Ein jedes fröhlich werden,
O Heimatland!
In dir doch fröhlich werden.

Ludwig Friedrich Barthel

Die ewige Aufgabe aller Deutschen

Die Deutschen gelten für gelehrte Träumer und haben doch überall wachende, lebendige Wahrheiten auf die Bahn gebracht, die uns nach langen Mühsalen endlich auch der schweren Geburt unserer Einheit und Freiheit versichern. Unser Reich war so versunken, daß ihm die Nachbarn freventlich alles zumuteten, was sie von sich selbst abhielten. Die Zersplitterung war uns so lange in Fleisch und Blut gewachsen, daß Fehlschritte nicht ausbleiben konnten; aber wir wären blöde und unseres Namens unwert, strebten wir nicht unablässig mit allen Kräften dem Ziel entgegen.
Hart ist die Zeit und noch zu stärkeren Entbehrungen zwingend. Wer aber an die Opfer sich gewöhnt, bringt sie freudiger und erkennt, daß nicht Gut und Habe, nur Tugend und Eintracht uns zu retten vermögen. Vereinzelt und ohne ein aufgestecktes Banner sinken die deutschen Stämme zu Boden; wer es erhebt und damit entschlossen in die Gefahr tritt, dem schlagen alle Herzen.

Brüder Grimm

Inhalt

Deutsche Losung

Das deutsche Jahr

Aus deutscher Seele

Im Schritt der Zeit

Fahrt und Einkehr

Deutsche in aller Welt

Aus alter Truhe

Gedichte sind in diesem Verzeichnis mit * angemerkt

Zu den Bildern dieses Bandes

Die beiden Bilder nach Seite 48 sind entnommen dem Werk von Universitätsprofessor Dr. Josef Pfitzner „Das tausendjährige Prag" (in Ganzleinen RM. 5.80), das Bild nach Seite 64 ist dem Kalender „Niederdonau, Gau der Schönheit und der Arbeit 1940" (RM. 2.—), das Bild vor Seite 65 dem Buch von Erika Deglmann „Salzburg" (broschiert RM. 1.80), das Bild nach Seite 96 dem „Sudetendeutschen Wanderbuch" von Fritz Heinz Reimesch (in Ganzleinen RM. 5.80, broschiert RM. 4.60), das Bild vor Seite 97 dem Buch „Grüner deutscher Böhmerwald" (mit einem ausführlichen Text des Böhmerwalddichters Hans Watzlik, broschiert RM. 2.80, in Ganzleinen RM. 3.80) entnommen. Die vier Bilder nach Seite 120 sind enthalten in dem Band über Mecklenburg und Pommern des Werkes von Erna Lendvai-Dircksen „Das deutsche Volksgesicht" (in Ganzleinen RM. 4.50). Diese Bücher sind ebenfalls im Gauverlag Bayerische Ostmark erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben.

Die Zeichnungen stellten eigens für „Die Deutsche Glocke" zur Verfügung: Robert Haas, Coburg: Seite 18, 26, 39, 79, 91, 92; Kurt Schöllkopf, Stuttgart: Seite 82—86, 139—143; Willy Thomsen, Hamburg: Seite 122 bis 124, 127—129, 134—135.

Das Gedicht auf Seite 6 wurde mit Genehmigung dem Buch von Hans Grimm „Meine geliebten Claudiusgedichte", Verlag Albert Langen — Georg Müller, der Beitrag „Der Führer" auf Seite 44—46 mit Genehmigung des Verlags E. S. Mittler & Sohn, Berlin, dem Werk von Hermann Göring „Aufbau einer Nation" entnommen.

